F XXXIV 112.

Europa

Portugal

Omne tulit punctum,
Qui miscuit utile dulci

CCCXXXVI.

Bt.o 180

Geogr.

F.34,112.

Dr. v. Renner.

Sevilla.

Ausflug

von

Lissabon nach Andalusien

und

in den Norden von Marokko

im Frühjahr 1845,

vom

Prinzen **Wilhelm** zu **Löwenstein**.

J. L. SCHOENLEIN

Helvetia humana confusione et divina
providentia regitur. *Tac.*

Mit einer Ansicht von Sevilla.

No 326.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1846.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite

I. Lissabon. Agua vai! Gallegos. Der terreiro di paço. Manuelischer Baustyl. Familienbäder. Der Handel Portugals, dessen Kolonien, politische Institutionen. Die lusitanische Kirche. Die clubs und die Compagnien. Seesturm . . . 1—19

II. Cadix. Anblick der Stadt und des Hafens, Schmuggler. Das Innere der Stadt. Hôtel français. Tracht der Frauen und Männer. Der Dom. Das Kapuziner-Kloster. Das Waisenhaus. Der Hahnenkampf. Volkscharakter. Eine tertulia. Die Spanierinnen. Nächtliche Rendezvous vor den Fenstern . . . . 20—41

III. Puerto de Santa Maria. Ueberfahrt. Plan zur Schiffbarmachung des Tajo. Anblick von Puerto de Santa Maria. Politische Verhältnisse und Handelsinteressen Spaniens. Die Insel Cuba. Calessinen. Xeres de la Frontera. Herrschaft der Mauren. Mr. Gordon; seine Weine und Pferde.

Seite

Das Gestüt der Charthause. Reitkunst der Spanier. Die Gemälde des französischen Vice-Consuls. Eine spanische posada. Der Ingles. Ein Liedchen . . . . 42—67

IV. San Lucar de Barrameda. Der Weg nach San Lucar. Das Zollhaus am Guadalquivir. Der spanische Philosoph. Ritt nach Puerto Real. Ueberfahrt nach der Isla de Leon. Salinen. Chausseen. Rückkehr nach Cadir. Die plaza della mar. Aussicht vom Dach des Hauses. Eine Procession von Matrosen, Processionen der Charwoche. Die Inquisition. Das miserere im Dom. Die Aufhebung der Klöster, der Klerus. Abreise . . . . 68—99

V. Chiclana. Ein Garten. Montes, der Matador. Der Solano. Der verirrte Franzose. Der Weg nach Tarifa. Schmuggler. Der Kunstreiter als Reisegefährte. Die Küstenwächter. Tarifa. Die posada. Die spanische Küche. Bravo toro! Die Meerenge von Gibraltar. Die Frauen von Tarifa, die Kirche, die Bevölkerung. Ueberfahrt nach Tanger . . . . 100—125

VI. Tanger. Anblick der Stadt; der Hafenkapitain. Herr Carpenetti. Maurische Pferde, Behandlung derselben. Die Consuln. Der Marktplatz. Rechtsspruch. Kein Unterschied der Stände. Die Bevölkerung des Reichs, Mauren, Araber, Berber, Juden und Neger. Die matamores . . . . . 126—141

VII. Tetuan. Excursion in das Innere. Der Soldat, der Dolmetscher. Douars. Gruß der Mauren. Berber. Tetuan. Erlaubniß die Stadt zu

Seite

betreten. Judenviertel. Buden und Werkstätten. Eine schöne Jüdin. Ihr Haus. Die maurischen Weiber. Eine Moschee . . . . 142—161

VIII. Der grüne Heilige und seine Lanze. Die Marabuts. Handelsinteressen in Marokko. Das Fondac. Eine Nacht daselbst. Wunderbare Erzählung eines Mauren . . . . 162—183

IX. Das Fest Aid Kebir. Fanatische Heilige. Mohrentanz. Besuch bei dem Gouverneur, seine Pferde. Eine jüdische Beschneidung. Die fantasia zu Fuß und zu Pferd. Züge nach der Kouba. Schlangenfresser. Die Josephine . . . . . 184—197

X. Fahrt nach Larasch. Der Hafen. Die Galeeren. Mr. John Hay. Festungswerke von Larasch, die Bevölkerung desselben. Ein Blick auf den ehemaligen Culturzustand der Mauren. Rückweg nach Tanger zu Lande. Die Hütte des Einsiedlers. Geweihtes Grabmal. Arsila. Fahrt nach Cadix mit dem Schleichhändler Montero. Nacht auf der Feluke. Die Sanitätsbehörde . . . . . . 198—217

XI. Die Ufer des Guadalquivir, Heerden. Anblick von Sevilla. Die Gasthöfe. Eine Procession. Das Militair. Der Dom, gothischer Baustyl. Die Giralda. Die Tabaksfabrik. Alcazar. Fahrt nach Italica, Volksfest daselbst. Ein spanischer Eilwagen. Das Museum. Murillo. Beschreibung zwei seiner Bilder. Die Caridad. Don Juan hier begraben. Kauf eines Pferdes. Das Theater. Spanische Tänze. Die Sainetes . . 218—256

XII. Rückreise nach Lissabon. Kreuze am Wege. Ausgrabung der Todten. Antonios Bande. Rate-

Seite

ros. Nacht im Gebirge. Gastfreie Aufnahme. Schmuggler. Arrieros. Serpa. Nationalökonomische Betrachtungen. Die Provinz des Alem-Tejo von Fiebern heimgesucht. Rückkehr nach Lissabon . . . . 257—270

Anhang. Einige Notizen über die Ein- und Ausfuhr in den marokkanischen Häfen . . . . . 271—274

I.

Lissabon.

Seit einem Jahre in Lissabon verweilend, bewog mich die Abreise zweier Freunde, des Herrn v. Savigny und Herrn Cintrat, sie auf einem Ausfluge nach Andalusien und Marokko zu begleiten. Der Tag der Abreise war auf den 12. März 1845 festgesetzt. Das kleine Dampfschiff „Queen" harrte unserer bereits im Hafen. Der nächste Weg dahin führte zuerst durch jene engen, schmutzigen Straßen, in welchen die Reinigkeitspolizei und die Anstalt der Straßenkehrer ihre ersten schüchternen Versuche sich erlauben, da sie erst seit wenigen Jahren, nachdem sie die Hunde todtgeschlagen haben, in die Rechte derselben eingetreten sind und an ihrer Statt einen Theil des Unraths wegschaffen, der allnächtlich von den Fenstern herab seinen Zufluß in reichlicher Fülle erhält. Der Ausruf „agna vai!" ist

Jedem, der in Lissabon gelebt hat, wohl bekannt. Von 10 Uhr an hört man ihn bis spät in die Nacht, und in demselben Moment entladet sich aus dem offenen Fenster ein verdächtiges Gefäß, welches die Atmosphäre verpestet.

Nun kam ich in die breiteren und reinlicheren Straßen do Correo, de Alecrim und do Chiado. Hier waren um den Brunnen die Gallegos versammelt, die gallicischen Wasserträger, diese eigenthümlichen, breitschultrigen Gestalten mit ihren dummvergnügten, ehrlichen Gesichtern. Ihre Wassertonnen standen reihenweise aufmarschirt; sie selbst aber schlossen einen engen Kreis um ein Paar ihrer Genossen, die nach der eintönigen Weise eines Dudelsacks ihren Nationaltanz aufführten. Zwei Leute stehen sich ganz nahe gegenüber und werfen, ohne sich vom Platze zu bewegen, ihre Beine mit möglichster Schnelligkeit nach allen Richtungen, wobei derjenige, welcher die Partie der Frau macht, die Schritte des Anderen stets nachzuahmen sucht. Sie sehen sich beständig auf die Füße und ihre Kunst besteht in der möglichst größten Abwechselung und Schnelligkeit der pas. Dieser Tanz ist auch beim Landvolke in Portugal üblich. Er ermangelt aller Grazie und Leichtigkeit, welche namentlich die andalusischen Tänze charakterisiren.

Die Gallegos sind eine fröhliche Race, gesund und arbeitsam und unterscheiden sich hierin wesentlich von der niederen Classe der Stadtbewohner Lissabons, die außer den Stiergefechten eigentlich keine Volksbelustigung kennen, träge dahinbrüten und verkümmert aussehen. Die 10,000 Gallegos, welche in Lissabon sein sollen, versehen zugleich den Feuerdienst. Sie tragen alljährlich eine bedeutende Summe Geldes oder vielmehr Goldes (denn sie wechseln das Silber, sobald sie können, ein) in ihre Heimath. Dennoch ist Gallicien eine der ärmsten Provinzen Spaniens, denn da sich die Arbeitskräfte aus dem Lande ziehen, so bringt das dorthin ausgeführte Gold demselben keinen Nutzen.

Der untere Theil der Stadt Lissabon, wohin man zuletzt gelangt, ist unter dem Minister Pombal nach dem großen Erdbeben von 1755 wieder aufgebaut worden. Er zeichnet sich durch Regelmäßigkeit der Straßen, aber wenig Geschmack in den Gebäuden aus. Hierher gehört auch der Terreiro di Paço, wo man sich einschifft, ein großer viereckiger Platz, auf den die Portugiesen stolz sind, und den ich von ihnen mit dem Marcus-Platze zu Venedig habe vergleichen hören. Er hat aber mit ihm nichts als die Schönheit der Lage gemein, und in dieser Hinsicht dürften allerdings die rei-

zenden Ufer des Tajo der Aussicht auf die Lagunen den Rang streitig machen. Was aber die den Platz begrenzenden Gebäude und die mitten auf demselben sich befindliche kolossale Reiterstatue Josephs I. anbelangt, so verdienen erstere weder im Bösen noch im Guten genannt zu werden und auf die zweite möchte ich den Ausdruck plateresco anwenden, womit in Spanien Alles bezeichnet wird, was einer schlechten Kunstperiode angehört und was wir auch zuweilen Zopfstyl nennen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß von ferne, namentlich vom Flusse aus gesehen, dieser große Platz einen imposanten Anblick gewährt. Amphitheatralisch erheben sich hinter ihm die Häusermassen der Stadt, die oft in so steiler Höhe und an so jähen Abhängen gebaut sind, daß sie mit ihrem Einsturze zu drohen scheinen.

Der Wind blies von Osten. Wir versprachen uns eine glückliche Ueberfahrt. Gegen elf Uhr lichteten wir die Anker und fuhren schnell den Strom hinab. Das Zollgebäude, der Quai Sodré, der Pallast der Kaiserin und der von Necessidades blieben bald hinter uns, so wie die Dörfer Cacilias und Trafaria, die jenseit des Tajo liegen. Wir erfreuten uns an der herrlichen Aussicht, die sich nach allen Seiten hin eröffnete. Die Ufer des Tajo und seine viele Buchten sind genug-

sam beschrieben und vielfach besungen worden. Den größten Reiz gewährt aber diesem gesegneten Lande sein schöner Himmel. Diese klare, durchsichtige Luft, diese Atmosphäre, welche über alle Dinge einen gewissen poetischen Hauch verbreitet, man muß sie eingeathmet haben, um ihren Zauber zu begreifen.

Die Menschen selbst haben wenig Verdienst um die Verschönerung Lissabons. Die nächste Umgegend haben sie großentheils kahl und unangebaut gelassen und in den Gebäuden wenig Geschmack kund gethan, einige Bauten ausgenommen, die aus der Zeit des Königs Don Emanuel herrühren. Dahin gehört die prächtige Kirche von Belem mit dem ehemaligen Kloster und dem Thurme gleiches Namens. Die maurische Verzierung mit ihrer Phantasie und Leichtigkeit schließt sich hier der gothischen Bauform an. Viele Ornamente sind auch rein emanuelisch, d. h. sie finden sich in dieser Weise nirgends wieder, wie z. B. die so vielfach angebrachte Weltkugel mit den Meridianen, ferner besondere Arten von schmalen Bändern und Schleifen, die an den Säulen herablaufen oder einen Bogen einfassen. Zuweilen ist der Spitzbogen gegen das Hufeisen der Mauren vertauscht, wie namentlich die flache, nach unten sich verengende Wölbung über dem Eingange der

Kirche davon einen Beweis liefert. Alle Bauten aus der emanuelischen Zeit tragen denselben eigenthümlichen, zierlichen Charakter, der in den capellas imperfeitas von Batalha seine Vollendung erreicht hat.

Der Thurm von Belem ist auf einer Erdzunge weit in's Wasser hinausgebaut. Eine Batterie und das davor stationirende Linienschiff Braganza beherrschen den Lauf des Flusses. Die Lage des Thurmes ist höchst malerisch. Als wir vorbeifuhren, stand gerade die Herzogin von Terceira mit ihren hübschen Nichten auf der Zinne und winkte uns mit dem Schnupftuche den Abschied zu. Sie ist die Gemahlin des bekannten Generals, der um die Sache des Don Pedro die größten Verdienste sich erworben hat, und gehört zu den wenigen vornehmen Damen Portugals, die man mit Recht schön nennen kann, und die man auch anderwärts so finden würde. Im Allgemeinen zeichnen sich die portugiesischen Damen sowohl durch feinen, namentlich auf Kritik gerichteten Verstand, als auch durch feinen Takt aus, aber durch Schönheit glänzen sie in der Regel nicht; und sie unterscheiden sich in letzterer Hinsicht auf eine unvortheilhafte Weise von ihren schönen Nachbarinnen.

Einen anderen eigenthümlichen Abschied gab uns einer unserer Freunde, der im Augenblicke, als wir an

dem Kahne, in welchem er saß, vorbeifuhren, uns zu Ehren einen Purzelbaum in's Wasser schlug. Wäre die Jahreszeit weiter vorgerückt gewesen, so hätten wir längs dem Ufer eine Menge mit Leinwand überdeckter, wohl verschlossener Schifferkähne erblicken können. Hierin pflegen die Portugiesen familienweise zu baden. Die Schiffer, die den Kahn führen, stehen außerhalb des überdeckten Raumes. Vorn an dem Kahne wird eine kleine Leiter befestigt, um daran in's Wasser hinabzusteigen. Wenn derselbe an dem Orte seiner Bestimmung angelangt ist, erscheint gewöhnlich eine männliche Gestalt in dem allerwärts üblichen, leichten Badekostüm. — Vortrefflich! — Aber siehe da, es tritt auch aus dem überdeckten Schiffsraume eine weibliche Figur, die in einem langen wollenen Mantel, den ein Gürtel festhält, eingehüllt ist. Der Herr hilft ihr in's Wasser. Zuweilen folgt auch eine zweite, oder gar dritte Gestalt. Es sind seine Schwestern, erwachsenen Töchter, was weiß ich. — Die Portugiesen finden darin nichts Unschickliches. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, solches Baden bei Personen, welche den höchsten Ständen angehörten, mehrfach zu beobachten. Die südlichen Völker haben überhaupt sehr freie Ansichten über das Schicklichkeitsgefühl und sind deshalb nicht unsittlicher.

Als die Portugiesen noch Brasilien besaßen, war der Hafen von Lissabon einer der besuchtesten der Welt; dort war die Hauptniederlage aller Kolonialwaaren. Der Handel mit Brasilien wurde nur durch Vermittlung des Mutterlandes betrieben und die meisten Völker des alten Continents holten sich in Lissabon ihren Bedarf an Zucker, Kaffee und Thee. Jetzt ist der Hafen öde und der Handel liegt darnieder. Mit Bekümmerniß haben die Portugiesen diesen Verfall mit jedem Jahre zunehmen sehen; die übrigen Kolonien, welche sie noch besitzen, können ihnen keinen Ersatz für Brasilien gewähren, namentlich in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befinden. Die Kolonien sind zu lange stiefmütterlich behandelt worden, als daß ein baldiger hoher Ertrag von ihnen zu erwarten wäre. Ueberdies ist deren Bevölkerung demoralisirt, so daß die Kaufleute der anderen Nationen wenig Vertrauen zu ihr hegen, und das Klima auf den meisten, namentlich auf den Kolonien in Afrika, so schlecht, daß sich weder Ansiedler, noch gute Beamte für dieselben finden wollen.

In neuerer Zeit hat jedoch die portugiesische Regierung angefangen, für das Gedeihen ihrer, an Umfang immer noch beträchtlichen, Kolonien mehr Sorge zu tragen und zu diesem Zwecke eine Reihe von Verord-

nungen erlassen. Es mag wohl mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, die einmal eingeschlagenen Handelswege umzulenken, oder Leben und Industrie da zu erwecken, wo Gesetzlosigkeit und Indolenz lange geherrscht haben; daher dürften noch viele Jahre darüber hingehen, ehe die Portugiesen ihre Kolonien auf einen gedeihlichen Fuß gebracht haben werden. Wie viel Nutzen aber aus einzelnen derselben gezogen werden könnte, mag nur folgendes Beispiel beweisen. Vor wenigen Monaten langte in dem Hafen von Lissabon ein mit fremden Holzarten befrachtetes Schiff an, welches seine Ladung in Guinea für den geringen Preis von 60,000 Reis (d. h. einige neunzig Thaler) eingenommen, und hier als Schiffsbaumaterial tarirt auf 13 Mill. Reis (d. h. etwa 21,000 Thaler) geschätzt worden ist, eine Schätzung, die in Betracht der feinen Holzarten, welche sich zu Tischlerarbeiten eigneten, als sehr gering anzuschlagen sein dürfte.

Ob es gleich einen traurigen Eindruck macht, den schönen, breiten Strom, der so viele Schiffe aufnehmen könnte und an dessen Ufer sich die Stadt meilenweit hinzieht, so verödet zu sehen, so steht dieser Anblick doch in Harmonie mit dem Bilde, welches diese Ufer selbst und das Innere des Landes darbieten. Dem fernen Beschauer

zeigen schon die zerstörten Kirchen und Klöster den Verfall der Geistlichkeit, die verlassenen Schlösser aber und verödeten Landhäuser die Verarmung des grundsässigen Adels an. Noch jetzt findet man Spuren aus der Zerstörung des großen Erdbebens von 1755 und die Ruinen, welche aus den letzten Bürgerkriegen herstammen, sind noch zahlreicher. Diese Kriege haben dem Lande Wunden geschlagen, an denen es noch lange kranken wird.

Das portugiesische Volk war in früheren Zeiten ein Volk von Helden und Abenteurern. Seine edelsten Fürsten und mächtigsten Barone waren auf dem Felde der Eroberungen und Entdeckungen seine Anführer gewesen. Im Innern bestand keine Industrie und die Cultur des heimathlichen Bodens wurde vernachlässigt. Alle Reichthümer Portugals kamen ihm vom Auslande, es ward groß durch den Raub Asiens und Amerika's. Der angeborene Sinn für Abenteuer hat bis in die neueste Zeit sich erhalten; derselbe aber, der früher den Ruhm des Volkes begründet, trug später zu dessen Verfall bei. Schon der Minister Pombal, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte und der Große genannt wird, seinem Geiste aber nach ein ächter Kaufmann war, hatte mit eiserner Faust den materiellen Interessen eine höhere Geltung zu verschaffen

gewußt, den heroischen Sinn des Volkes durch Despotismus gebrochen und dasselbe auf die Bahn mercantiler Größe geführt. Erschlaffung des Geistes, Ertödtung der edleren Fähigkeiten sind aber immer der Fluch, den das Ringen um materielle Güter nach sich zieht, und diese Folgen sind auch in Portugal nicht ausgeblieben.

Als Don Pedro an die Regierung kam, führte er mit einigen Federstrichen eine kirchliche und politische Revolution herbei, indem er die meisten altväterlichen Rechte und Privilegien abschaffte, die Klöster zerstörte, die Commenden, das heißt Revenuen aus Staats- und Ordensgütern, welche meist nachgeborenen Söhnen zukamen, aufhob, die Nationalgüter veräußerte und dabei die Finanzen zerrüttete. Sein Liberalismus rüttelte an allem Bestehenden, aber die sociale Umwälzung hat er doch nicht vollendet. Der Adel, obgleich aller seiner Privilegien beraubt, blieb als streng geschiedene Kaste stehen. Das Institut der Majorate, welches ihm den unveräußerlichen Besitz eines großen Theils des Landes und hierdurch Einfluß und Reichthum sichert, verblieb mitten in den liberalen Umwälzungen in seiner ganzen Strenge. Und zwar geht dort zu Lande das Lehen, in Ermangelung männlicher Descendenz, auf die Frauen über. —

Die jetzigen Institutionen Portugals sind somit

theils Ueberbleibsel altbegründeten Herkommens, theils aber ganz neue Bildungen der Zeit. Der Kaiser Don Pedro hat in seinem Streben nach Regeneration gleichsam das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und den Bau staatlicher Einrichtungen, den er zerstört, nicht wieder aufführen können. Nach ihm ist in den langen Tagen der politischen Umwälzungen noch manche altherkömmliche und organische Einrichtung untergegangen, und das Feld, auf dem die Gesammtinteressen der Nation verhandelt werden sollen, ist den Angriffen herrschsüchtiger Parteien preisgegeben worden. In neuester Zeit ist nicht zu verkennen, daß sich das Ansehen der Regierung bedeutend gehoben hat, daß die Finanzen des Landes geordneter sind, die Verwaltung im Innern energischer, die Administration des Heeres geregelter ist. Ackerbau und Gewerbe sind gleichfalls im Aufschwung. Was den Ackerbau betrifft, so deutet eines Theils das jährlich zunehmende Sinken der Preise der Rohprodukte schon den Ueberfluß derselben an, anderen Theils geht aus den Handels- und Zolltabellen hervor, daß die Einfuhr an Reis, Korn und Kartoffeln, die in früheren Jahren ziemlich beträchtlich war, fast auf nichts herabgesunken und dagegen die Ausfuhr an Oel, Zwiebeln und Südfrüchten im Zunehmen begriffen ist.

Die politischen Umwälzungen zu Gunsten des Liberalismus gegen den Absolutismus reagirten auch auf die Kirche. Diese Reaction war das alleinige Werk des Don Pedro und ging Hand in Hand mit seinen übrigen demokratischen Maßregeln. Die lusitanische Kirche hatte nämlich seit geraumer Zeit eine große Unabhängigkeit vom römischen Stuhle erlangt und genoß großer Vorrechte. Da indeß die hohe Geistlichkeit sehr demoralisirt war, so hatte sich die kirchliche Disciplin immer mehr verloren, theils wegen des von oben gegebenen Beispieles, theils durch die Nachlässigkeit der Oberen, Verbrechen zu strafen, die ihnen selbst nicht fremd waren. Die Zahl der Weltgeistlichen und Klöster war außerordentlich groß, und ihre Einnahmen ganz außer Verhältniß mit denen des verarmten Landes. Der Clerus war nebenbei im höchsten Grade unwissend, fanatisch und eifriger Anhänger des Don Miguel. Der genannte Kaiser von Brasilien brach nun vollkommen mit dem heiligen Stuhle, hob die Männerklöster auf und verminderte die Zahl der Weltgeistlichkeit. Die Mönche wanderten theils nach Spanien aus, theils erhielten sie Unterstützungen von Privaten und zogen sich auf das Land zurück, um ihr Einsiedlerleben fortzuführen. Viele starben in kurzer Zeit im

Elende. Jetzt, kaum zwölf Jahre nach der Auflösung der Klöster, ist ihre Spur vollkommen verschwunden, man müßte denn als solche die zerlumpte Kutte betrachten, die man noch zuweilen auf den abgemagerten Gliedern eines unglücklichen Bettlers findet.

Was die Weltgeistlichkeit anbelangt, so mag schwerlich in irgend einem Lande mehr Unwissenheit und Demoralisation, als in Portugal herrschen. Hat es doch seit dem Bruche mit Rom, das heißt seit etwa 12 Jahren, sogar an Seminarien gefehlt. Die Kammern von 1845 haben erst die Errichtung neuer Seminarien votirt.

Zu den Privilegien der lusitanischen Kirche gehörten viele Exemptionen von der kirchlichen Jurisdiction der Bischöfe, welche einzelnen Prälaten, meistentheils auf den eigenen Wunsch der Regierung, früher ertheilt worden waren. Während nach den, durch Don Pedro herbeigeführten, religiösen Umwälzungen einzelne von diesen Prälaten sich unter die Autorität der respectiven Bischöfe stellten, blieben andere dem Oberhaupte ihrer Kirche getreu und setzten im Geheimen ihre Verbindungen mit dem heiligen Stuhle fort. Dem Namen nach sollte der Patriarch von Lissabon das Oberhaupt der lusitanischen Kirche sein, da aber dieser im Grunde keine

Autorität über die anderen Bischöfe, die sich als seines Gleichen betrachten, hatte, so war die Kirche in Portugal ohne Oberhaupt.

In diesem Zustande von Auflösung und Mangel an Disciplin fand Monsignor Capaccini die Kirche, als er im Jahre 1822 in der Eigenschaft eines apostolischen Internuntius nach Lissabon gesandt wurde, um sowohl die lange unterbrochenen diplomatischen Verbindungen wieder anzuknüpfen, als auch die Kirche wieder in das rechte Verhältniß zu ihrem Oberhaupte zu bringen. Das Letztere gelang ihm auch nach vielfachen, fast dreijährigen Bemühungen. Mit großer Feinheit und Geschicklichkeit im Unterhandeln ausgerüstet, gab er nach, wenn es ihm unerläßlich schien, wahrte aber stets das Princip zu Gunsten Roms.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in Portugal, die ich nicht ganz unberücksichtigt lassen kann, daß neben der wirklichen Regierungsgewalt zwei wohlorganisirte, gegliederte und furchtbare Mächte bestehen, deren Spuren man zwar überall mehr oder weniger antrifft, die aber nirgends diese ausnahmsweise Stellung behaupten, welche sie hier einnehmen. Diese Mächte sind nicht die Geistlichkeit, welche in Unwissenheit und Armuth vegetirt, sind nicht der Adel, der alle politischen Rechte ver-

loren und dessen Mehrzahl während der Dauer der Bürgerkriege das Opfer seines Vermögens gebracht hat. Diese beiden Mächte sind die geheimen Gesellschaften oder Clubs und die Geldgesellschaften oder Compagnien. Erstere sind zwar dem Buchstaben des Gesetzes nach verboten, werden aber von der Regierung offen geduldet; denn zwei Minister sind Mitglieder und an der Spitze derselben. Sie haben mehr als eine politische Umwälzung herbeigeführt, sie haben den Costa Cabral zu der Revolution von Porto getrieben und ihn im Ministerium gehalten. Jetzt noch werden alle Maßregeln der Regierung dort besprochen, oft vorbereitet und die Umtriebe zu den Deputirten-Wahlen von dort aus geleitet. Die letzteren, die Geldgesellschaften oder Compagnien, sind vier an der Zahl, die Compagnie das obras publicas, Uniao, Confiança und Contratto di tabacco, die alle als eine einzige Compagnie betrachtet werden können, weil dieselben großen Geldspeculanten sich bei den verschiedenen Compagnien betheiligt und die letzteren als solche sich gegenseitig eine große Anzahl Actien abgenommen haben. Die Regierung hat ihnen gewissermaßen das Monopol über das gesammte bewegliche Capital des Landes gegeben, das Privilegium, alle öffentlichen Arbeiten zu

unternehmen, Straßen (deren es noch wenige giebt) im ganzen Lande zu bauen, Kanäle, Brücken, Eisenbahnen und sonstige Bauten anzulegen, sie hat ihnen das Tabaks-, Seifen- und Pulver-Monopol überlassen mit der Berechtigung, ein zahlreiches Beamtenpersonal von Mauth-Aufsehern zu halten, das Vorrecht eingeräumt, im ganzen Lande Sparcassen anzulegen und hierbei schon bestehende Cassen mit hinein zu ziehen, das Geschäft der Zins-Zahlung der auswärtigen Schuld übertragen und ihnen dagegen gewisse Staatsrevenüen verpfändet. Man sieht schon hieraus, daß ihr Wirkungskreis kein geringer sein muß.

Diese beiden Mächte gehen jetzt Hand in Hand mit der Regierung; die Theilnehmer der Clubs verlangen Ehren und Aemter, die der Compagnien nur Ruhe, um die Vortheile, die sie erworben haben, zu genießen und deren Früchte zu ernten. Den Clubs waren die Revolutionen meist erwünscht, denn diese konnten jenen bringen, was sie nicht besaßen. Ehedem waren sie mächtiger als jetzt, denn sie verlieren täglich an Zahl und Ansehen; sie müssen den, seit Kurzem gebildeten, Geld-Gesellschaften weichen, welche entgegengesetzte Interessen verfolgen und ungeheure Hülfsmittel besitzen. Der Unterschied ist in der That, daß diese letzteren

Macht und Reichthum auf dem Wege der Ordnung erlangen wollen, und daß die ersteren dasselbe Ziel mit Hülfe von Umwälzungen verfolgten. Die Compagnien, welche namentlich dem Costa Cabral, diesem energischen Minister des Innern, ihre Entstehung verdanken, müssen mit der Zeit dahin führen, den verderblichen Einfluß der Clubs zu zerstören.

Doch kehren wir zu unserem Schiffe zurück. Ich schaute, in Gedanken vertieft, nach dem schönen sicheren Hafen, den wir zu verlassen im Begriffe waren. Mitten auf der Barre, welche durch die Mündung des Tajo gebildet wird, steht der Leuchtthurm von Bugia, der sich keck zwischen der brausenden und tobenden Flut erhebt und an dessen Fuße die Welle des Oceans sich bricht. Die Mündung des Flusses ist durch mehrere Forts befestigt, welche zur Zeit weder Franzosen noch Engländern den Eingang versperrt haben.

„Aber sehen Sie nur," sagte unser besorgter Reisegefährte, Herr Cintrat, — „wie der Wind umspringt. Er bläst jetzt von Süd-West, ist uns gerade entgegen, und wenn er mit dieser Gewalt anhält, werden wir bald eine hohe See haben." Leider prophezeite er nur zu richtig. Die letzten Sonnenstrahlen hatten die zackigen Felsen des Cap Espichel noch nicht verlassen,

als schon der Sturm mit Gewalt losbrach. Das Schiff arbeitete mühsam und krachte in allen Fugen. Wir lagen bereits in unseren births und wurden darin wie Kegel hin und her geschoben, so daß ich bei allen Göttern der Ober= und Unterwelt schwor, man solle mich nicht wieder auf dem Meere ertappen. Wir mußten uns von der Küste mehr entfernt halten und in der Nacht die hohe See suchen. Die Schwankungen des Schiffes waren unausstehlich. Die englische Dampfschifffahrts=Gesellschaft, obgleich sie ihre Fahrpreise sehr hoch angesetzt hat, versieht den Dienst auf der Linie zwischen Southampton und Gibraltar (auf welcher keine Concurrenz besteht und dieselbe sich auch nicht leicht bilden kann) mit ihren schlechtesten Schiffen. Zu den letzteren gehört auch das kleine Schiff „Queen"; die meisten von uns waren ernstlich krank. In der schrecklichen Nacht vom 12. auf den 13. März sollen gegen 10 Schiffe an der spanischen Küste gestrandet sein, wie wir später von den Consuln zu Cadix erfuhren. Diese waren bei unserer Ankunft daselbst auf verschiedenen Punkten der Küste versprengt, um den verunglückten Schiffen ihrer Nation Hülfe zu leisten.

II.

Cadix.

Als wir am Morgen des zweiten Tages erwachten, liefen wir auch schon in den Hafen von Cadix ein. Die leichtesten und größten Gebäude traten zuerst durch den Morgendunst, der auf dem Meere sich gelagert hatte, hervor; und wie wir näher und näher kamen, schien die blendend weiße Stadt aus den Fluten empor zu tauchen, gleich einem großen Schwane, welcher auf den Gewässern, die er beherrscht, majestätisch ruht. Die Landzunge, auf welcher die Stadt gebaut ist, erstreckt sich so weit ins Meer hinaus und ist so schmal, daß man bei trübem Horizonte gar kein Land sieht und eine Inselstadt wie Venedig zu erblicken glaubt. Mit der steigenden Sonne zerstreute sich der leichte Nebel und bald konnte der Blick ungehindert auf den grünen Ufern der Bucht ruhen, oder die Stadt betrachten, deren

weiße, hohe Häuser in der Morgensonne leuchteten. Die flachen Dächer derselben sind theils crenelirt, theils mit kleinen Thürmen geschmückt, die als Belvedere dienen. Die Seite der Stadt, welche dem Andringen der Meereswogen am meisten ausgesetzt ist, schützen große Kreidefelsen, die längs dem Ufer sich erheben. An ihnen zerschellt die mächtige Welle und schleudert nicht selten ihren Schaum bis auf den Wall hinauf, wo der sorglose Gaditane wandelt und die Gaditanerin ihre Reize unter der schwarzen Mantille und hinter dem beweglichen Fächer halb verbirgt. Dort stehen rostige Kanonen, die Zeugen einer glänzenden Vorzeit waren und ihre Mündungen trotzig dem Meere zuwenden.

In einer gewissen Entfernung vom Rande des Walles erheben sich die Häuser der Stadt. Hier zeichnen sich zunächst einige Regierungsgebäude aus, die großen Lagerhäuser, das Zollgebäude und ein paar Kasernen. Dazwischen stehen kleinere Privathäuser, die einen freundlicheren Anblick, als jene gewähren. Erstere sind mit Balkonen und Blumenvasen verziert, und haben große, grüne Jalousien, welche die Fenster überdecken. Mitten auf dem Quai, der längs dem Hafen sich hinzieht, steht dem Wasser zunächst eine

große Rotonde, ein ungeheures Gebäude, dessen Zweck man sogleich begreift, wenn man sich erinnert, daß man in Spanien angekommen ist. Hier werden die Stiergefechte im Sommer gehalten. Der Circus gehört zu den Gebäuden der Regierung, wie anderwärts das Theater. Er darf in keiner der größeren Städte Spaniens fehlen. Die Stiergefechte in Cadix sind berühmt, weil die Theilnehmer, vermöge des Baues des Circus, größerer Gefahr als anderswo ausgesetzt sind. Wenn sie von Stieren verfolgt werden, können sie sich nämlich nicht über die Barriere flüchten, wie anderwärts, sondern müssen sich hinter kleine Gerüste zurückziehen, die bei verschiedenen Stellen an der inneren Wand des Circus angebracht sind.

Der Hafen war wenig belebt, denn der Handel von Cadix liegt seit geraumer Zeit darnieder. Das benachbarte Gibraltar, welches der Centralpunkt alles Schleichhandels ist, und das naheliegende Puerto Santa Maria, von wo aus die Xeres-Weine jetzt direct versandt werden, haben Cadix großen Schaden gethan, und es dürfte sich nicht wieder heben, so lange das jetzige Steuersystem fortbesteht. Es wurde einmal den Cortes der Antrag gemacht, Cadix zum Freihafen zu erklären, dieser Antrag mußte jedoch vor dem Wider-

stande, den die Deputirten der Fabrik-Distrikte von Aragonien und Catalonien erhoben, zurückgenommen werden. Es wurde uns inzwischen aus sehr guter Quelle versichert, daß, wenn die Stadt Cadix 30,000 Piaster daran wenden wollte, sie unfehlbar ihren Zweck erreichen würde. Ich wage nicht zu entscheiden, welche Wirkung die geschickte Verwendung einer solchen Summe in einem Lande hervorzubringen im Stande ist, in welchem viele Dinge käuflich sind, und ob damit die Opposition zum Schweigen gebracht werden könne.

Wir wurden auf dem Dampfschiffe von einem spanischen Schiffer, der ein recht verschlagenes Gesicht hatte, abgeholt und ans Ufer gebracht. Um nicht geprellt zu werden, muß man mit diesen Leuten über den Preis der Ueberfahrt vorher accordiren.

Ich frug unseren Schiffer, ob er auch Schmuggeler-Geschäfte treibe. „Caramba!" sagte er, „haben Sie verbotene Waare bei sich, ich will sie Ihnen durchpassiren. Wir sind alle Schmuggeler." Ich sagte lächelnd: „„Diesmal nicht, Freundchen, aber vielleicht ein ander Mal."" Auf dem Quai angelangt, griff uns eine Anzahl zerlumpter Packträger an, die in ihrem Diensteifer sich alle zugleich unserer Habseligkeiten bemächtigen wollten. Sie sowohl, als die Mauthbeamten

machen keinen günstigen Eindruck auf den neuen Ankömmling. Ich warf den letzteren mitten in ihrem Geschäfte ein Stückchen Geld mit den Worten hin: „Mein Herr (in Spanien ist jeder ein señor), nehmen Sie das für Ihre Bemühungen.“ Unser französischer Reisegefährte aber, der diese Vorsicht unbeachtet gelassen hatte, mußte mehrere Dinge aus seinem Koffer herausnehmen und confisciren sehen.

Das Entzücken, was ich empfand, den spanischen Boden zum ersten Male zu betreten, vermag ich nicht zu beschreiben. Unsere Phantasie ist von Jugend an gewöhnt, mit diesem Lande, namentlich mit den südlichen Himmelsstrichen desselben, das Romantische und Wunderbare zu verbinden. Man vergegenwärtigt sich unwillkührlich das ehemals große und glänzende Reich der Mauren, ihre ritterlichen Kämpfe mit den Christen, ihre Niederlagen, ihre Verjagung.

Der Anblick des Innern der Stadt Cadix ist höchst angenehm; Alles freundlich, rein und nett. Fast alle Straßen sind mit Quadersteinen gepflastert, und obgleich sie eng und die Häuser hoch sind, so fand ich jene doch weit freundlicher und wohnlicher, als es manche breite Straße im Norden ist. Freilich sind Wagen und Pferde etwas Seltenes, so daß schon aus diesem

Grunde eine größere Reinlichkeit der Straßen leicht zu bewerkstelligen ist. Die Spanier legen einen besonderen Werth auf den äußern Putz des Hauses, sie lassen dasselbe fast jährlich weißen, die Fenster reichen bis auf den Fußboden der Stuben herab, sind mit Balkonen versehen und meistens mit Blumentöpfen verziert. Darüber breitet sich eine große Marquise, welche die Sonnenstrahlen abhält. Viele Fenster waren auf und ließen uns zuweilen einen Blick auf ihre Besitzerinnen werfen, welche solches nicht übel zu nehmen schienen. In den Straßen war viel Leben und das Ganze machte einen Eindruck von Festlichkeit, der uns wohl gefiel.

In einem ächt spanischen Gasthofe fanden wir ein recht reinliches Unterkommen. Aus der Straße traten wir durch einen Durchgang und eine Gitterthür in einen, mit grauem und weißen Marmor belegten und mit einem Brunnen verzierten, kleinen Hof. Die Eleganz der Gänge und Zimmer entsprach der Nettigkeit des Hofraumes nicht. Der Hauptlurus bestand hier lediglich in der Reinlichkeit. An Mobilien aller Art fehlte es sehr; die unentbehrlichsten wurden jedoch herbeigeschafft. Dieser Gasthof war einer der besten, die ich in Spanien angetroffen habe und heißt Hôtel français; für Wohnung und Kost zahlt die Person täglich einen

Piaster (d. h. etwa 1 Thlr. 10 Ngr.), was einem deutschen Gastwirthe sehr billig erscheinen muß. In Betracht des in Spanien herrschenden Mangels an frischer Butter war die Kost ganz gut. Um den Hofraum führte im ersten Stock ein Gang, auf den die Zimmer hinausgingen und von welcher Seite sie auch Licht erhielten. Unsere Fenster gingen auf die Straße. Wir sahen hinaus und musterten die Vorübergehenden. Da zog manche niedliche Gaditanerin vorüber, die Mantille zierlich über den Kopf geworfen, leichten Ganges und, wenn man nach dem Aeußeren urtheilen kann, auch leichten Herzens. Alle waren klein und nett, und unter dem kurzen Röckchen ließen sich niedliche Füße blicken, auf welche die Spanierinnen gewöhnlich sehr stolz sind und es mit Recht sein können.

Wir gingen dann auf den passeio. Der Winterspaziergang ist der sonnige und vor den Winden geschützte Platz della constitucion, welcher im Innern der Stadt liegt. Der Platz ist mit Bäumen umgeben und in der Mitte quer durch mit großen Steinplatten belegt; hier auf den mit Platten belegten Gang drängt sich Alles zusammen, man stößt beim Vorübergehen unwillkührlich auf den Nachbar; hier ist „foule“, während der übrige Raum leer bleibt. Im Sommer

vereinigt man sich auf der eigentlichen Alameda, welche auf den Wällen der Stadt längs dem Meere sich erstreckt.

Ein Theil der Cadirer schönen Welt war schon auf der plaça della constitucion versammelt und ging in Gesellschaften von drei und vier auf und ab. Eine Menge hübscher Erscheinungen überraschten uns sehr angenehm, namentlich bemerkten wir die großen, schwarzen Augen, das schöne Haar und die elegante Haltung der Frauen. Die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge läßt sich nicht so sehr rühmen, als vielmehr das Pikante derselben. Alle Frauen waren schwarz gekleidet. Die Damen aus höheren Ständen unterscheiden sich von den niederen nicht durch andere Moden, sondern blos durch die größere Feinheit der Mantilla oder des seidenen Kleides. Nur die Weiber aus der allerärmsten Classe tragen weder die eine, noch die andere. Die Mantilla besteht eigentlich aus zwei mit einander verbundenen Theilen, aus einem seidenen Kragen, der am Hinterkopfe festgesteckt ist und über die Schultern herabfällt, und aus einem daran gehefteten schmalen Schleier, der zwar für gewöhnlich auch den Nacken bedeckt, aber nach Belieben über das Gesicht gezogen werden kann.

Die Herren haben ihre Nationaltracht verlassen

und längst unsere Moden angenommen, sie legen aber die Landestracht noch an, wenn sie über Land reisen oder auf dem Lande wohnen. Diese Tracht der Männer, welche so äußerst geschmackvoll ist, hat nur das niedere Volk zum Theil beibehalten, aber freilich mit Weglassung der hervorstechendsten Kleidungsstücke und charakteristischen Verzierungen, der kurzen Hose und der Stickereien auf der Jacke. Das vollständige andalusische Kostüm wird nur noch in Sevilla und der nächsten Umgegend getragen. Es besteht aus dem eigenthümlichen breit krämpigen Filzhute (sombrero), der mit zwei Büscheln auf der linken Seite verziert ist und unter welchem meistens noch ein farbiges Schnupftuch um den Kopf gewunden wird, aus einer am Ellenbogen und Kragen mit farbigen Zeugen besetzten und gestickten braunen Jacke von grobem Tuche, unter welcher die Elegants (majos) eine zweite Jacke von Seide oder feinem Tuche tragen, welche mit vielen silbernen Knöpfen versehen ist; aus einem Paar kurzen braunen Hosen, weit unter dem Knie und hellblau eingefaßt, und einem Paar schwarzen oder gelben ledernen Kamaschen, die an der Wade offen sind und den weißen Strumpf sehen lassen. Dazu gehört noch eine rothe oder gelbe Schärpe von Wolle oder Seide und der spanische Mantel.

Wir machten die Bekanntschaft unserer respectiven Consuln; der preußische, Herr Uthhoff, ist ein sehr geachteter und äußerst gefälliger Mann. Sein Sohn führte uns am nächsten Tage in der Stadt umher, um uns die Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen. Wir besuchten mit ihm einige Kirchen, unter denen ich nur die Kathedrale erwähnen will, ein kolossales Gebäude, welches aber nicht sowohl durch die Größe der inneren Räume, als durch die schweren Steinarbeiten und Pilaster imponirt. Sie ist mit einer Kuppel versehen, im Uebrigen aber im Renaissance-Style gebaut. Bekanntlich wird oft behauptet, derselbe sei nach dem Verschwinden der Freimaurer und dem Untergange der von ihnen bis dahin geheim bewahrten Wissenschaft der Baukunst nur aus Unwissenheit der höheren architektonischen Gesetze und aus Geistesarmuth entstanden. Eine übertriebene Neigung zum Gigantischen und Phantastischen wird sogar mit Recht dem Michel Angelo vorgeworfen, der die beste Seite dieser Kunstrichtung vertritt; mit weit größerem Rechte müßte aber dieser Vorwurf den Baumeister des Domes zu Cadix treffen.

Zwei Bilder, die angeblich von Murillo sein sollen, hängen zunächst am Eingange der Kirche. Sie sind allerdings in Murillo's Weise gemalt, aber etwas Un-

edles in der Haltung, eine Undurchsichtigkeit der Farben und eine gewisse Gezwungenheit in der Gruppirung ließen mich deren Aechtheit bezweifeln.

Cadix ist an Kunstschätzen nicht reich. Außer den genannten Gemälden befinden sich im Kapuzinerkloster drei sehenswerthe von Murillo, den heiligen Franziscus, eine Conception der Jungfrau Maria und die Vermählung der heiligen Catharina darstellend. Diese drei Gemälde tragen schon ganz das Gepräge der ächten Murillos, die ich später in Sevilla gesehen habe. Das letzte Bild ist nicht vollendet, weil Murillo hierbei vom Gerüste herunterfiel und, in Folge der erhaltenen Beschädigung, sechs Monate später in Sevilla starb. Es ist das letzte Bild dieses Malers, und wenn einerseits ein besonderes Interesse daran geknüpft ist, so dürfte doch nicht schwer sein, wenn man dasselbe mit seinen besten Leistungen vergleichen will, die Spuren abnehmenden geistigen Schwunges wahrzunehmen. Ich werde später Gelegenheit haben auf Murillo zurückzukommen.

Wir sahen auch das großartige Waisenhaus, welches mit der Irrenanstalt in Verbindung steht; eine Verbindung, die Manches zu wünschen übrig ließe. So ordentlich die kleinen Kinder gehalten zu sein schienen, da sie gut gekleidet, gut genährt und ihnen große

gesunde Locale eingeräumt waren, so sehr fiel uns die Nachlässigkeit auf, mit welcher die armen Narren behandelt wurden. Die meisten von denjenigen, die man für rasend hielt, waren nur halb gekleidet, in Ketten, auf einem harten Lager oder auf dem Boden einer kleinen Zelle ausgestreckt, die mehr einem Käfige, als einer menschlichen Wohnung glich. Diese Zellen waren auf ebener Erde um einen großen Hof herum angebracht, die Thüren aller Zellen gingen auf den Hof, in welchem sich die Unschuldigen unter den Verrückten, die Schweigsamen, Tiefsinnigen, Blödsinnigen rc. aufhielten. Sie sollten ihren erkrankten Geist an dem sie umgebenden Schauspiele herstellen. Uns rührte besonders ein Mensch, der rhythmisch declamirte; man kann nicht sagen in Versen, denn er sprach nur Unsinn, aber Reim und Rhythmus fehlten selten. Er saß aufrecht in seinem Bette, mager, abgezehrt und blaß, und hatte einen geistvollen Kopf, wenn man das von einem Narren sagen kann. Er hatte sich früher ernsten Studien und namentlich der Dichtkunst eifrig ergeben. Seine geistigen Arbeiten hatten ihn schon sehr erschöpft, und arm wie er war mußte er arbeiten, um zu leben, als vollends eine unglückliche Liebe ihm den Verstand raubte. Die Bücher, seine alten Gefährten, lagen um ihn herum und in manchen

Momenten las er eifrig und schien das Gelesene zu verstehen.

Diese ganze Erscheinung wirkte um so ergreifender auf uns, als der zerrüttete Verstand dieses Menschen manchmal zum Bewußtsein zurückzukehren und dann wieder in Wahnsinn zu verfallen schien, und wir uns unwillkührlich seine Empfindung vergegenwärtigten, wenn er in lichteren Momenten das Bewußtsein seiner jetzigen Lage haben sollte.

Neben diesen armen Verlassenen sahen wir in einem anderen Theile des Gebäudes eine rührende Einrichtung. Eheleute, die über 70 Jahre alt waren, wurden daselbst versorgt. Jedes Ehepaar hatte sein eigenes Häuschen um einen großen gemeinschaftlichen Hof und jedes ein Waisenkind zur Pflege erhalten. In diesem Hofe sah es so still und friedlich aus, die erste Jugend und das höchste Alter waren da beisammen; und man versicherte uns, daß diese alten Leute auf ihre Pflegekinder gewöhnlich einen sehr guten und dauernden Einfluß hätten.

Am Sonntage war Hahnenkampf.

Wir begaben uns dahin in Begleitung eines Deutschen, des Grafen Münster, den wir in Cadix antrafen,

und drängten uns unter das sehr gemischte Publicum, welches sich dort einfand und mit Leidenschaft diesem grausamen Spiele zusah. Hundert Männer etwa der niederen Volks- und Bürgerklasse saßen amphitheatralisch in einem kleinen Kreise herum. Jeder Theilnehmer hatte seinen Kampfhahn unter seinem Sitze. Ehe der Kampf losgehen sollte, zogen je zwei unter ihren Sitzen die Hähne hervor. Dieselben wurden dann gewogen und, wenn sie von gleichem Gewichte waren, vom Kampfrichter zum Kampfe zugelassen. Sowie das geschehen war, fingen die Wetten an, die während der ganzen Dauer des Gefechtes ausgeboten und angenommen wurden. Viele Hähne hatten sich schon früher ausgezeichnet, waren den Mitgliedern des Hahnenklubs bekannt und hatten, noch ehe der Kampf begann, die höchsten Wetten auf ihrer Seite. Der Kampf mußte fortdauern, bis einer der beiden Hähne als todt liegen blieb. Wir sahen in dieser Weise fünf bis sechs Paar Hähne zusammen kämpfen. Obgleich ich keinen großen Geschmack dieser Belustigung abgewinnen konnte, so hielt ich doch bis zu Ende aus, denn das Schauspiel war nicht einförmig, jeder Kampf unterschied sich vom vorhergehenden. Einmal tödtete ein Hahn seinen Gegner mit dem ersten Hieb, den er ihm mit dem Sporn

ins Genick gab. Bekanntlich werden die Sporen der Hähne für diese Gelegenheit geschärft. Ein andermal floh der eine Hahn, nachdem er die Ueberlegenheit des Gegners erkannt hatte, und lief immer im Kreise herum. Sein stärkerer Gegner, der ihn verfolgte und einen kleineren Kreis zu beschreiben hatte, wurde dadurch schwindlig; da drehte der erste plötzlich um, griff seinen Gegner an und schlug ihn nach kurzem Kampfe zu Boden. Bei dieser Gelegenheit mußte man die Theilnahme des Spaniers für den Sieger sehen, sein Lärmen und Toben; ein Kampf dieser Art ist sehr selten. Oft blendet ein Hahn den andern oder das am Kopfe herablaufende Blut hindert ihn am Sehen. In diesem Falle darf der Eigenthümer desselben in die Arena herabsteigen und dessen Bewegungen leiten, indem er ihn am Schwanze anfaßt. Sobald der Hahn die Nähe seines Gegners bemerkt, greift er ihn, obgleich geblendet, von Neuem muthig an. Es läßt keiner von beiden ab, bis einer umfällt und als todt liegen bleibt, so stolz und muthig ist die Natur dieses Thieres. Wirklich tödten sie sich indeß nur selten; sobald der Kampf zu Ende ist, trägt man beide Parteien hinaus, läßt ihnen zur Ader und steckt sie ins kalte Wasser. Sie erholen sich meistentheils und die guten Hähne werden für künftige

Kämpfe aufgehoben. Ich nahm einige Wetten an und verlor sie, wie vorauszusehen war.

Bei diesem Schauspiele war besonders der Ausdruck des Volkscharakters, der sich in seiner Wildheit und Selbstständigkeit ausprägt, interessant. Die übrigen Spanier werfen den Andalusiern zwar vor, daß letztere groß im Prahlen, aber feig im Handeln seien. In der That mögen die Einwohner des nördlichen Spaniens größere Energie, Ausdauer und Festigkeit besitzen, als die Andalusier. Diese haben dagegen Charakter-Eigenschaften, die sie höchst liebenswürdig machen. Nebenbei haben sie auch als Stierfechter und Schleichhändler ihren Muth und ihre Kühnheit vielfach bewährt.

Abends war ich in einer tertulia (Soirée). Hierbei konnte ich den wirklich geselligen Sinn der Südspanier kennen lernen und die tertulias, welche ich später in Sevilla und Granada besuchte, hatten denselben Charakter. Die Spanier bringen keine feierlich leeren und ernst verschlossenen Gesichter mit in Gesellschaft. Man versammelt sich auf ein paar Stunden, um heiter zu plaudern und Scherze zu treiben; denn die Spanierinnen sind in Gesellschaft der Männer lustig und ungezwungen. Man steht bald mit ihnen auf dem vertrautesten Fuße, und es dauert nicht lange, so muß sich

auch der Fremde ihre Neckereien, worin sie eine liebenswürdige Fertigkeit besitzen, gefallen lassen. Zuweilen wird eine Guitarre hervorgeholt und, ohne hierbei Anspruch auf Kunstfertigkeit oder schöne Stimme zu machen, zur Erheiterung der Gesellschaft ein Liedchen vorgetragen, dessen Wirkung oft mehr in den Worten, als in der Melodie liegen soll.

Erfrischungen werden fast nicht gereicht; zuweilen jedoch einige Gläser Wasser mit einer Art von Zuckerschaum zum Eintunken, oder Limonade, herumgegeben. Nachdem der Eintretende von der Hausfrau Notiz genommen hat, wählt er sich einen Platz und kann, wenn er will, in einer Ecke den ganzen Abend neben einer Dame, oder einem jungen Mädchen, sich hinsetzen, ohne daß es auffällt. Damen und Herren nennen sich in der Regel nur bei Vornamen, und oft wenn Jemand vorgestellt wird, erfährt man den Familiennamen gar nicht, da derselbe den meisten gleichgültig ist. Dieser kleine charakteristische Zug ist nur die Folge des freien Tones, der in der Gesellschaft überhaupt herrscht; ohne dieß halten sich ja die Spanier alle für gleich, es reicht also hin, daß man Jemanden überhaupt bezeichnen könne, um ihn von Andern zu unterscheiden. Was den freien Ton betrifft, so wird er, meiner Meinung nach, zuwei-

len zu weit getrieben, da hiedurch das Zartgefühl verletzt wird. Junge Mädchen sprechen oft von Dingen, die ihnen fremd sein sollten, und verheirathete Frauen sind natürlich noch offenherziger. Diese Offenherzigkeit verkürzt die Conversation um ein Element, in welchem manche Leute eine große Virtuosität erlangt haben, das ist das Element der verblümten Zweideutigkeiten, die vollkommen wegfallen müssen, sobald man alle Dinge bei ihrem Namen nennt. Ob das ein Vortheil oder ein Uebel ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Viel Bildung ist bei spanischen Damen nicht anzutreffen, vielmehr herrscht unter ihnen die größte Unwissenheit über alle Dinge, durch welche sie nicht unmittelbar berührt werden. Mit einer gewissen kindlichen Beschränktheit ist ihr Sinn in der Regel nur auf das Nächste, nur auf die sie umgebenden Verhältnisse gerichtet; in dieser Sphäre sind sie liebenswürdig und angenehm. Sie kennen ihre Geschichte, ihre Dichter und ihre Sprache u. s. w. Wollte man sie aber in die Salons der großen Welt nach Paris, London oder sonst wohin bringen, so würden sie nicht leicht ihren Platz ausfüllen und ihn vielleicht nie ausfüllen lernen. Die Spanierinnen verachten alles Fremdartige, daher sie sich dasselbe auch nicht aneignen, und ich habe selten gefunden, daß sie

sich in fremde Sprachen und fremde Moden vollkommen zu schicken wußten. Die benachbarten Portugiesinnen stehen zwar den Spanierinnen hinsichtlich der äußern Reize sehr nach, sie haben auch weniger ihre rein portugiesische Individualität bewahrt, aber unbedingt mehr allgemeine Bildung erhalten.

Die Spanier haben das Gute, sich wenig um das Treiben des Nachbarn zu kümmern, sondern jeden gewähren zu lassen. In ein Haus, wo man einmal eingeführt ist, kann man alle Tage kommen, oder davon lange Zeit wegbleiben; man ist immer sicher, auch nach geraumer Zeit wieder mit Herzlichkeit aufgenommen zu werden. Die Phrase, die man in Spanien so oft hört: „das oder jenes steht zu Ihrer Disposition“ und die man sich im Allgemeinen hüten muß wörtlich zu nehmen, ist auf das Haus angewandt: „La mia casa sta a la disposicion de usted“ keine bloße Höflichkeitsformel, wie wir deren viele haben. Die Höflichkeit der Spanier ist nicht so leer an Resultaten wie die unsrige, sie bethätigt sich in Gefälligkeiten aller Art, namentlich in der Gastfreundschaft, wie ich solches zu erfahren mehrfach Gelegenheit gehabt habe. Mit ihrem ganzen Wesen, mit ihrem ganzen Charakter ist ein ritterlicher Zug verbunden, der namentlich auch im geselligen Um-

gange seine guten Früchte trägt; denn nirgends kann man gegen Damen höflicher, zuvorkommender, galanter sein, wie man es in Spanien ist.

Als ich mich aus der tertulia zurückzog, war es schon ziemlich spät; ich hatte jetzt Gelegenheit einen charakteristischen Zug der freien Sitten der Gaditaner, welcher mit dem freien Tone derselben zusammenhängt, zu beobachten. Vor einem schönen, großen Hause, welches einer der ersten Familien in Cadix gehören mochte, stand im Mantel gehüllt ein Mann mit der Guitarre in der Hand. Er spielte aber nicht, sondern unterhielt sich mit einer Dame im ersten Stockwerke, welche, um besser zu hören, sich über das Gitter des Balkons hinauslehnte. Als ich nahe hinzutrat, unterbrach er die Unterhaltung und griff einige Accorde. Mein Begleiter, der ein Spanier war, erzählte mir, diese Dame sei die Tochter des Hauses, ein sehr schönes, ganz junges Mädchen, welcher Herr P.... seine Huldigungen darbringe; er selbst sei öfters gegen zwölf Uhr vorbeigegangen und habe seinen Freund hier angetroffen: unter diesen Umständen nehme man aber von einander keine Notiz. „Ist er denn mit ihr verlobt?“ fragte ich. —

„„Ich weiß nicht.““ —

„Und schadet ein solches Verhältniß nicht dem Rufe eines Mädchens?“ —

„„O nein, dieß junge Mädchen gehört zu den gefeiertsten Schönheiten von Cadix, die Eltern wissen um ihr Verhältniß und erlauben diese Unterredungen, wie es sich von selbst versteht. Was hat es denn auf sich, wenn man vom ersten Stocke herab mit Jemanden in der Straße sich unterhält? Wären die Fenster unten vergittert, so könnten sie es bequemer haben und sich unten sprechen, so wie Fräulein von M—, welche Sie heute Abend gesehen haben, ihren Liebhaber vom unteren Stockwerke aus spricht. Ich will Sie dort vorbeiführen. Vielleicht ist er schon da.““

In der That sahen wir ein paar Straßen weiter eine vermummte Gestalt vor einem vergitterten Fenster stehen; eine weiße Hand schien bei unserer Annäherung durch das Gitter sich zurückzuziehen. „„Das ist die Hand des Fräulein von M.,““ sagte mein Begleiter, „„sie hat schon mehrere novios gehabt““ (d. h. eigentlich Bräutigam; es scheint aber, daß in Andalusien die Bedeutung dieses Wortes weiter ausgedehnt wird) „„und ist ein sehr unterhaltendes und liebenswürdiges Mädchen; jetzt entfernen wir uns aber, denn sie kann nicht leiden gestört zu werden, und wenn sie

mich erkannt hat, so macht sie mir morgen ein schiefes Gesicht.““ —

Diese Rendez-vous vor den Fenstern sind auch in den übrigen Städten des südlichen Spaniens hergebracht und Niemand findet daran etwas zu tadeln.

III.

Puerto de Santa Maria — Xeres.

Montag den 17. März wollten wir mit dem Dampfschiffe nach Sevilla fahren, um dort die heilige Woche zuzubringen, weil das Oster-Fest nirgends in Spanien mit größerer Pracht und mehr Eigenthümlichkeit gefeiert werden soll, als in Sevilla. Da aber wegen der hohen See das kleine Flußdampfschiff, welches uns den Guadalquivir hinauf bringen sollte und bis zur Mündung des Flusses eine Strecke von mehreren Meilen in das Meer zurückzulegen hat, nicht auslaufen konnte, so entschlossen wir uns diesen Tag zu einer Excursion nach dem benachbarten Xeres de la Frontera zu benutzen. Wir schifften uns ein, um auf die andere Seite der Bucht nach Puerto de Santa Maria zu fahren. Der Tag war hell und die Luft so durchsichtig und rein, wie sie in jenem herrlichen Himmelsstriche fast

immer zu sein pflegt. Die fernsten Gegenstände sahen wir erstaunlich deutlich vor uns. Am Horizonte erblickten wir einzelne Segel, die auf die Meerenge von Gibraltar zusteuerten. Der Ostwind wehte scharf und jagte die Wellen in die Flanke unseres kleinen Dampfschiffes, so daß wir nach einer Ueberfahrt von einer Stunde nur mit Mühe Puerto de S. Maria erreichten. Auf dem Schiffe traf ich einen alten Bekannten aus Lissabon, einen Spanier, der sich in letzterer Stadt im Auftrage einer Actien-Gesellschaft aufhält, um mit der portugiesischen Regierung über Schiffbarmachung des Tajo bis an die spanische Grenze zu unterhandeln. Den Provinzen Alt-Castilien und Estremadura, welche mit dem Meere keine Wasserverbindung haben, wäre die Ausführung dieses Planes von höchster Wichtigkeit. Die spanische Regierung hat die Schiffbarmachung des Tajo, so weit derselbe das Gebiet derselben berührt, einer Actien-Gesellschaft überlassen, und unterstützt die Verhandlungen der Compagnie mit der portugiesischen Regierung. Letztere legt aber dem Unternehmen (sei es aus National-Eifersucht, sei es aus mißverstandener Handels-Politik) die unüberwindlichsten Hindernisse in den Weg. Die Sachen stehen bis jetzt so, daß der schöne und breite Strom für größere Schiffe nur bis

Villa franca, d. h. etwa acht Meilen nordwestlich von Lissabon, schiffbar ist, während er, nach dem Urtheile der Sachverständigen, mit verhältnißmäßig geringem Aufwande bis nach Madrid, wo er den Manzanares aufnimmt, größeren Schiffen zugänglich gemacht werden könnte.

Bei Puerto de Sta Maria ergießt sich der kleine Fluß Guadaleta. An seinem Ausflusse bildet er eine, in stürmischen Zeiten gefährliche, Barre. Das Jahr vorher war hier ein Dampfschiff untergegangen. Die gefährlichen, seichtesten Stellen waren durch eine heftige Brandung, welche sich auf beiden Seiten des Flußbettes weit hinaus in die Bucht erstreckt, genau bezeichnet. Theils umschifften wir dieselben, theils wurden wir durch eine mächtige Woge, die das ganze Schiff mitnahm, auf einmal darüber weggehoben und befanden uns nun jenseits der Brandung im ruhigen Guadaleta. Nach kurzer Fahrt hielten wir vor den breiten Quais von Puerto de Sta Maria, welchen entlang zunächst sich die Alameda, der Sommerspaziergang, mit seinen vier Reihen von Bäumen befindet. Hinter denselben erheben sich die großen, weißen Häuser der Stadt, von denen die meisten ebenfalls mit flachen Dächern überdeckt sind. Puerto Sta Maria hat 18,000 Einwohner,

die Ackerbau, Pferdezucht und Handel treiben. Es ist ein sehr hübsches und wohlhabendes Städtchen, bei dessen Anblick, wie überhaupt bei dem aller Städte Spaniens, die ich von Andalusien bis Biscaya besucht habe, der Gedanke am wenigsten Raum finden konnte, daß dieses Land noch so eben in Revolutionen begriffen war und, mit wenig Unterbrechungen, vom Jahre 1820 bis in die neueste Zeit von Bürgerkriegen heimgesucht worden ist. Fast nirgends trifft man eine Spur der hinterlassenen Verwüstungen an. In den baskischen Provinzen fand ich gegen Ende des Jahres 1845 die Städte Mondragon und Irun und die umliegenden Dörfer, die viele Jahre lang der Schauplatz des Krieges gewesen und mehrere Male beschossen, halb eingeäschert, eingenommen und wieder verloren worden waren, alle neu aufgebaut. Dieß sind eben so viele Beweise von dem eigentlichen Reichthume der Nation. Die Finanzen der Regierung waren allerdings oft zerrüttet und schlecht genug verwaltet, aber das Vermögen der Privaten hat unter der Last der Bürgerkriege, unter dem Drucke einer schlecht verstandenen Handelspolitik und bei dem (von den Engländern offenbar begünstigten und wohl organisirten) Schmuggelsystem viel weniger gelitten, als man es hätte erwarten sollen. In seinem Innern stehen

diesem Lande außerordentliche Hülfsmittel zu Gebote. Dabei ist dasselbe auch verhältnißmäßig schwach bevölkert und liefert bei wenig Cultur einen weit höheren Ertrag, als das Bedürfniß der Einwohner es erfordert.

Will man den jetzigen Zustand des Landes von der politischen Seite betrachten, so mag darin Manches zu tadeln sein; es ist aber offenbar, daß man auf die Folgen, welche die letzten Revolutionen herbeigeführt haben, nicht zurückkommen kann, ohne neue Unruhen hervorzurufen. Man muß den Stand der Dinge, wie er sich einmal herausgestellt hat, annehmen und dieser Zustand scheint mir weder so unsicher, noch so abscheulich, als man ihm von Ferne das Ansehen zu geben sich bestrebt. In Spanien ist die sociale Revolution vollendet worden, die in Portugal, trotz aller Umwälzungen, welche dieses Land erlitten hat, noch nicht bewerkstelligt ist, so daß in diesem letzteren Lande noch ein beständiger Kampf gekämpft wird zwischen den politischen Revolutionen, welche ganz liberal, und den socialen, welche es nicht sind. Betrachtet man Spanien unter dem Gesichtspunkte seiner und der deutschen Handelsinteressen, so ist die Bedeutung, welche dieses reiche Land für jeden Staat haben muß, der Fabrikate ausführen und Colonial-Waaren oder rohe Stoffe (Weine, Südfrüchte,

Oel ꝛc.) einführen will, so sehr in die Augen springend, daß es hierzu keiner Beweisgründe bedarf. Man muß nur die Anstrengungen beobachten (und wer in der Lage gewesen ist, Spanien näher kennen zu lernen, dem wird diese Beobachtung nicht entgangen sein), die Anstrengungen, sage ich, welche die Engländer und Franzosen machen, um Einfluß und merkantile Vortheile in Spanien zu erringen. Wer dieß Land gesehen hat, wird aber auch wissen, daß keinem von beiden Völkern die öffentliche Meinung sehr zugethan ist, daß vielmehr die Eifersucht gegen die Nachbarn an den Pyrenäen und der Haß auf die Beherrscher von Gibraltar jedem dritten Volke bei Verhandlungen mit Spanien eine günstige Stellung einzuräumen geeignet wären.

Es ist wohl bekannt, daß die Handelsinteressen Spaniens seit geraumer Zeit zu mannichfachen Reibungen Anlaß gegeben haben, namentlich zwischen diesem Lande und England in den Fragen, welche den Sklavenhandel und den Colonial-Zucker betreffen.

Letztere Macht hat sehr heftige Noten gegen die spanische Regierung gerichtet, welche zuletzt, obgleich wider Willen, in einigen Punkten nachgegeben hat, indem es namentlich das gegen den Sklavenhandel gerichtete und längst ausgearbeitete Strafgesetz bekannt machte.

Sie hat dieses Gesetz wider Willen publieirt, weil es mehr im Interesse der spanischen Regierung lag die Neger-Einfuhr auf Cuba zu begünstigen, als zu verhindern. Die Insel Cuba nämlich, eine der wichtigsten Colonien der Spanier und eine Hauptquelle ihrer Einnahmen, kann immer nur als ein precärer Besitz betrachtet werden, weil in der socialen und politischen Organisation derselben der Keim zu deren einstigen Losreißung vom Mutterlande liegt. Die Bevölkerung besteht zur größeren Hälfte aus Schwarzen, zur anderen aus Kreolen und Weißen. Aus Furcht aber, daß die Kreolen (oder die auf der Insel geborenen Nachkömmlinge der Spanier) sich einst vom Mutterlande unabhängig erklären möchten, hat die Regierung sie von jeder Theilnahme an der Verwaltung der Insel, von jedem politischen Einflusse daselbst fern zu halten gesucht. Sie genießen durchaus keine politischen Rechte und können auf der Insel kein öffentliches Amt bekleiden. Daher hassen die Kreolen die anderen Weißen und sind immer bereit sich gegen dieselben zu empören. Nur die Furcht, sie möchten selbst eines Tages von der farbigen Bevölkerung der Insel niedergemetzelt werden, erhält sie in dem Gehorsam gegen Spanien. Deshalb ist es für letzteres Land so wichtig, daß die Zahl der farbigen Bevölkerung

auf Cuba nicht abnehme. Mit dem eben geschilderten künstlichen Systeme von gegenseitiger Furcht und gegenseitigem Mißtrauen hat sich inzwischen die spanische Regierung bis jetzt in dem Besitze der Insel erhalten und so ist es ihr namentlich auch gelungen, die häufigen Negeraufstände, die daselbst ausgebrochen sind, zu ersticken. In Folge des letzten Aufstandes sollen gegen 500 dieser Unglücklichen nach Sevilla transportirt worden sein und müssen daselbst bei den öffentlichen Bauten die schwersten Arbeiten verrichten. Einige von ihnen, die in Ketten geschmiedet waren, habe ich selbst gesehen, schöne Leute von athletischer Gestalt.

So sehr nun die Regierung einerseits um die Erhaltung der Insel besorgt sein mag, so sehr muß es ihr andererseits wünschenswerth erscheinen, den Handel derselben zu begünstigen, für ihre Produkte leichten Absatz zu erhalten und neue Handelswege aufzufinden, denn der materielle Wohlstand dürfte die politischen Gährungen am leichtesten im Zaume halten.

Welche Stellung nach allem diesen der Zollverein, Spanien gegenüber, einnehmen könnte, welche großen Handelsinteressen, gegründet auf natürlichen Bedarf und Austausch einer überfließenden Produktion, Deutschland mit Spanien verbinden könnten und verbinden

müßten, wenn man nicht den Schatten eines längst entthronten Princips noch verehrte, dieß wage ich nicht näher anzudeuten. Ich habe mir sagen lassen, daß bestimmte Rücksichten bisher die Anerkennung Spaniens von Seiten der größeren deutschen Mächte verhindert hätten. Ich habe aber auch einmal von Rücksichten gehört, die eine Beengung des Donau-Handels bei deren Einmündung ins schwarze Meer zugelassen und zur Folge gehabt haben, und von anderen, die ein Fortbestehen des Sundzolles bewirkten, zu einer Zeit, wo dessen Aufhebung ein Leichtes gewesen wäre. Es giebt Rücksichten aller Art, auch solche, die verbieten dieß Thema weiter zu verfolgen.

Ich kehre zu Puerto Santa Maria zurück. Sobald wir ans Land gestiegen waren, suchten wir ein Paar Calessinen zu bekommen, um nach Xeres zu fahren. Wir fanden sie bald. Diese kleinen, von einem Pferde gezogenen und dort zu Lande üblichen Wagen sollen für zwei Personen eingerichtet sein; sie sind aber so klein, daß wir zu zweien nur dann sitzen konnten, wenn wir die Ellnbogen zu den Fensterchen links und rechts hinausstreckten. Sie kamen mir vor wie auf Achsen gesetzte Porteschaisen. Ueberdieß mußten wir zu unseren oder vielmehr auf unseren Füßen

noch dem Fuhrmanne einen Platz einräumen, der sich seitwärts hinsetzte, seine Beine an dem Rade hinabhängen ließ und den von demselben aufgeworfenen Koth mit seinen weißen Strümpfen auffing. In anderthalb Stunden brachte uns der gestreckte Trab unserer Andalusier nach Xeres. Wo wir unterwegs hinblickten, war das Land vortrefflich angebaut. In der reich bewässerten Ebene sahen wir große Fluren, auf denen Horn-Vieh und Pferde weideten; an den Hügeln und auf den höher gelegenen Punkten hatte man meistens Weinberge angelegt. An anderen Orten waren Olivenpflanzungen und Weizenäcker, blühende Aloen mit 18 bis 20 Fuß hohen Stengeln und knotige Sykomoren mit stachlichten Blättern.

In diesen Gefilden ward im Jahre 711 das Schicksal Spaniens durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera entschieden und die Herrschaft der Araber über einen Theil des christlichen Europa's begründet. Diese Herrschaft, welche sich kurz nach dem Einfalle der Araber, (mit Ausnahme der Gebirge von Galicien, von Asturien und der baskischen Provinzen) über die ganze Halbinsel erstreckte, wurde bald darauf durch die unabhängig gebliebenen christlichen Fürsten von den Gebirgen des Nordens aus immer mehr nach dem Süden von

Spanien zurückgedrängt, bis endlich die Eroberung von Granada im Jahre 1491 die Macht des Halbmondes in Spanien brach.

Trotz der heftigen Verfolgungen, die nun von Seiten der Christen gegen die Mauren begannen, und welche so weit gegangen sein sollen, daß man ihnen das Singen ihrer alten Lieder und den Gebrauch ihrer Bäder verbot, trotzdem daß, wie man berechnet, nach und nach über eine Million von ihnen, die den Islam nicht abschwören wollten, auswandern mußten (unter Philipp III. im Anfange des 17. Jahrhunderts sollen allein gegen 600,000 nach Afrika sich hinüber gesiedelt haben), ist der dauernde Einfluß, den die Mauren auf diesen Theil von Spanien geübt haben, in Sprache, Sitten und Gebräuchen noch sehr bemerklich, und manche Einrichtung, deren Ursprung sich im westlichen Europa fast nicht auffinden ließe, erklärt sich aus der Verwandtschaft Spaniens mit dem Orient. Die orientalische Poesie hat den entschiedensten Einfluß auf die Volkspoesie der Spanier gehabt; die bilderreiche Sprache der Orientalen, ihr Sinn für das Wunderbare, ihre Mährchen, ihre Worte und Wendungen sogar sind auf jene übergegangen; ja ich möchte behaupten, daß die in Andalusien und Granada volksthümliche Aussprache des

Spanischen den in diesen Gegenden lange überwiegenden Einfluß der Araber kund giebt; denn hier herrschen die Gaumen- und Zischlaute, von denen die letzteren der Aussprache des englischen th ähnlich sind, weit mehr vor, als im nördlichen Spanien. Das Ansehen von Cadix, von Puerto Santa Maria, von Puerto Real, von Xeres, von Tarifa ꝛc. gleicht noch dem Ansehen der maurischen Städte; es sind dieselben weißen Häuser, es ist fast dieselbe innere Einrichtung, nur daß christliche Sitte und europäische Cultur einige Aenderungen herbeigeführt haben.

Die Stadt Xeres liegt auf einem kleinen Plateau über dem Flüßchen Guadalete. Wenn man von der Seite von Puerto Santa Maria hereinfährt, bemerkt man in der Höhe zur Linken eine schöne Terrasse, die von den Einwohnern als öffentlicher Spatziergang benutzt wird. Die Stadt hat keine Thore, die Straßen derselben sind breiter als die von Cadix, aber nicht so belebt, die Häuser zum Theil recht schön. Man versicherte mir, Xeres zähle 34,000 Einwohner, vergrößere sich täglich und sei eine der reichsten Städte des südlichen Spaniens.

Wir hatten einen Empfehlungsbrief mit für Herrn Gordon, einen der größten Weinhändler und Pferde-

züchter von Xeres. Da wir gar kein Gepäck bei uns hatten, so fuhren wir gleich bei seinem Hause vor. In ihm und seiner Familie lernten wir äußerst liebenswürdige Menschen kennen.

Der Vater, ein Engländer, ist seit geraumer Zeit in Xeres etablirt und seine drei Söhne sind im Lande geboren. Dem Aussehen und Charakter nach halb Engländer, halb Spanier, sind sie unternehmend und energisch wie jene, gastfrei und liebenswürdig wie diese. Wir wurden sogleich zum Essen eingeladen. Zunächst mußten wir aber theils zu unserer Erholung, theils zur Befriedigung unserer Neugier die großen Keller, die mit Xeres, Pajarete und Amontillado angefüllt waren, besuchen. Anstatt aber, wie es in Deutschland geschehen müßte, viele Treppen hinabzusteigen, wurden wir durch den Hofraum in ein großes Gebäude geführt, das einer Reitbahn ähnlich sah und etwa funfzig Fuß breit und einige hundert lang sein mochte. In einer Höhe von etwa 12 Fuß waren ringsherum Fenster angebracht, die nach der Schattenseite zu offen waren. Hier lagen Fässer an Fässer, von denen die einen ganz, andere halb gefüllt, die einen leicht zugespündet, andere es gar nicht waren. Wir mußten uns in der Mitte, wo Tisch und Stühle standen, niedersetzen und alle Sorten

durchkosten, vom leichten, trockenen Amontillado und süßen Pajarete bis zum 60 und 70jährigen Xeres, der zwei Mal die Reise um die Welt gemacht hatte, wodurch bekanntlich dieser Wein weit stärker und besser wird. Wir fanden diese Proben ausgezeichnet gut und frei von Branntwein. Wir baten uns eine Preisliste aus, die ich hier im Auszuge mittheilen will. Das Faß, 600 Quart Flaschen enthaltend, guten Xeres kostet 50 Pfd. Sterling, von besserer Qualität 70 bis 80 Pfd. Sterling, von der besten Qualität 100 Pfd. Sterling, Amontillado 70 bis 100 Pfd. Sterling, Pajarete 70 bis 100 Pfd. Sterling.

Die Behandlung der südspanischen, sowie auch der portugiesischen Weine ist eine ganz besondere. Sie enthalten so viele Alcoholtheile, daß der Zutritt der Luft ihnen zuträglich ist, daher muß der Ort, wo sie aufbewahrt werden, luftig sein; die Fässer werden meistens offen gelassen oder nicht bis oben angefüllt. Die wässerigen und herben Bestandtheile des Weines verfliegen dann mit der Zeit, und er wird stärker und angenehmer von Geschmack.

Nach dem Weinkeller wurden die Stallungen besucht, in welchen namentlich ein schöner englischer Hengst, der zur Kreuzung mit der andalusischen Raçe

dient, gezeigt wird. Um auch seine Abkömmlinge zu sehen, fuhren wir auf das benachbarte Gut des Herrn Gordon, wo die Fohlen stehen. Daselbst bemerkte ich wirklich ausgezeichnet schöne Pferde, unter andern einen fünfjährigen Kohlfuchs, der die schönen runden Formen und Gangarten des spanischen Pferdes und dabei den arabischen Kopf, den gestreckten Hals und das feine Blut des Vaters bewahrt hatte. Die andalusischen Pferde entwickeln sich sehr spät und kommen in der Regel erst im 7ten Jahre zu ihrer vollen Kraft; sie dauern aber lange aus. Man sieht oft zwanzigjährige Reitpferde, die noch vortrefflich gehen, rasch, gelenkig und ausdauernd sind. Die späte Entwickelung der Pferde mag größtentheils mit der Art, wie sie gehalten werden, zusammenhängen; denn bis zum vollendeten dritten Jahre kommen sie nie unter Dach und Fach und erhalten keine Stallfütterung; sie werden in halb wildem Zustande sich selbst überlassen. Wenn sie nach dieser Zeit eingefangen werden, sind sie sehr scheu und sehen zottig, mager und häßlich aus, daß man nicht begreift, wie sich noch ein kräftiges, schönes Thier daraus entwickeln soll. Man öffnete einen Stall, in welchem ein halbes Dutzend dieser frisch eingefangenen dreijährigen Fohlen beisammen war. Sie drängten sich bei unserem

Anblick dicht an einander und es gelang nur mit Mühe eines derselben heraus zu holen.

Nach Besichtigung des Gestütes ging es in die Stadt zurück zu einem Chevalier Ribera, der auch seine Pferde vorzeigen sollte. Er that es mit großer Gefälligkeit. Der Chevalier schien fast unter den Pferdezüchtern das zu sein, was sein Landsmann Don Quichote unter den fahrenden Rittern gewesen war. Jedoch sind zur Unterscheidung von jenem Ritter des Ersteren Bestrebungen nicht ohne reelle Erfolge. Um aber zu beurtheilen, ob die Leistungen und Eigenschaften seiner wirklich schönen Pferde den unglaublichen Lobeserhebungen, die der Eigenthümer von ihnen anstimmte, entsprachen, dazu reichte nicht die Zeit. Herr Ribera zieht einen, von den oben beschriebenen etwas verschiedenen Schlag Pferde, da er die andalusische Raçe ungemischt zu erhalten bestrebt ist. Diese Raçe war am meisten in dem Gestüte veredelt worden, welches zu der ehemaligen, bei Xeres gelegenen Carthause gehörte. Mit Aufhebung der Klöster ist dieß Gestüte eingegangen, und ein Bauer der Umgegend hat die letzten berühmten Zuchtstuten gekauft. Die Pferde ächt andalusischer Raçe haben in der Regel zwei Schönheitsfehler, einen großen, etwas gemeinen Kopf (und diesen

Fehler haben oft die feinsten Pferde) und eine sich senkende, schmale Gruppe, wodurch sie das Ansehen bekommen ein schwaches Kreuz und Hintertheil zu haben. Letzteres ist jedoch nicht der Fall, denn ich habe andalusische Pferde gesehen, die ausgezeichnet gut setzten, und andere, die, schwer beladen, in einem Tage acht bis neun deutsche Meilen zurücklegten. Auf verschiedenen Reisen, die ich in Spanien mit Schmugglern und Maulthiertreibern gemacht habe, fand ich jedesmal Gelegenheit, die Kraft und Ausdauer ihrer Pferde zu bewundern. Ein anderer sehr häufiger Fehler, der wichtiger ist als ein Schönheitsfehler, liegt in der Organisation selbst, in dem Bau der Hinterbeine, welche zu krumm gebogen sind und deshalb auch zu weit vorgreifen. Ihr Schritt ist dabei sehr lang, aber im gestreckten Trab schlagen sie meistens mit den Hinterhufen gegen die vorderen an. Langgefesselt, wie sie gewöhnlich sind, trägt dieser Bau zur Weichheit ihrer Gangarten, namentlich des Galopps, bei.

Herr Ribera zeigte uns einen prachtvollen Isabellen Hengst, der es vorzüglich verdient aufgeführt zu werden; ich fand nur die Größe seines Kopfes und seinen zu starken Hals zu tadeln, denn selbst die Gruppe war schön und die Beine nicht übermäßig gebogen. Er war

groß und stark von Knochen, die Mähne hing, wie schwere rohe Seide, lang herab, der Schweif berührte fast den Boden; er hatte den stolzen, hohen Gang, auf den die Spanier so viel Werth legen, und im Galopp arbeitete er so gewaltsam, daß er die Erde zerstampfen zu wollen schien. Herr Ribera forderte gegen 2000 Thaler dafür. Feine und große Pferde sind in Spanien immer sehr theuer und selten. Es werden deren viele aus Frankreich eingeführt.

Um den Schlag der Pferde zu verbessern, hat die Regierung die Einfuhr von solchen, welche eine bestimmte mittlere Größe übersteigen, frei gegeben. Die berühmtester spanischen Gestüte sind die von Xeres und Cordova; doch geben viele Leute den letzteren den Vorzug, weil sie behaupten, daß die daselbst gezogenen Pferde härter und gesunder seien, als die von Xeres.

Was die Reitkunst betrifft, so sind die Spanier darin noch sehr zurück; zwar sitzen sie fest, denn sie sind geborene, kühne Reiter, aber sie gehen mit den Pferden schlecht um, sie verstehen es nicht, ihnen weder gute Gangarten beizubringen, noch sie abzubiegen. Ihre Pferde sind so gelehrig und gelenkig, daß man sie mit leichter Mühe zu Allem abrichten kann; sie sind ruhig und sanft, und doch reiten die Spanier selten ohne

Kappzaum und führen dabei eine Stange, deren Seitenstücke etwa drei Viertel Fuß in der Länge haben. Sie können damit eine ungeheuere Gewalt auf das Maul des Pferdes ausüben und dasselbe hinten ganz niedersetzen; auch sind sie nur zu sehr geneigt hiervon Gebrauch zu machen. Sie finden ein besonderes Vergnügen auf dem Pflaster Galopp zu reiten und das Pferd plötzlich ganz kurz zu pariren.

In Xeres sowohl als in Madrid werden Pferderennen jährlich gehalten. Sie sind nichts weniger als volksthümlich. Die Elegants haben sie als Nachäffung der Engländer eingeführt; da aber das spanische Pferd, vermöge seines Baues, zu allem Möglichen sich besser eignet als zum Rennen, so dürften diese Versuche zu keinem weiteren Resultate führen.

Von Herrn Ribera gingen wir zum französischen Vice-Consul. Er besitzt unter sehr vielen einige schöne Gemälde, die er zur Zeit der Aufhebung der Klöster in Spanien an sich gebracht hat. Damals konnte man die kostbarsten Sachen für ein Geringes kaufen, und man sagt, daß man mitunter jetzt noch hierzu Gelegenheit habe; aber freilich sind diese Gelegenheiten seltener geworden, seitdem Fremde, namentlich Engländer, die schönsten Kunstschätze gekauft und in ihre Heimath ge-

bracht haben. Nachdem ein Theil der besten Gemälde bereits ins Ausland gegangen war, hat die Regierung nachträglich durch ein Gesetz die Ausfuhr von Kunstschätzen verboten. Dieß ist inzwischen mit Hülfe der Schmuggler so leicht zu umgehen, daß man seiner auch nur scherzweise gedenkt. Der französische Vice-Consul hat sein ganzes Haus in eine Galerie verwandelt, den patio oder Hofraum seines Hauses mit inbegriffen, der mit Marmor getäfelt, von einer Säulenreihe umgeben und mit Blumen und Gemälden verziert ist. Dort zu Lande, wo man sich der Hitze wegen einen großen Theil des Tages im Hofe aufzuhalten pflegt, ist ein solcher eleganter Hof nichts Ungewöhnliches; er wird mit derselben Sorgfalt rein gehalten wie bei uns der Saal oder das Wohnzimmer. Die Treppe, der Gang und alle Zimmer des Hauses waren mit Gemälden angefüllt. Ich will mich hier nicht auf eine ausführliche Beschreibung dieser Privatsammlung einlassen und nur bemerken, daß mir einige Gemälde, die von Velasquez*) von Ribera, genannt Spagnoletto, und Joanes

---

*) Don Diego Velasquez de Silva wurde 1658 in den Ritterstand erhoben und zwar wegen eines Gemäldes, das die königliche Familie darstellte. Er hatte sich selbst darauf mit abgebildet. Der König Philipp IV soll, als er das Gemälde erblickte, den Pinsel

sein sollten, auffielen, und die wohl jedes Museum geziert haben würden.

Selbst das Auge des oberflächlichsten Beschauers vermag Fehler wahrzunehmen; das eines tieferen und durchgebildeteren Kenners hat mehr Wahrnehmungen der Schönheit. Ich will jedoch die Kritik sowohl als das Lob der Gemälde dem Leser ersparen und erstere denjenigen überlassen, die blos reisen, um zu tadeln. Der französische Vice-Consul behauptete auch einige Murillos zu besitzen, deren Aechtheit mir doch sehr bedenklich erschien, als ich später die Meisterwerke dieses Künstlers in Sevilla und Madrid sah und dieselben hiermit verglich. Es giebt fast keine spanische Stadt, wo nicht mehrere Privatpersonen sich des Besitzes einiger Murillos rühmen. Abgesehen von der materiellen Unmöglichkeit, daß Murillo der Schöpfer so vieler Gemälde sein könne, so ist es ja genugsam bekannt, daß sich nach seinem Vorbilde eine Kunstschule gebildet hatte, deren Mitglieder, ohne das Genie des Meisters zu besitzen, sich auf's Treueste in seine Gedanken eingelebt, seine Art zu malen und besonders sein

---

ergriffen und gesagt haben: „es fehlt etwas an dem Gemälde" und mit eigener Hand ein Ritterkreuz auf den Rock des Künstlers im Bilde gemalt haben.

Colorit vortrefflich nachgeahmt haben. Von diesen Schülern sind nur wenig Namen auf uns gekommen und der Catalog des Königl. Museums zu Madrid, der nicht ohne Geschick und archäologische Kenntnisse verfertigt worden ist, muß sich gewöhnlich damit begnügen, die Bilder, welche in der Manier von Murillo gemalt sind, seiner Schule zuzuschreiben, ohne uns den Künstler selbst nennen zu können.

In Xeres ist noch eine sehenswerthe gothische Kirche, deren innere Ornamente aber durch das wiederholte Anstreichen leider sehr gelitten haben. Hierdurch sind die ursprünglich zarten Umrisse sehr verwischt worden.

Zu Herrn Gordon zurückgekehrt, wurde jedem ein Zimmer angewiesen und einige Zeit zur Toilette vergönnt. Dieß setzte uns einigermaßen in Verlegenheit, da wir ohne alle Effecten, wie wahre Vagabonden, angekommen waren. Es blieb nichts übrig, als eine passende Entschuldigung vorzubringen; denn die Familie unserer Wirthe war nach englischer Sitte in full dress.

Bei einbrechender Nacht sagten wir ihnen ein herzliches Lebewohl, warfen uns in ein Paar Calessinen und kutschirten nach Puerto Santa Maria zurück, um dort zu übernachten. Das Wirthshaus, in dem wir Aufnahme fanden, war im Vergleich der Beschreibung,

die man von spanischen posadas macht, viel besser, als wir erwarteten. Wenn auch für den comfort manches fehlte, so ließ doch die Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach unserer Ankunft wurden wir sogleich aufgefordert in die Küche zu treten, um uns zu wärmen. Auf dem Lande in Spanien wird man bei der kalten Jahreszeit am Heerde in der Küche empfangen, weil das der einzige Ort im Hause ist, wo man sich wärmen kann. Ein sehr großer Rauchfang, der eine freie Aussicht auf den Himmel verstattet, erhebt sich pyramidenförmig über die darunter Sitzenden, und auf dem Heerde liegen, mit den Spitzen gegen einander gekehrt, ein Paar kleine Bäume, die je nachdem sie weiter abbrennen, zusammengeschoben werden. Wir erhielten unseren Platz am gemeinschaftlichen Feuer und die übrigen Gäste rückten ihre Holzstühle zusammen: „Es ist recht kalt heute Abend, Señor Caballero, Sie haben sich spät auf den Weg gemacht", sagte einer von ihnen. „Sie sind wohl nicht Ingles", fuhr er nach einem Weilchen fort. „„Nein, wir sinde Dutsche und dieser Herr ist ein Franzos."" „Das wußte ich doch gleich", meinte er, „daß Sie keine Ingles seien; ein Ingles hätte sich nicht zu uns gesetzt, um das Nachtessen zu erwarten." Die Engländer haben keine Geduld und

fangen immer nach einiger Zeit Streit mit dem Wirthe an. Sie haben viel dinero (Geld), das ist wahr, aber um das Leben, das sie führen, möchte ich es nicht besitzen. Wir Spanier sind zufrieden, wenn wir einige pajitos und eine hübsche muchacha haben. Wir genießen, was uns Gott giebt; ein Ingles aber ist nie zufrieden. Ich war früher Kaufmann in Gibraltar und habe viele gekannt und gute Kunden unter ihnen gehabt, aber ich konnte es dort vor Langeweile nicht aushalten. Da gab es keine corrida (Stiergefecht), keine cancion andalusa, keinen bolero*), keine muchachas und mugeres (Mädchen und Frauen), wie in Cadix.''

Mit diesen Worten zog er ein Büchelchen von weißem Papier aus der Tasche, riß ein Blättchen ab, schüttete aus einer Blechdose, die er bei sich führte, ein wenig Tabak darauf und rollte sich gemächlich eine Cigarrete (um pajito). Er zündete sie an einer Kohle, die er aus dem Feuer holte, an und athmete, nach spanischer Weise, den Dampf behaglich ein. Er sprach kein Wort mehr und schien im Genusse seines pajito

*) Ein spanischer Tanz.

und der schwülen Wärme, die aus dem Kaminfeuer zu ihm drang, vertieft. Da fielen mir die charakteristischen Worte jenes Spaniers ein, der, als Jemand in ihn drang, er sollte arbeiten, um sich aus dem ihn bedrohenden Elende herauszureißen, antwortete: „Señor Caballero, der Mensch ist auf die Erde gesetzt worden, um nichts zu thun und um Gott zu preisen." — C'est le sublime du genre far niente.

Als wir nach dem Abendessen unserem Tischgenossen eine buona noce gewünscht hatten und auf unser Zimmer gingen, drangen die Töne einer Guitarre zu uns, welche in der traurigen, volksthümlichen Molltonart zu einem Liede präludirte. Bald vernahmen wir auch eine sanfte, weibliche Stimme und deutlich folgende bedeutungsvolle Worte:

Mas vale trocar
Placer por dolores
Que estar sin amores.

Donde agradecido
Es dulce el morir.
Vivir en olvido
Aquel no es vivir.
Mejor es sufrir

Passion y dolores
Que estar sin amores *).

Noch lange hörte ich im Geiste die verhallenden Töne des Liedes, und noch oft in späterer Zeit habe ich mich dessen erinnert.

*) Besser ist's Freude mit Leiden vertauschen, als ohne Liebe sein. Da ist Sterben erwünscht und süß. In der Vergessenheit leben heißt nicht leben. Besser ist Leiden und Schmerzen erdulden, als ohne Liebe sein.

IV.

San Lucar de Barrameda. Cadix.

In aller Frühe hielten schon vor unserer Thüre ein Paar Calessinen, die uns nach San Lucar de Barrameda, welches am Ausflusse des Guadalquivir liegt, bringen sollten. Wir hatten unseren Diener, nebst den Effecten, in Cadix zurückgelassen und wollten mit ihnen und dem Dampfschiffe von Sevilla in San Lucar zusammentreffen. Das Wetter war schön, obschon der Wind etwas scharf wehte, doch rechneten wir mit Bestimmtheit darauf, daß das Schiff würde auslaufen können.

„Viva señor! Aur!“ riefen wir unserem Wirthe halb portugiesisch, halb spanisch zu. „Muchas gracias, caballeros. Vai usted con Dios (Gehen Sie mit Gott)!“

Hinter Puerto Santa Maria wird das Land in der Richtung von San Lucar hügelig. Wir erklimmten

langsam die Anhöhe. Indem wir stiegen, entfaltete sich hinter unserem Rücken eine prächtige Aussicht auf die ganze Bucht von Cadix mit den daran liegenden Städten San Fernando, Puerto Real, Puerto Sta Maria und endlich auf das gegenüberliegende Cadix selbst. Die aufgehende Sonne sandte ihre ersten Strahlen auf die weißen Häusermassen der Städte herab; ein kleines Dampfschiff durchkreuzte die einsame Bucht und ein paar Fischerkähne lagen gegen den Wind und warfen ihre Netze aus. Ein einziger Kauffahrteifahrer lichtete die Anker und entfaltete seine Segel vor dem Winde. Wer weiß, in welcher Himmelsgegend er die Anker wieder ausgeworfen haben mag?

Als wir den ersten Hügel überstiegen hatten, verschwand die schöne Aussicht auf das Meer. Wir kamen in eine baumlose Gegend, wo in größter Einförmigkeit ein Saatfeld an das andere sich reihte. Um diese Zeit des Jahres war Alles frisch und grün und auch da, wo keine Felder waren, wuchs Gras und Unkraut die Fülle; aber im Spätsommer und Herbst, wenn die Ernten gehalten worden sind, muß dieser Landstrich einen recht öden Anblick gewähren. In Spanien, wie in Portugal, haben die Bauern ein Vorurtheil gegen Bäume, sie behaupten allgemein, daß dieselben ungesund sind und Fieber ver-

breiten; andere habe ich sagen hören, daß die Bäume die Vögel anziehen und daß letztere das Korn fressen. Mit diesen Argumenten ausgerüstet, hauen sie alle Bäume um und man bringt sie nur mit Mühe dahin, Oliven-Pflanzungen und Obstbäume zu respectiren. Manche Grundbesitzer haben mir ihre Noth in diesem Punkte geklagt und versichert, daß junge Pflanzungen, welche sie mühsam angelegt, das Opfer dieser Vorurtheile geworden seien. Wie alle ungebildeten Völker hängen die Einwohner des südlichen Portugals und Spaniens mit einer Art von Verehrung an den Traditionen ihrer Vorfahren. Sie setzen allen Neuerungen nicht nur bösen Willen entgegen (denn sie halten das bei ihnen Altherkömmliche für besser als Alles, was andere Völker erfinden können), sie widerstreben auch mit der ihnen eigenthümlichen vis inertiae, von der ich schon einen kleinen Zug angeführt habe und an der sich der festeste Wille brechen muß. Diese vis inertiae, welche mit Sorglosigkeit verbunden ist, hat ihren Grund in Arbeitsscheu und in Mangel an Unternehmungsgeist. Wer aber nur einen Sommer in jenem schönen, entnervenden und heißen Klima zugebracht und mit dem Volke verkehrt hat, der fängt schon an die spanische Sorglosigkeit zu begreifen. Bei uns würden freilich die Geld-

speculanten und Fabrikbesitzer und viele, die ein Gewerbe haben, oder keins, die Achseln über einen Menschen zucken, dem seine Ruhe lieber, als Geld und Reichthum ist. Es könnte aber auch Menschen geben, die hierin etwas Achtungswerthes fänden, denn es gehört Philosophie dazu, Reichthümer zu verachten.

Außer der Baumlosigkeit trägt ein anderer Grund dazu bei, dem südlichen Spanien ein kahles Ansehen zu geben, der Mangel nämlich an ländlichen Wohnungen. Wir erblickten auf dem dritthalb Meilen langen Wege kaum ein Dorf und nur wenige vereinzelte Bauerhöfe. Die ackerbauende Bevölkerung ist in großen Mittelpunkten zusammengedrängt und wohnt meistens in den Städten. Eine solche Stadt ist auch das am Ausflusse des Guadalquivir gelegene San Lucar de Barrameda, mit etwa 17,000 Einwohnern. Das Städtchen macht den Eindruck geringerer Wohlhabenheit, als die bisher berührten Punkte. Die Einwohner sind wegen ihrer Betrügereien und ihres Schleichhandels berüchtigt. In ganz Spanien habe ich kein schlechteres Pflaster angetroffen als hier, sogar in Puerto Santa Maria nicht, und das will viel sagen. Hier und da waren sogar offene Kloaken in der Mitte der Straße zu sehen. Schritt vor Schritt ging es durch das ganze, lange Städtchen und

wir zogen es vor, zu Fuß nebenher zu gehen. Als wir die Stadt im Rücken hatten, setzten wir uns wieder auf, um noch den, eine Viertelstunde weiter gelegenen, Hafen, wo das Dampfschiff landen sollte, zu erreichen. Wir kamen an den Guadalquivir, kein einziges Schiff lag in dem Hafen und mit Ausnahme einer elenden posada war auch kein Privathaus in der Nähe; dagegen stand neben dem breiten Quai ein prachtvolles, aber leeres Gebäude, worin man bequem einige Tausend Mann hätte einquartiren können. Es war von der Regierung mit großen Kosten vor Kurzem aufgeführt worden, weil dieselbe die Absicht gehabt hatte, ein Waarenlager daselbst einzurichten und die Zölle an die Mündung des Guadalquivir zu verlegen. Man hat diesen Plan inzwischen aufgegeben, weil man dessen Unausführbarkeit einsah, und sich damit begnügt, den kommenden Geschlechtern dieß Denkmal der Verschleuderung der Staatsgelder zu hinterlassen. Es ist nur ein Pröbchen von dem Staatshaushalte Spaniens, und nun wundere man sich noch, daß die Finanzen zerrüttet sind.

Der Strom vor unseren Augen war ruhig und breit, seine Ufer flach und sandig, nur ausnahmsweise mit Bäumen bewachsen; in der Mitte des Flusses

unmittelbar vor seiner Ausmündung lag eine baumreiche Insel, wo Kameele gehalten werden. Es ist vielleicht der einzige Ort in Europa, wo man auf ihre Fortpflanzung bedacht ist; wie der Felsen von Gibraltar der einzige Ort ist, wo Affen im Freien angetroffen werden. Am Ufer war schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die auf das Dampfschiff von Cadix wartete. Wir näherten uns derselben und mußten bald zu unserem nicht geringen Schrecken vernehmen, es sei zu befürchten, das Schiff werde auch heute nicht fahren können, nicht etwa der hohen See wegen, sondern weil der Guadalquivir so ausgetreten, daß man dessen Ufer nicht mehr erkennen könne, und es dann gefährlich sei, den Fluß mit einem größeren Schiffe zu befahren. Wir gaben aber die Hoffnung so bald nicht auf und warteten gegen anderthalb Stunden. Die Spanier kamen nicht aus ihrer Ruhe, einige von ihnen wohnten seit vier oder fünf Tagen in San Lucar, hatten sich daselbst förmlich einquartirt und gingen täglich um 11 Uhr nach dem Hafen, um das Dampfschiff, was immer nicht kam, zu erwarten; gegen 1 Uhr waren sie ruhig wieder nach Hause zurückgekehrt und hatten sich auf den folgenden Tag vertröstet. Gott hat es so

gewollt, dachten sie; es läßt sich nicht gegen die Elemente kämpfen. Wir aber, die wir diese Dosis spanischer Geduld nicht besaßen, schimpften und tobten, und am meisten tobte unser französischer Freund, dessen Aerger etwas Komisches hatte. „Was fehlt dem Herrn?" frug ein ruhiger Spanier, der gewiß seine Grandezza nie außer Augen setzte und mit unserem polternden Franzosen einen auffallenden Contrast bildete. „„Es fehlt ihm weiter nichts, als was uns Allen fehlt,"" sagte ich, „„er möchte nach Sevilla reisen."" — „Ja, das möchte ich auch." — „„Wir sind aber Fremde, haben keine Zeit zu verlieren und sind sehr begierig auf die kirchlichen Feste der Charwoche in Sevilla, wo sie mit so großem Pompe gefeiert werden sollen."" — „Das bin ich alles auch; ich bin ebenfalls hier fremd und verliere eine kostbare Zeit; mich erwartet überdieß meine Familie in Sevilla, aber wer kann gegen das Wasser kämpfen? Seit drei Tagen erwarte ich täglich vergebens das Dampfschiff, jetzt ist der Strom ausgetreten und es wird noch einige Tage dauern, ehe man ihn befahren kann; ich will mir daher ein Calessine nehmen und morgen Abend oder übermorgen früh bin ich in Sevilla. Thun Sie desgleichen!" — „„Das

möchten wir wohl, wir haben aber keine Effecten bei uns, sie sind in Cadix zurückgeblieben.'''' — ,,Dann kehren Sie nach Cadix zurück.''

Es blieb uns in der That nichts übrig, als dem Rathe des spanischen Philosophen zu folgen. Wir mietheten unsere Calessinen von Neuem und kehrten Nachmittags nach Puerto Santa Maria zurück. Hier angelangt, lief das Dampfschiff nach Cadix den Tag nicht mehr aus. Wie unangenehm! Der Wind, der uns gerade ins Gesicht blies, hätte uns zwar nicht verhindert, ein Segelboot zu nehmen, aber wer weiß wie lange wir damit in der Bucht herumgekreuzt wären; überdieß war der Nachmittag sehr vorgerückt und die Thore von Cadix werden schon um 7 Uhr geschlossen. Wir mußten wieder in Puerto Santa Maria übernachten.

Am nächsten Morgen den 19. März waren wir schon vor der zur Abfahrt des Dampfschiffes bestimmten Stunde auf dem Quai versammelt. Da hieß es wieder, das Wetter sei jetzt zu stürmisch, man könne es diesen Morgen nicht wagen die gefährliche Barre des Guadalete zu passiren. Vielleicht würde es gegen Mittag möglich sein. Das fehlte noch zu unserem Unstern; die Fahrt nach Sevilla war mißglückt, und Cadix lag

vor uns so gut wie unerreichbar; denn wollten wir die ganze Bucht umfahren, um zu Lande dahin zu gelangen, so bedurften wir hierzu eines vollen Tages.

Als wir so in Berathung über das, was zu thun sei, in Ungeduld und übler Laune den Quai auf und abgingen, kamen auf einmal die beiden jüngsten Söhne Gordon wie Dii ex machina herbei. Als sie den Vorfall hörten, besannen sie sich nicht lange und sagten: „Reiten Sie mit uns nach Puerto Real, was anderthalb Meilen tiefer in der Bucht liegt; von dort aus werden wir nach der Isla übersetzen können und nehmen dann Calessinen bis Cadix.“ — Gesagt, gethan. — Bei einem Kutscher wurden Miethspferde für uns herbeigeschafft, die wir, in Puerto Real angekommen, nur in dem Hause von X..... abgeben sollten. In der pace einer par force Jagd ging es nun an dem sandigen Strande entlang bis nach Puerto Real, einem kleinen Städtchen von etwa 6000 Einwohnern.

Man hatte uns spanische Sättel gegeben, die der Form nach zu urtheilen vom 15 Jahrhundert entlehnt zu sein schienen; sie waren hinten und vorn sehr hoch, so daß man, um sich nicht aufzureiten, kerzengerade wie ein Spanier hätte sitzen müssen; da wir dieß nicht beachteten und nachlässig zu Pferde saßen, so haben wir

alle drei die Folgen unseres Rittes lange verspürt. An dem Hafen angelangt, umringten uns die Schiffer alle zugleich und bestürmten uns mit ihren Anerbietungen, wie es in Italien zu geschehen pflegt. Jeder nannte die Summe, die er für die Ueberfahrt nach der Isla de Leon haben wollte, lobte die Schnelligkeit, die Sicherheit, die Tapferkeit (es miu bravo) seines Bootes und tadelte die anderen.

Es entstand ein Lärm, der nicht auszuhalten war, wir vernahmen kein Wort und überließen es daher dem ältesten Gordon, die Sache durchzufechten. Die Miethspferde übergaben wir von Schweiß triefend dem ersten besten Jungen mit der Weisung, sie zu Herrn X..... zu bringen. Ich habe nie wieder von ihnen reden hören, und somit werden sie wohl an den rechten Ort gebracht worden sein.

Einmal eingeschifft, flogen wir rasch dahin. Ich erblickte in der Bucht einige Kriegsschiffe, die ausgebessert wurden; man zeigte uns im Vorüberfahren das Marine-Arsenal, die Schule für die Marine-Kadetten ꝛc. Bei meiner Unkenntniß des Marinewesens begnügte ich mich mit dem äußeren Anblick dieser Anstalten und dem, was mir hierüber erzählt wurde.

Wir bekamen auch die Salinen zu Gesichte, die um

diesen ganzen Theil der Bucht herumliegen und deren Wasserfurchen, Salzhaufen und Wachhäuser dem Nordländer ein ganz neuer Anblick sind. Man pflegt ihnen in der Regel sehr fromme Namen zu geben, wie z. B. Salina de Jesus Maria, Salina del dulcissimo nombre de Jesus &c. Das Salz wird aus dem Meerwasser gewonnen, welches zu diesem Zwecke in abgedämmte, flache Teiche oder breite Gräben gelassen wird, um es verdampfen zu lassen. Die Crystallisation des Salzes geht inzwischen nur in den hohen Sommermonaten vor sich. Hat sie stattgefunden, so wird das Salz aus den Gräben in Haufen zusammengeschaufelt und ist zur Versendung reif.

Auf der Isla de Leon, wo wir landeten, liegt die Stadt San Fernando, welche als Ergänzung von Cadix betrachtet werden kann, da sie den Handel, die Marine und die Fabriken jenes Hafens vervollständigt; auch befindet sich hier die Werfte. Die Stadt ist hübsch und modern gebaut, die Straßen sind gerade und regelmäßig; die Häuser, meist nur ein Stockwerk hoch, haben platte Dächer, welche mit Vasen und Statuen geziert sind. Sie soll 40,000 Einwohner zählen; indeß wage ich es nicht, diese Zahl zu verbürgen. Ueberhaupt weichen die statistischen Angaben, die man über

Spanien erhält, sowohl die gedruckten als die mündlichen, außerordentlich von einander ab.

Hier und in der Umgegend brach den 1 Januar 1820 die militairische Insurrection der für das spanische Amerika bestimmten Armee gegen die Regierung Ferdinand's VII aus. Es ist bekannt, daß sich diese Insurrection bald über ganz Spanien verbreitete; es ist bekannt, daß sie die Constitution von 1812 proclamirte, welche, nachdem sie vom Könige angenommen und bis zum Jahre 1823 in Kraft gesetzt worden war, mit Hülfe französischer Truppen wieder aufgehoben wurde. Die französische Intervention von 1823 hat die absolute Monarchie in Spanien wieder eingeführt. Ferdinand VII hat seine absolute Gewalt dazu benutzt, durch Aufhebung des salischen Gesetzes neuen Brandstoff in die glimmende Asche zu werfen, woraus nach seinem Tode der lange Bürgerkrieg, der Spanien heimgesucht hat, hervorgegangen ist.

Eine recht anständig aussehende Dame hatte sich schon in Puerto Real unserer Gesellschaft angeschlossen, und wir fanden bald drei Calessinen, um uns alle sechs aufzunehmen. Dem ältesten Gordon wurde die Dame anvertraut, meine beiden Reisegefährten fuhren zusammen und ich fuhr mit dem jüngsten Gordon. Die

Chaussee nach dem anderthalb Meilen entfernten Cadix ist auf der schmalen, sandigen Landzunge, welche diese Stadt mit dem Festlande verbindet, ganz vortrefflich geführt; wie überhaupt die Wege in der Umgegend von Cadix recht leidlich sind.

In Spanien ist die Hauptstadt des Landes mit allen Provinzial-Hauptstädten durch fahrbare Straßen verbunden, und es hat hierin einen großen Vorsprung vor dem benachbarten Portugal, wo bisher fast noch keine Chausseen existirten. Nach dem letzten Beschlusse der Cortes und nach den mit der Compagnie des obras publicas im Jahre 1845 abgeschlossenen Verträgen soll freilich in ein paar Jahren dieser Zustand dort geändert sein und prächtige Chausseen sollen ganz Portugal künftig durchschneiden. Wenn man inzwischen bedenkt, daß man fast vier Jahre gebraucht hat, um den gepflasterten Weg von Lissabon nach Cintra in eine Chaussee zu verwandeln, eine Strecke, die etwa 4 Meilen beträgt, so ist man geneigt zu befürchten, daß die Zukunft, welche fertige Chausseen in ganz Portugal erblicken soll, noch etwas fern liegt.

Die Landzunge, auf der wir uns befanden, war oft nur ein paar hundert Schritte in der Breite, und an manchen Stellen wurde bei dem heftigen Winde der

Schaum der Brandung bis zu uns herübergeweht. Zwischen dem Meere und der weiten Bucht hätte man sich mitten auf der See glauben können. Auf dem halben Wege stand eine Baracke für Chausseewärter, die recht zerlumpt aussahen und uns anbettelten.

Die Plaza della mar, wo der Markt in Cadix gehalten wird, war heute sehr belebt. Hier standen eine Menge niedriger Buden, worin nichts als Federvieh verkauft wird, das man wöchentlich von Afrika herüberbringt, eine Menge Tische mit den mannichfaltigsten Fischsorten, dem sonderbaren Schwertfisch, der flachen Scholle und Butte, der wenig geschätzten Makrele, dem runden Schellfisch, dem feinen turbot ꝛc. und andere Tische mit den verschiedensten Schaalthieren und Seegewächsen; dort erblickte man Limonaden und Orgeadenhändler, deren Buden mit grünen Zweigen und Citronen verziert waren, Wasserverkäufer mit ihren Schubkarren und Eishändler mit ihren Tonnen. In ihrer Mitte sind lange Reihen von Fruchtbuden, wo alle Arten von Früchten und Gartengemüsen in hohe Haufen gethürmt dastehen; Grillenverkäufer, welche diese kleinen Thiere in engen Käfigen von Messingdraht oder bemalten Häuschen feil bieten, um die Schlafzimmer der Damen damit zu bevölkern; Tische mit Heiligen-

bildern und Matrosenmützen; Garköche und Weinschenker in kleinen Buden. Dazwischen sitzen gravitätische Marokkaner mit ihren weißen Haiks, ihren Pluderhosen, nackten Füßen, schwarzen Bärten und langen Pfeifen um ihre Datteln herum.

Wir bezogen wieder unser altes Quartier und beschlossen, die kommenden Feiertage hier zu bleiben.

Eines Morgens stieg ich auf das flache Dach unseres Hauses und von da auf den kleinen Thurm an dessen Seite. Welch eigenthümlichen Anblick bietet hier die Stadt! Man sieht keine Straße, keinen Platz; die Häuser sind fast alle gleich hoch und zählen drei bis vier Stockwerke; das Ganze ist eine große, weiße Fläche, auf welcher nur wenige Punkte sich über die andern erheben. Thürme und Dachzinnen unterbrechen die Einförmigkeit. Der ganze Raum, den die Stadt einnimmt, ist so still, so traurig; nur einzelne Gestalten wandeln auf den Dächern hier und dorthin. Man könnte denken, es wären die letzten Menschen in dieser Einöde. Von der Straße, wo keine Wagen fahren, dringt kein Ton herauf. Es sieht aus, wie ein großer Todesacker, und es könnte einem kalt und unheimlich werden, wenn man nicht wüßte, daß unter dieser Einöde das frischeste Leben blühte.

Ueber die Stadt hinaus erblickt man, bis auf die schmale Erdzunge, welche sie mit dem festen Lande verbindet, nichts als Wasser; südlich liegt der Ocean, nördlich die Bucht von Cadix und jenseits der Bucht das feste Land.

Als ich ausging, begegnete mir in der Straße eine Procession, die etwas sehr Rührendes hatte. Es waren acht Matrosen, den Capitain an der Spitze, die zum Danke für ihre eben erfolgte Rettung aus großer Lebensgefahr eine Wallfahrt anstellten. Sie hatten an der afrikanischen Küste einen schrecklichen Sturm überstanden, einen Tag und eine Nacht ihren Untergang vor Augen gesehen und ihn jeden Augenblick erwartet; da legten sie das Gelübde ab, daß sie im Fall ihrer Rettung Gott ein feierliches Dankopfer darbringen wollten. Sie trugen jetzt ihr Segeltuch, welches sie vor dem Untergange geschützt hatte, feierlich durch die Straßen und eine Menge Volks folgte andächtig dem Zuge. Es liegt etwas besonders Ergreifendes in dem Anblick von Menschen, die eben dem Tode entronnen sind. Die Gefahr, in der sie geschwebt haben, erweckt unsere Theilnahme und stellt sie uns näher, als andere.

Es war grüner Donnerstag. Die erste große Procession der Charwoche sollte Nachmittags stattfinden.

In der That bewegte sich gegen Abend ein feierlicher Aufzug die enge Straße des heiligen Franciscus, in der wir wohnten, entlang. Es war bereits dunkel geworden. Voraus und hinterher ging ein langer Zug von Männern mit Wachskerzen in der Hand. Zwei Kinder, als Engel verkleidet, eröffneten den festlichen Mummenschanz; sie waren in kostbare Stoffe gehüllt, mit großen aus Pappe verfertigten Flügeln versehen, die mit Atlas überzogen waren; die kleinen Mädchen trugen falsche Haartouren, deren langes Haar zwischen den Flügeln herabhing. Herolde und Priester im vollen Ornate folgten ihnen und umgaben das Allerheiligste; die Scenen der Leidensgeschichte Jesu waren durch Holzfiguren in Lebensgröße dargestellt, welche reich bekleidet und geschmacklos angeputzt, auf Gerüsten getragen wurden. Diese Holzfiguren, die sehr verehrt werden, sind meist im schlechtesten Geschmack ausgeführt; inzwischen werden in Sevilla und auch in Cadix welche gezeigt, die einigen künstlerischen Werth haben. Dahin gehören namentlich die von Montagnes, einem geborenen Sevillianer, geschnitzten Figuren. Er wußte dem Holze einen Ausdruck und ein Leben zu geben, wie man es sonst nur bei Marmorstatuen antrifft. Er war in diesem Fache ein wahrer Künstler.

Alle zwei- oder dreihundert Schritte setzten die Träger ihre Last nieder und der Zug hielt einen Augenblick still. Eine Militairmusik spielte einen langsamen Marsch oder eine Hymne. Dazwischen tönten in langen Zwischenräumen mit herzzerreißenden, falschen Tönen die Trompeten von Jericho, die von braunen, weißen oder schwarzen, vermummten Kerlen geblasen wurden und keine Mauern einreißen, aber ein gesundes Trommelfell zerrütten konnten. Diese Trompetenbläser hatten auf dem Kopfe eine hohe, spitze Mütze in Form einer Tüte, die ihnen das Gesicht bedeckte, dazu eine Art Domino, welcher durch einen Gürtel fest gehalten wurde. Er war je nach der Brüderschaft weiß, schwarz oder braun, wie auch die Mütze. Sie führten ihre in demselben Geschmack und in denselben Farben gekleidete Hermandad, das heißt Brüderschaft, an. Einige waren wie Schalksnarren angethan und schienen zu jedem losen Witze bereit, andere erschienen als Büßende. Hier waren Römer mit Helm und Schwert; dort Juden und Pharisäer. Pontius Pilatus erschien in eigener Person. Die Jungfrau Maria, Jesus, der Apostel Petrus waren in Lebensgröße aus Holz geschnitten. Kurz alle bei der Leidensgeschichte Jesu Betheiligten waren theils bei der gegenwärtigen, theils bei einer am darauf folgen-

den Morgen stattfindenden Procession entweder bildlich oder leiblich vorgestellt. Dazwischen wanderten die Almosensammler der Confrerien, die große Körbe empor hielten, um die von den Fenstern herabgeworfenen milden Gaben aufzufangen.

„Wer ist denn,“ frug ich einen Spanier meiner Bekanntschaft, der so gefällig war uns als Cicerone zu dienen, „dieser dicke Geistliche im prachtvollen Ornate? Es will mich seinem martialischen Aussehen nach fast bedünken, daß er mehr Neigung zum Kriegshandwerke, als zur Kutte haben möchte.“ — „„Sie haben nicht unrichtig gerathen,““ sagte mein gelehrter Freund, „„dieser Priester war lange im karlistischen Lager und hat unter den Factiosen manche Schlacht mit angesehen, vielleicht auch gar mitgefochten; auch sei er nicht der Einzige gewesen, der das Heer der Factiosen durch eigenes Beispiel anzufeuern bestrebt gewesen wäre. Nach dem Vertrage von Bergara hat er wieder eine ruhige Unterkunft gesucht und dieselbe, wie Sie sehen, gefunden. Was aber seinen moralischen Charakter betrifft, so spricht man nicht viel Gutes von ihm. Man sagt, er sei ein Geistlicher, dem ähnlich, den W. Scott in seinem Ivanhoe schildert: im Karten- und Würfelspiel bewandert und im Trinken ausgezeichnet, von stattlicher Figur und heimlich verschlagenen Aus-

sehens. Er kennt die besten Weine im Lande, liebt die Politik und hat schon seine Hand in manchen Dingen gehabt. Warum hat man auch die Inquisition abgeschafft? Es wäre dahin mit dem Klerus nie gekommen.'''' — ,,Wie?'' sagte ich, ,,in unseren Zeiten bedauern Sie die Aufhebung der Inquisition? Sie wissen besser als ich, wie viel Unheil dieselbe in Spanien angerichtet hat.'' — ,,,,Ich bedauere auch nicht ihre Aufhebung,'''' erwiederte er; ,,,,die Inquisition selbst bedurfte einer Regeneration und ich leugne nicht, daß sie im blinden Eifer für die Aufrechthaltung der absoluten königlichen Gewalt, für die Ausbreitung der katholischen Kirche und Erhaltung ihrer ursprünglichen Lehre oft zu weit gegangen ist und namentlich in der letzten Zeit großen Schaden angerichtet hat; aber wissen Sie wohl, welches die Hauptwirksamkeit der Inquisition bei ihrer Einführung im Jahre 1484 war? Ich habe mehrere Jahre in den Archiven von Semanca (den Staatsarchiven) mich mit Untersuchungen über die Inquisition beschäftigt und mich bei Durchlesung von mehr als 30 durch dieselbe geführten Processen überzeugt, daß nebst ihrem Bestreben, der königlichen Macht eine größere Kraft und einen erweiterten Umfang zu verschaffen, sie hauptsächlich gegen die Immoralität der Geistlichen gerichtet war. Fünf Sechs-

tel der Processe beschäftigen sich mit letzterer Materie. Es werden darin den betreffenden Geistlichen Kirchenbußen, Suspension des Amtes, Gefängniß- oder Todesstrafen je nach der Größe der von ihnen begangenen Verbrechen zuerkannt. Das Verfahren hierbei war folgendes: Wenn der Inquisition das Verbrechen eines Geistlichen angezeigt wurde, so ward es aufgeschrieben, ohne den Namen des Denuncianten dabei zu bemerken; eine einzige Denunciation reichte aber in der Regel nicht hin, um eine Untersuchung zu bewirken, diese erfolgte erst nach mehrfachen Denunciationen; der Schuldige wurde dann vorgeladen, es wurde ihm der Proceß gemacht und das Urtheil gesprochen, ohne daß er den Namen der Personen, die ihn angezeigt hatten, je erfuhr. Mißbrauch kann mit Allem getrieben werden. So geschah es auch mit dem Institut der Inquisition, die, beiläufig gesagt, in der Geschichte viel schwärzer angeschrieben steht, als sie es verdient. Wegen ihres späteren Verfalls bedauere ich nicht ihre Aufhebung, ich bedauere nur, daß man das Princip, worauf sie gegründet war, ganz vergessen hat, und daß keine Anstalt mehr existirt, um die Licenz der Geistlichen zu zügeln, zumal in diesem Augenblicke, wo wir mit dem Oberhaupte der Kirche zerfallen sind.

Jetzt kommen Sie aber in den Dom, da sollen Sie eine prächtige Musik hören, wenn Sie überhaupt ein Freund von alter Musik sind.''''

Wir folgten ihm alle. Die Musik war angegangen und tönte uns schon beim Eintritte in die Kirche entgegen. Der Dom war mit hohen Kerzen beleuchtet, die auf dreifüßigen gewaltigen Armleuchtern standen und im Mittelschiff, wo die andächtige Menge sich versammelt hatte, angebracht waren. Die riesenhaften Steinmassen der Kirche warfen ihre langen, dunkeln Schatten weit hin in die tiefen Seitenkapellen, die nicht erhellt waren. Die Mitte der Kirche war mit einer großen Strohmatte belegt, wo nach spanischer Sitte Frauen aus allen Ständen dicht gedrängt auf dem Boden bei einander saßen. Die Männer standen oder saßen umher. Die lautlose Menge horchte auf die herrliche Kirchenmusik, welche begeisternd und feierlich klang. Es wurde ein Miserere von einem alten Meister, der aus Cadix gebürtig war, aufgeführt. Diese Stadt soll sich durch gute Kirchenmusik stets ausgezeichnet haben, und sucht das Alte sich zu bewahren.

Auf das Miserere folgte eine Predigt, der wir ebenfalls beiwohnten; ich verstand sehr wenig. Der

Redner hatte ein schönes Organ und agirte heftig mit Kopf und Händen, wie die Italiener zu thun pflegen. Der Vortrag mag hierbei an Lebendigkeit gewinnen, er verliert aber an Würde. Eine Eigenthümlichkeit der heiligen Woche ist das sogenannte Monument. Man errichtet nämlich in der Kirche einen hölzernen Tempel, um daselbst die Hostie, die in der Custodia eingeschlossen ist, zu deponiren. Sie bleibt darin vom grünen Donnerstag bis zum Charfreitag; während dieser Zeit ist das Monument von einer zahllosen Menge von Lichtern erleuchtet. Diese Monumente sind oft sehr groß und reichen bis an das Dach der Kirche. Während der Illumination derselben ist es üblich, alle Kirchen zu besuchen. Wir folgten dieser Sitte und trafen überall mit einer Menge Menschen zusammen, welche die Neugierde dahintrieb und die gelegentlich auch ein Ave Maria oder ein Pater noster sprachen. Die Devotion geht hier Hand in Hand mit der Koketterie. Außer dem Dome zeichnet sich keine Kirche in Cadix aus; sie sind niedrig, dunkel und entbehren einer geschmackvollen Architektur. Ihr Baustyl ist meist noch elender, als was die spanischen Künstler plateresco nennen.

Am Charfreitag war früh Morgens wieder eine feierliche Procession, die der schon beschriebenen sehr

ähnlich sah. Ich will mich daher auf keine weiteren Details derselben einlassen.

Nach der Procession fand in dem Dome die Fußwaschung von 12 Armen durch den Erzbischof von Cadix statt. Wir standen ganz in der Nähe und konnten den alten Herrn, der ein sehr würdiges Ansehen hatte, genau betrachten. Im Allgemeinen steht die Feier der Kirchenfeste in Spanien ganz im Einklang mit dem ernsten und würdevollen Charakter des Volkes und übertrifft an Feierlichkeit die der meisten Völker. Sie haben auch gewisse äußerliche Gebräuche abgestreift, die mir anderwärts mißfällig waren. Man sagte mir, daß der Erzbischof die Processionen, die in diesen Tagen durch die Stadt wanderten, sehr ungern zulasse, und daß er sie am liebsten ganz verbieten würde, wenn er es für thunlich hielte. Es liegt in der That viel Anstößiges in diesem geistlichen Mummenschanz, welcher dem neugierigen Volke nur als Maskerade zur Belustigung dient, während alle andere kirchliche Feste mit Würde und Andacht begangen werden. Die Processionen können aber so bald nicht abgeschafft werden. Sie wurzeln tief im Volke, und zwar größtentheils aus materiellen und Handelsrücksichten; anderseits ist nicht zu leugnen, daß in Andalusien die Religion auch etwas

von dem Charakter des Klimas an sich trägt und der Kirchengeist wilder und glühender ist, als in den katholischen Ländern einer kälteren Zone. Die südliche Einbildungskraft bedarf in Spanien, wie in Italien, allerlei irdischer Hülfsmittel, um sie für die heiligen Mysterien zu gewinnen, der Glaube dringt dort in das Herz des Volkes nur durch die Sinne. Das bloße Dogma würde sie in seiner ursprünglichen Dürre zurückstoßen. Sie begreifen die religiösen Gedanken und nehmen sie auch nur unter der leiblichen Hülle, unter der dieselben ihnen geboten werden, an.

Es dürfte vielleicht — angemessen sein, hier einen Blick auf den Zustand der katholischen Kirche in Spanien im Allgemeinen zu werfen.

Es ist bekannt, welche außerordentliche Macht und welche Reichthümer der spanische Klerus vor Aufhebung der Klöster und vor dem Verkauf der Kirchengüter besaß und mit welchem Geschick er diese Macht immer zu erweitern und zu erhalten gewußt hat. Der Klerus hatte den letzten Bürgerkrieg genährt; denn mit kluger Voraussicht hatte er gefühlt, daß seine Macht und sein Ansehen an die Sache des Don Karlos geknüpft sei; daher besoldete er das karlistische Heer mit einem Theil seiner Reichthümer und warb ihm durch seinen

Einfluß neue Anhänger. Um diese Stütze des Bürgerkrieges in ihrer Basis zu untergraben, hat Mendizabal die Säcularisation der Kirchengüter und deren Verkauf ausgedacht und diese Maßregel den 19. Januar 1836 decretirt. Die Aufhebung der Klöster war nothwendig damit verbunden und nur die Frauenklöster, worunter mehrere sich mit Verpflegung der Kranken beschäftigen, hat man fortbestehen lassen. Abgesehen von der vollkommenen Unrechtmäßigkeit und der Härte dieser Maßregel, hat man den finanziellen Erfolg, den man sich davon versprach, nicht geerntet. Vielmehr hat man um einen Spottpreis ungeheuere Ländereien verschleudert, den Kapitalwerth des Grund und Bodens niedergedrückt, den Schatz mit einer Pension zu Gunsten der Mönche belastet und endlich prachtvolle Gebäude niederreißen und zerstören lassen, die wenigstens zu öffentlichen Zwecken hätten verwendet werden können. Aber in politischer und socialer Beziehung hat diese Maßregel eine große Wichtigkeit gehabt, und ihr mag zum Theil das Ende des Bürgerkrieges und eine Umgestaltung Spaniens, die jetzt vor sich geht, zugeschrieben werden. Sie hat in die Hände von Tausenden, welche in Erhaltung der öffentlichen Ruhe interessirt sind, die Reichthümer gebracht, die früher dazu dienten den Bürger-

krieg zu nähren; sie hat einen dritten Stand von kleineren Grundbesitzern geschaffen, der vorher kaum vorhanden war. Es ist richtig, daß dieser neue Stand die liberalsten Bestrebungen mit Heftigkeit verfolgt, und daß er namentlich die sogenannte exaltirte Partei im Volke bildet. Die Furcht, daß die absolute Monarchie eines Tages wieder siegen und ihn der eben erworbenen Güter berauben könnte, treibt ihn auf dieser Bahn fort. Aber es ist eben so wahr, daß man den Erwerbern der Kirchengüter ihr Eigenthum nicht wieder entreißen könnte, ohne den Haß einer ganzen Bevölkerung auf sich zu laden und ohne das Land den fürchterlichsten Umwälzungen wieder entgegen zu führen. Im vorigen Jahre hat schon der Schein einer derartigen Maßregel, nämlich das durch das Ministerium erlassene Verbot des weiteren Verkaufes der Kirchengüter der Weltgeistlichkeit, während der Verkauf der Klostergüter fortbestand, hingereicht, um ernstliche Unruhen in Madrid und in mehreren Städten der Monarchie hervorzurufen.

Was nach allen diesen Umwälzungen den jetzigen Zustand der katholischen Kirche in Spanien betrifft, so ist er begreiflicher Weise ein ziemlich ungeordneter. Die spanische Regierung steht immer noch in Zwiespalt mit dem römischen Stuhle und es kann an keine Reorgani-

sation, an keine Feststellung der zerrütteten inneren Verhältnisse der Kirche gedacht werden, bis dieselbe wieder in die rechte Stellung zu ihrem Oberhaupte gebracht sein wird. Die Verhandlungen mit der römischen Curie dauern dieserhalb schon seit geraumer Zeit und haben noch zu keinem Resultate geführt. Die Geistlichkeit, die vor Einziehung ihrer Güter in pecuniärer Hinsicht eine vom Staate unabhängige und glänzende Stellung einnahm, wird jetzt von der Regierung besoldet. Sie erhält einen ziemlich unregelmäßigen und kärglichen Gehalt und ist in dieser Beziehung den übrigen Staatsdienern gleichgestellt. Diese Abhängigkeit der Geistlichkeit von der Regierung in Betreff ihrer materiellen Interessen muß aber zu gleicher Zeit einen großen Einfluß des Staates über die Kirche mit sich bringen, einen Einfluß, den man in früheren Zeiten in dieser Weise nicht gekannt hat. Denn, war auch die Kirche in Spanien von jeher eine Dienerin der absoluten Gewalt, hat sie doch hierbei ihre eigenen Zwecke immer verfolgt und ihre hierarchischen Interessen nicht außer Augen gesetzt. Jetzt soll sie in eine Dienerin der constitutionellen Monarchie verwandelt werden. In Spanien mag es von größerer Bedeutung als irgendwo anders sein, daß der Klerus sich in einer vom Staate abhängigen Stel-

lung befinde, denn er genießt auf dem Lande eines großen Einflusses. Der Pfarrer ist an Bildung dem Bauer weit überlegen, er lebt mit ihm, er ist sein Orakel. Das Volk, das in den kirchlichen Festen seine Beschäftigung und sein Vergnügen findet, gehorcht den Vorschriften des Pfarrers besser, als denen des Alcalden. Der Pfarrer dient als Mittelsperson zwischen der Regierung und der Gemeinde, und bei vielen politischen Händeln der letzten Zeit haben die Pfarrer ihre Hände mit im Spiel gehabt.

Ueber die Moralität der Geistlichkeit hört man oft erstaunliche Dinge, und ihr Privatleben dürfte nicht immer als Muster aufgestellt werden können. Uebrigens ist die Gesellschaft gegen ihre Schwächen, wenn nicht öffentliches Aergerniß gegeben wird, sehr nachsichtig. Man räumt der Schwierigkeit die Gelübde zu halten und den verführerischen schönen Frauen von Andalusien, Malaga und anderen Gegenden, eine große Stelle ein. Die Spanierinnen kennen ohnehin keine Prüderie, die sogenannten scandalösen Geschichten erregen bei ihnen weniger Aufsehen, als bei uns, und viele mögen sich hierbei auch am eigenen Ohre zupfen. Ueber die wissenschaftliche Bildung des spanischen Klerus könnte ich zwar das Urtheil des gelehrten Bischofs

von Oxford Dr. Wiseman anführen, der im Jahre 1845 den Süden von Spanien bereiste und sich bei seiner Durchreise durch Lissabon auf vortheilhafte Weise darüber ausgesprochen hat, aber von Spaniern selbst habe ich in dieser Beziehung schwere Anklagen gegen den Klerus erheben und namentlich erwähnen hören, daß Unwissenheit, Aberglaube und Indiferenz, nicht etwa Fanatismus, die vorherrschenden Gebrechen desselben sind. Seine Grundsätze sollen oft so lax und seine Neugierde in Betreff gewisser Dinge so unverantwortlich sein, daß durch die in der Beichte gestellten Fragen ein unverdorbenes Gemüth leichter auf Abwege geführt als ein schlechter Mensch gebessert werden könne. Dazu üben die vielen Processionen, aus denen das Volk seine Religion eigentlich kennen lernt, eine bleibendere Wirkung auf dasselbe als der dürftige Religionsunterricht, welcher ihm ertheilt wird.

Nachdem wir der Feier der Kirchenfeste am grünen Donnerstage und Charfreitage beigewohnt hatten, schien es uns hohe Zeit unsere Reise fortzusetzen. Wir wollten nach Afrika hinüber, den Norden von Marokko bereisen und mit Tanger anfangen. Am besten fährt man von Gibraltar aus dahin. Das Dampfschiff nach Gibraltar war aber denselben Morgen abgefahren.

Um nicht fünf oder sechs Tage auf das nächstfolgende zu warten, entschlossen wir uns die Reise zu Land zu machen. Unsere Bekannten suchten uns auf alle Weise von diesem Vorhaben abzubringen und behaupteten, daß wegen der bodenlosen Schlechtigkeit der Wege und der vielen Sümpfe, die wir passiren müßten, diese Tour um diese Jahreszeit kaum ausführbar sei. Wenn wir es durchaus wagen wollten, so würden wir wenigstens drei Tage dazu brauchen und unterwegs die schlecht möglichsten Nachtquartiere finden. Wir ließen uns von unserem Plane nicht abwendig machen und suchten für den Nachmittag eine Gelegenheit, um nach Chiclana zu fahren, einem Städtchen, was etwa drei Meilen von Cadix entfernt liegt. Da ein Omnibus zwei Mal des Tages diesen Weg macht, so hatten wir, was wir suchten, gefunden.

Leider trennte sich jetzt unser bisheriger Reisegefährte, der französische Legationssecretair Cintrat, von uns. Er reiste nach Madrid. An seiner Statt schloß sich der Graf Münster, der den Winter in Cadix zugebracht hatte, uns an. Unsere Reisegesellschaft bestand aus drei Herren und einem Bedienten.

Der Omnibus rollte langsam über den schmalen Sanddamm dahin, es war außer uns Niemand im

Wagen. Bald holte uns ein Reiter auf einem Rappen ein, er war in einen spanischen Mantel gehüllt und hatte den Sombrero tief in den Kopf gedrückt; aber er ritt nicht wie die Spanier. Diese sitzen sehr gerade zu Pferde; er aber ritt rücküber gelehnt auf Balance und hatte etwas Kühnes, das uns gefiel. Als er am Wagenschlag vorbeisprengte, grüßte er höflich, sein stolzer Andalusier schnaubte laut und regelmäßig, und bald war er unseren Augen entschwunden. In einem andern Lande wäre uns der Mann nicht aufgefallen. Auf einsamer Landstraße aber in dem berüchtigten Spanien ist man gleich geneigt mit einer derartigen Begegnung etwas Abenteuerliches zu verbinden, oder an die Ritter des Mondes zu denken, wie Shakspeare die Diebe höflicher Weise nennt.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

V.

Chiclana. Tarifa.

Chiclana ist ein Städtchen ganz im Charakter der schon beschriebenen Orte im südlichen Spanien, mit engen, schlecht gepflasterten Straßen, weißen Häuschen und flachen Dächern. Die Einwohner von Cadix haben hier ihre Landhäuser und Gärten. An den Sonntagen kommen sie in Zügen an, um, wie sie sagen, die Freuden des Landlebens zu genießen. Da es aber außer der Alameda keinen schattigen Ort in der ganzen Umgegend giebt, keinen Rasen, keine frische Quelle, keine öffentlichen Gärten, so mögen ihre ländlichen Vergnügungen nur in der größeren Ausgelassenheit bestehen, mit der sie zu den Castagnetten tanzen, oder in der Abwechslung, die ihnen die Alameda von Chiclana gegen die von Cadix bietet. Der Weg dahin ist überdieß langweilig und der Ort selbst bietet kein In-

teresse. Aber der Spanier ist sehr genügsam. Chiclana steht bei den Gaditanern in ähnlichem Renomée wie Krähwinkel, und sei es mit Recht oder Unrecht, es cursiren viele lächerliche Geschichten über die dortigen Einwohner. Der berühmte Stierfechter (Matador) Montes, der aus Chiclana gebürtig ist, hat inzwischen seinen Geburtsort etwas zu Ehren gebracht und jetzt zeichnet sich sogar ein zweiter Chiclanero, ein Schüler des Ersteren, als einer der gewandtesten Matadors in ganz Spanien aus.

Wir hatten einen Brief an einen dortigen angesehenen Kaufmann, den wir nach unserer Ankunft gleich aufsuchten. Er empfing uns in seinem Garten. Da wir schon in Cadix gehört hatten, daß er ein großer Blumenfreund sei, und sein Garten dort zu Lande ein gewisses Renomée hat, so baten wir ihn, uns daselbst herum zu führen. Wir hätten keinen Wunsch aussprechen können, dessen Erfüllung ihm willkommener gewesen wäre. Denn jetzt nahm er mit ächt spanischer Selbstzufriedenheit, eine Eigenschaft, die in gleicher Weise nur den Portugiesen eigen ist, unsere Aufmerksamkeit auf jeden Winkel seines sehr mittelmäßigen Gartens, auf jede Pflanze desselben in Anspruch. Er suchte uns in allerlei landwirthschaftliche Details, für

die wir wenig Sinn hatten, einzuweihen. Wir waren aber durchaus nicht entzückt und verbargen nur aus Höflichkeit unsere eigentliche Empfindung. Anstatt den Garten mit allen Reizen der tropischen Vegatation zu schmücken, anstatt der schlanken, edeln Palme, die hier im Freien wächst, des schattigen, großblätterigen Feigenbaumes, der blühenden Myrthe, der hohen Ceder, der traurigen Sykomore, der mächtigen Korkeiche, anstatt schattiger Bäume und Büsche, deren Kühle hier zu Lande wünschenswerther, als anderswo ist, waren kleine Mauern und Springbrunnen angelegt und viele Wege mit farbigen Steinchen parketirt. Wir gewahrten nur Beete mit niedrigen Sträuchern und Blumen. Es sah aus wie bei einem Kunstgärtner, wo Blumen zum Verkauf gezogen werden; aber nicht wie bei einem reichen Gentleman, dessen Garten dem Vergnügen dienen soll. Ueberhaupt findet man sowohl in Portugal, als in Spanien nur selten den rechten Geschmack für Gartenanlagen. Man bewegt sich noch in den Traditionen des alt französischen Geschmacks und hält es für hübsch, wenn die Bäume beschnitten, die Wege recht regelmäßig angelegt sind, hier eine Terrasse, dort ein Springbrunnen aufgeführt ist, und dazwischen einige unförmliche Steinfiguren ihre verwitterten Gestalten zeigen.

Als wir aus dem Garten in den Saal traten, fanden wir mehrere Herren um ein großes Kaminfeuer versammelt und gemächlich ihren cigarito oder pajito rauchend. Sie waren Alle, bis auf Einen, nach französischer Weise wie wir gekleidet. Dieser Eine fiel uns auf. Es war der berühmte Montes, in andalusischer Tracht; aber nicht wie bei Stiergefechten von Kopf bis zu Fuß in Seide gekleidet. Er trug die grobe, braune Tuchjacke, welche auf Ellenbogen, Kragen und Rücken mit farbigen Sammtflecken gestickt ist, ferner die kurze, braune Tuchhose und die an den Waden offene, lederne Kamasche. Er ist von mittlerer Statur, sein schöner Körperbau verräth die ihm eigene Kraft und Gelenkigkeit, sein Wesen ist schlicht und offen, seine Haltung martialisch. Er erzählte uns Verschiedenes aus seinem Leben. Ehe er als Matador auftrat, war er viel zu Schlächtern gegangen, um die Anatomie der Stiere kennen zu lernen, und hatte viel mit Hirten verkehrt, um den Charakter jener Thiere kennen zu lernen. In der Arena, meinte er, könnte oft nur die größte Kaltblütigkeit und Gelenkigkeit den Menschen retten. Zuweilen habe er mit Stieren zu thun gehabt, die, anstatt sich auf die mit der linken Hand vorgehaltene Fahne zu stürzen, auf ihn selbst eingedrungen seien. Ganz unerwartet

sei ihm dieser Angriff zwar nie gekommen, denn man könne die Bewegungen, die der Stier machen wolle, vorher in dessen Augen lesen, aber oft so schnell ausgeführt worden, daß ihm nur Zeit übrig geblieben sei, den Fuß zwischen die Hörner des Stieres zu setzen und über seinen Kopf wegzuspringen im Augenblick, wo er ihn in die Luft schleudern wollte. Man habe oft geglaubt, er thue es absichtlich, er könne aber versichern, es sei immer nur gewesen, um sein Leben zu retten. Oefters habe ihm der Stier die seidene Jacke zerrissen, noch öfters habe er sich das Schnupftuch aus der Tasche ziehen lassen. Einmal sei ihm der Schenkel durch und durch gebohrt und er selbst mehrere Schritte geschleift worden.

Die Matadors sterben fast nie eines natürlichen Todes; auch ist er reich genug und hat nicht nöthig dieses gefährliche Handwerk zu treiben, aber er liebt es mit solcher Leidenschaft, daß er keine corrida mit ansehen kann, ohne daran Theil zu nehmen. Wir gaben ihm rendez-vous für die nächste corrida, welche in Sevilla Anfangs April stattfinden sollte. Die übrige Gesellschaft interessirte uns wenig und wir nahmen bald, nachdem uns der Herr des Hauses für den folgenden Tag Pferde und Führer zur Fortsetzung unserer Reise verschafft hatte, Abschied.

Es war dunkel geworden. Wir schlenderten auf der Alameda und in den düsteren Straßen des Ortes noch ein wenig umher. Mit Wohlbehagen athmeten wir die duftende, frische Abendluft ein, die in diesem ganzen Theile von Spanien und namentlich in Cadix etwas Weiches, Balsamisches und Wohlthuendes hat. Es wundert mich, daß nicht mehr Brustkranke dahin geschickt werden. Im Winter ist Cadix vor den rauhen Nordwinden und der Kälte geschützt, und im Sommer wird die Hitze durch die Ausdünstungen des Meeres und durch die Luft, die fast beständig von der See her weht, gemildert. Damit jedoch diesem paradiesischen Himmel auch die herbe Zuthat nicht fehle, treten im Sommer Perioden unerträglicher Schwüle ein, wenn der Solano, dieser heiße, erstickende Wind der Wüste, von dem gegenüberliegenden Afrika herüberweht. Eigentlich ist es kein Wind, es ist der Hauch der Wüste, die Luft ist dabei still, und ihre Elasticität scheint völlig vernichtet zu sein. Er veranlaßt eine große Spannung der Nerven. Das Blut wallt heftiger, die Leidenschaften sind aufgeregt; es ist die Zeit, in welcher die meisten Verbrechen begangen werden. Bekanntlich ist die Einwirkung des Solano, den die Italiener Sirocco nennen, sogar an den Thieren sichtbar, welche beim Herannahen

desselben alle Anzeichen der Furcht geben; wie viel größeren Einfluß muß dieser Wind auf das feine Nervensystem des Menschen ausüben!

Unter solchen Betrachtungen gelangen wir an das entgegengesetzte Ende des Städtchens. Da reitet ein Mann zum Thore herein. Er hält bei der Laterne und fragt den Thorwächter: „Com' se llam' esto pueblo?" „„Chiclana, señor, para servir usted"" *). „Chiclana! ruft er uns, Chiclana! Caramba! Ne me voila — t'il pas revenu, d'où je suis parti il y a cinq heures de temps! — Mais oui, c'est la même porte. Dans ce coquin de pays il n'y a pas plus de routes qu' il n' en pleut." Dieser Ausbruch von übler Laune ergötzte uns. Wir traten heran und siehe da, es war derselbe Mann auf dem Rappen, der auf dem Wege von Cadix an uns vorbeigeritten war.

„Vous êtes étranger, Monsieur?" sagte ich ihm, „il parait que Vous Vous êtes égaré." Oui, Caramba! je suis Français, mais quoiqu' étranger je connais les environs de Cadix mieux qu' un Gaditan, car voila sept ans que je les parcours. — Cependant de nuit il faudrait être le diable en personne, pour trouver

---

*) Wie heißt dieser Ort? — Chiclana, mein Herr, zu dienen.

son chemin! Caramba!“ Er sagte uns, er wolle nach Gibraltar reisen und „Sie, meine Herren?“ Wir reisen auch dahin, morgen früh. „Oh! C'est excellent! nous allons faire la route ensemble. En attendant venez prendre la goutte avec moi, nous ferons connaissance. Mais parbleu! il me souvient que nous sommes d' anciens amis, je vous ai déja rencontré ce matin.“ Uns schien es bedenklich, diesen neuen Bekannten sogleich zum Reisegefährten in einer der unwegsamsten Gegenden Spaniens zu nehmen; sein Anerbieten war jedoch nicht gut auszuschlagen. — Beim Glase Wein im Kaffeehause erzählte er uns die abenteuerlichsten Pferdegeschichten, die damit schlossen, daß wir sein wunderbares Thier noch am späten Abend im Stall besuchen mußten. Dann geleitete er uns nach Hause, immer viel und confus redend. Er ging auf unsere Zimmer und war auch nicht wegzubringen, bis wir zu Bett lagen. Dann ging er mit den Worten: A revoir demain à quatre heures! Der Mann hatte ganz entschieden einen kleinen Rausch, aber morgen, dachten wir, wird er ihn verschlafen haben.

Zur festgesetzten Stunde fand er sich am folgenden Tage ein. Als die Wirthsrechnung kam, sagte er: „Si j'avais eu à commander vos chambres, Messieurs,

vous n'auriez pas eu tant à payer. Avec ces coquins là il faut marchander et accorder d'avance." Der Mann hatte seinen Rausch verschlafen; er zeigte sich jetzt bescheiden und umgänglich, und meinte selbst, daß seine Freunde von Cadix ihm gestern mit Trinken etwas zugesetzt hätten.

Wir brachen gegen fünf Uhr auf. Wir waren gut beritten, bewaffnet und führten wenig Gepäck und noch weniger Geld bei uns. Das nöthige Geld zur Weiterreise wollten wir in Gibraltar erheben. Wir hatten zwei Führer, die uns nicht sonderlich gefielen; der Eine ritt auf dem Packpferde, der Andere trabte zu Fuß neben her, sie waren einsilbig und mürrisch.

Bis zur Mittagsstation behielten wir eine stätige und rasche pace bei. Mit Ausnahme einiger sumpfiger Stellen, die wir passiren mußten, konnte man die Spur des Pfades stets verfolgen; der Weg war auch besser, als wir erwartet hatten; die Gegend hügelig und grün, zuweilen auch mit Unterholz, das heißt mit verkrüppelten Tannen, Fichten und Korkbäumen bewachsen. Schön war sie nicht. Nach dem frugalen Mittagsmahle in einer einsamen venta schlugen wir uns mehr nach Westen. Der Fußpfad verlor sich bald in einen unabsehbaren Sumpf, der nach allen Richtungen durch-

stampft war, und dessen schlimmste Stellen nur durch die tiefen Fußtapfen der vor uns daselbst eingesunkenen Saumthiere bezeichnet wurden. Hier mußten wir durch. Um uns herum wurde es wilder und schauerlich öder. Weit und breit war bald keine menschliche Wohnung mehr, keine Spur, die eine menschliche Hand zurückgelassen hätte, zu sehen. Ein tiefer Moorboden ringsherum, auf dem Riedgras und Schilf wuchsen. Anfangs nahten wir uns vorsichtig den tieferen sumpfigen Stellen, bald überließen wir uns aber ohne zu lenken dem Instinkte unserer klugen und vortrefflichen Pferde. Die Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer, welche dieselben hierbei bewiesen, erregte unsere größte Bewunderung. Stundenlang mußten sie sich durch den schweren Moorboden durcharbeiten. Zuweilen geriethen sie so tief hinein, daß der Reiter abspringen mußte, um das Thier zu erleichtern. Unterdeß mußten wir unser erstes Project, nach Gibraltar zu reiten, aufgeben, weil ein zweiter Sumpf, den wir in diesem Falle hätten passiren müssen, in Folge der anhaltenden Regengüsse des Monats Februar in einen See verwandelt worden war. Wir schlugen den Weg nach Tarifa, der südlichsten Spitze Spaniens, ein.

Mitten in dem Moraste begegneten wir einigen

Schmugglern, die zu Fuß neben ihren beladenen Thieren hergingen. Sie hatten Tabak und englische Wollenwaaren geladen. Welch ein beschwerliches Leben führen diese Menschen! Wie unsicher ist der Erwerb! Welchen kärglichen Lohn ernten sie für die Beschwerden ihrer mühevollen Anstrengungen! Das Gefahrvolle, Abenteuerliche hat aber für sie solchen Reiz, daß sie ihr Nomadenleben mit den Genüssen einer bequemeren Existenz, die sie sich als Feldarbeiter oder arbeitsame Bürger bereiten könnten, nicht vertauschen möchten. Die Grenzaufseher und Mauthbeamten, die seit einigen Jahren strenger geworden sind, verirren sich allerdings selten in diese unwirthbaren Gegenden, daher sind hier offene Kämpfe zwischen ihnen und den Schmugglern nur selten, aber an anderen Orten fehlt es nicht an solchen Scharmützeln, deren Preis oft das Leben mehrerer Menschen ist. Man hört immer behaupten, daß die Mauthbeamten mit den Schleichhändlern im Einverständniß seien, und das ist auch oft der Fall, aber zuweilen geht dieses Einverständniß erst, nachdem die beiden Parteien ihre Kräfte gemessen haben, aus ihrem Kampfe hervor. An dem Sattelknopf hängt immer die Escopete, ohne welche der Spanier sich nicht auf Reisen begiebt, und im Gürtel trägt er das lange andalusische

Messer, die Navaja. Erstere Waffe gebraucht man für die Ferne, die zweite für die Nähe; die Navaja wird entweder wie das Stilet der Italiener geworfen (die Spanier sollen hierin eine außerordentliche Fertigkeit besitzen und mit größter Sicherheit den Fleck, den sie sich ausgesucht haben, treffen), oder sie wird als Dolch gehandhabt. Jeder wickelt sich dabei den Mantel um den linken Arm und sucht damit die Stöße des Gegners aufzufangen, während er selbst mit der Rechten zustößt.

Nachmittags ruhten wir einen Augenblick in einer elenden Venta, wo nichts zu bekommen war, als altes Brod und ranziger Schinken. Die Pferde erhielten ihren Theil vom Brode. Wir bemerkten jetzt, daß unser verirrter Franzos, als er abstieg, kaum gehen konnte. Er hatte ein ganz ausgerenktes Pedal, welches nur durch Bandagen und Pechpflaster zusammengehalten wurde. Er erzählte uns, er habe sich früher als Herkules bei der Cadixer Kunstreitergesellschaft producirt und unter Andern in Gibraltar mit seinem Bruder einst eine Brücke getragen, auf welcher eine Kanone aufgefahren und daselbst durch sechs Grenadiere abgefeuert werden sollte. Die Schelme von Engländern, meinte er, hätten aber die schwersten und größten Leute dazu ausgesucht. Sie hätten ihn fast erdrückt. Sein

Oberschenkel sei damals durch die zu große Anstrengung aus seiner Lage gewichen. Jetzt sei er als Herkules nicht mehr zu brauchen, und glaube nicht, seine frühere Kraft je wieder zu erlangen. Von seiner Armstärke gab er uns aber die unzweifelhaftesten Beweise. Gegen Abend traf er auf einen Menschen, den er schon kannte, und schlug mit ihm einen anderen Weg in der Richtung von Algesiras ein. Wir sagten ihm ein herzliches Lebewohl. Wir interessirten uns für den Menschen, der nicht ohne Bildung war und unterwegs durch manche Erzählungen die Zeit verkürzt hatte. Kaum war er mit seinem neuen Führer einige Schritte gegangen und hatte ein paar Worte mit ihm gewechselt, so rief er uns auf französisch zu: „Nehmen Sie sich vor Ihren Führern in Acht —" — Es fing schon an zu dunkeln und rings um uns her war es wild und öde. Diese Warnung war ganz dazu gemacht, uns zu beunruhigen, um so mehr als wir schon gegen unsere Führer Verdacht geschöpft hatten.

Der Eine von ihnen ritt voran und sang ein eintöniges Lied: „Non quero — o — o morir — iir — iir Tambien non quero — o — o vivir — iir — *).

*) Ich mag nicht sterben,
Aber ich mag auch nicht leben.

Der Andere folgte von weitem. Wir ritten heran und sagten ihnen, wir wollten fortan zusammen bleiben, damit in der Dunkelheit nicht Jemand verloren gehe; wenn uns aber Etwas widerfahren sollte, so würden sie zuerst dafür büßen müssen. Wir waren auf unserer Hut und beriethen uns über unsere Vertheidigungsanstalten. —

Nach einiger Zeit erreichten wir wieder einen betretenen Weg, die Pferde sanken nicht mehr in schlammigen Boden ein, und das Gebirgsthal öffnete sich gegen das Meer. Als wir schon die entfernte Brandung hören konnten, gelangten wir an eine kleine Hütte von Küstenwächtern.

Wir hielten einen Augenblick still und gingen in die niedrige Hütte. Sie war durch ein großes Feuer hell erleuchtet. Rings herum saßen Gensdarmen, die hier zu Hause zu sein schienen. Es fehlte ihnen nicht an Carabinern, Pistolen und Säbeln, auch sahen sie sonst gut aus; ihrem nachlässigen Wesen aber, ihrer behaglichen Wohlgenährtheit nach zu urtheilen, schienen sie eine Gemeinschaft mit jenen Wächtern zu haben, denen Shakspeare folgende Verhaltungsregel giebt: „Begegnet Ihr einem Diebe, so könnt Ihr kraft Eueres Amtes den Verdacht gegen ihn hegen, daß er kein ehr-

licher Mensch sei, und je weniger Ihr mit einem Menschen solcher Art Euch abgebt und handthiert, je besser ist das für Euere Ehrlichkeit. Der friedlichste Weg für Euch ist, daß, wenn Ihr einen Dieb aufgreift, Ihr ihm selbst zeigen laßt, was er ist, und ihm erlaubt, sich aus Euerer Gesellschaft zu stehlen. Und dann ruft die übrigen von der Nachtwache zusammen und danket Gott, daß Ihr von solchem Schelm erlöset seid."

Es mochte neun Uhr sein, als wir die Hütte der Küstenwächter verließen; wir hatten noch anderthalb spanische leguas, und die sind groß, bis Tarifa zurückzulegen. Da wir aber hörten, daß die Thore der Stadt schon um 10 Uhr geschlossen würden, trieben wir die armen Pferde zur größten Eile, deren sie noch fähig waren, an. Der Weg führte längs der See hin; wir leisteten das Unglaublichste und mit dem Schlage 10 kamen wir in Tarifa ohne weiteren Vorfall an, als daß ein Paar von uns, der Führer und ich, kurz vor den Thoren mit unseren Pferden in einen Wassergraben fielen, der quer über die Straße gezogen war. Naß und schmutzig, aber unbeschädigt standen wir wieder auf und trösteten uns damit, daß, wenn wir bei tiefer Nacht gefallen waren, es der übrigen Gesellschaft im Laufe des Tages nicht besser ergangen sei.

Tarifa ist eine kleine Festung mit Mauern, Gräben und Wällen. Kaum hatten wir die Thore passirt, so wurden dieselben hinter uns geschlossen. Jetzt konnten wir sagen, daß die Warnung des Franzosen unbegründet war. Nach einem fast ununterbrochenen Ritte von 17 Stunden, wobei wir die meiste Zeit durch schweren Moorboden uns durchgearbeitet hatten, begrüßten wir freudig das Ziel unserer Wanderung. Wir waren sehr erschöpft.

,,Wo ist die beste posada'' *)? riefen wir stürmisch einen alten Spanier an, der, in seinen faltenreichen Mantel gehüllt, mit der Würde eines römischen Senators unbeweglich unseren abenteuerlichen Zug betrachtete. ,,Auf dem Markte,'' antwortete er einsilbig. Wir stiegen dort vor einem niedrigen Häuschen ab. Eine Matrone führte uns durch einen kleinen Hof in ein weißes Stübchen zur ebenen Erde, etwa vier Schritt, und in ein anderes, etwa sechs Schritt im Quadrat. ,,Ist das nicht ein hübsches Quartier, caballeros?'' — ,,,,Ja, es ist schön weiß, aber — auf dem Fußboden können wir nicht essen und schlafen. — Hier ist ja kein

*) Gasthof, wörtlich Ruhestätte.

Bett, kein Tisch, kein Stuhl.'''' — ,,Geduld, Señor, das kommt Alles nach und nach.'' — Auf viele Fremde, dachten wir, können diese Leute nicht gefaßt sein, sonst würden sie wenigstens mit Bettstellen und Betten ihre Stuben versehen haben. Der bescheidenste Reisende kann nicht geringere Ansprüche machen. Nach langem Warten wurden wir endlich bedient. Bei den Spaniern lernt man Geduld. Sie haben nie Eile, und wird man ungeduldig, so geht es noch langsamer.

Als endlich auch das Nachtessen kam, schlief Graf Münster schon lange. Wir störten ihn nicht in seinem Schlafe, denn es gehörte ein ganz besonderer Appetit dazu, den er nicht zu haben schien, um Speisen, wie sie uns diesen Abend vorgesetzt wurden, essen zu können. Sie waren ein Produkt der ächten Nationalküche, fast lauter ölige, stinkige Gerichte. Die Spanier bereiten ihr Oel, mit dem sie alle Speisen anrichten, sehr schlecht. Sie lieben darin den haut gout, daher werden die Oliven warm ausgepreßt. Frische Butter kennen sie fast nicht, blos weil sie zu indolent sind, welche zu bereiten, denn in manchen Gegenden haben sie das schönste Vieh der Welt. Da wo sie noch Butter gebrauchen, in den größeren Städten, wie in Cadix oder Sevilla, kommt sie ihnen aus Holland oder Irland; auf dem

Lande ist dieß Bedürfniß ihnen fremd, sie ersetzen die Butter durch Oel oder Speck. Sie haben auch noch die schlechte Gewohnheit, in viele Speisen Safran zu mischen, welcher ihnen einen widerlichen Geschmack giebt, und das Fleisch so auszukochen, daß es unter der Gabel in Stücke zerfällt und alles Saftes beraubt ist. Die erste Schüssel, die uns vorgesetzt wurde und die bei keiner spanischen Tafel fehlen darf, war der puchero oder die olea potrida, ein Gericht, das aus gekochten Gemüsen, Rindfleisch, Speck und kleinen Knackwürsten zusammengesetzt ist, ein Gericht, was recht eßbar wäre, wenn man den Safran und den rothen Pfeffer weglassen wollte. Darauf gab man uns, was sie guisado nennen, eine Art Fricassée, die in ranzigem Oele schwamm. Wir ließen sie unberührt und öffneten das Fenster. Außer den genannten Speisen haben die Spanier noch ein paar Nationalgerichte, wie den gaspacho, eine Art Kaltschale, die aus rohen Zwiebeln, Brod, Wasser, Oel, Essig und Citronensaft besteht. Welch Gemisch! Im Ganzen ist die spanische Kochkunst auf Weniges beschränkt. Alles in demselben genre. Dagegen sind in den größeren Städten die Getränke sehr empfehlenswerth. Sie haben gute Sorbets, Limonade und Bier; ihre Chocolade ist vor Allem ganz vortreff-

lich, und dieß liegt sowohl an der Qualität derselben, als an der Zubereitung.

Als am anderen Morgen Graf Münster erwachte, erkundigte er sich nach unserer gestrigen Mahlzeit. Da sagte ihm Herr v. Savigny: „Was wir gegessen haben, weiß ich nicht genau, ich kenne aber einen feinen Gastronomen, der, wie er schreibt, Spanien nur flüchtig bereist, wie ich aber glaube, dessen Küche gründlich studirt hat, der könnte, wenn er gestern Abend an meiner Stelle gewesen wäre, davon bessere Rechenschaft ablegen, als ich zu thun im Stande bin.“

Es handelte sich nun darum, zu entscheiden, ob wir noch unsere Reise nach Gibraltar fortsetzen, oder direct nach Tanger überfahren sollten. Das erforderliche Geld zur Weiterreise sollten wir in Gibraltar erheben. Es war bedenklich, ohne Geldmittel nach Afrika überzusetzen. Dagegen bestimmten uns die Schwierigkeiten, die es auf sich hatte, nach ersterem Orte zu gelangen, und der hierbei erforderliche Zeitaufwand, sofort nach Tanger zu reisen. Wie wir uns das weitere Reisegeld verschaffen würden, darüber sollte, sobald wir in Tanger angelangt wären, eine weitere Berathung gehalten werden. Wir gehen also aus, um ein Boot zur Ueberfahrt zu miethen.

Kaum haben wir den Gasthof verlassen, so begegnen wir einem wilden Stiere, der von einer jubelnden und lärmenden Menge von Menschen an einem über hundert Fuß langen Seile geführt wird. Von weitem schon weicht man ihm aus. Er wird zum Thore hinausgeführt; da trifft er auf ein paar mit Säcken beladene Esel, die geduldig den Weg daher traben. Er greift sie auf der Stelle an und rennt sie um und um. Bei diesem Anblick jubelt die Menge und ruft: bravo toro! bravo toro! Nur der Eigenthümer der Esel schien über diese Tapferkeit nicht so erfreut zu sein; er erlaubte sich aber nicht, eine Bemerkung zu machen, hob den einen noch auf dem Boden liegenden Esel wieder auf, besah ihn, rieb ihn, und da ihm allem Anschein nach kein Schaden widerfahren war, ging er schweigend seines Weges. Anderswo wäre diese Scene nicht so ruhig abgelaufen.

Vor dem See-Thore eröffnete sich uns der herrlichste Anblick der Welt. Die Meerenge von Gibraltar lag vor unseren Augen in der ganzen Farbenpracht und Klarheit, welche die Landschaft der südlichen Himmelsstriche charakterisirt. Das tiefe Blau der See war nur unterbrochen durch den weißen Schaum der tobenden Welle, oder durch das leichte Segel vorüberziehender Schiffe, welches vom Ostwind gebläht den Atlantischen

Ocean zu gewinnen suchte. Ein Segel nach dem andern flog aus dem engen Passe in die weite See; ich konnte mich gar nicht satt daran sehen. Mehrere Wochen hatte der Ostwind nicht geherrscht; viele Schiffe waren in dem Hafen von Gibraltar und in der Bucht von Algesiras versammelt, die heute das günstige Wetter zum Auslaufen benutzten; denn bei der starken Strömung aus dem Ocean in das Mittelländische Meer können sie nur mit günstigem Winde die Meerenge passiren. Sie dürfen es nicht wagen, bei conträrem Wetter hinaus laviren zu wollen. Jenseits der Meerenge ragen die steilen Gebirge Afrikas empor, welche düster, unbewohnt und bewaldet sind. Betrachtet man die vielfach zerspaltenen Wände und wilden Geklüfte an beiden Seiten der Straße von Gibraltar, nimmt man dazu, daß in der benachbarten Sierra von Ronda sich Massen von aufgethürmten Berg- und Felstrümmern und von umhergeschleuderten Steinblöcken befinden, so scheint es unzweifelhaft, daß ein gewaltiger Durchbruch der Fluthen hier einst stattgefunden habe und auf vulkanischem Wege bewerkstelligt worden sei.

Hier waren einst die Araber nach Europa herübergedrungen und nicht fern von hier hatten sie auch ihre letzten Kämpfe um ihre Existenz in Spanien gekämpft.

In Tarifa hat sich viel arabisches Blut und manche maurische Sitte erhalten; die Frauen gelten für die schönsten in ganz Spanien. Im Gegensatz zu den Gebräuchen des übrigen Landes verbergen sie ihre Reize auf offener Straße so sorgfältig wie möglich, und lassen nur ihre blitzenden Augen zwischen dem dunkeln Gewande, das ihren Kopf verhüllt, durchleuchten. Sie tragen zwei schwarzseidene Röcke übereinander, deren einen sie anstatt der Mantilla über den Kopf zusammenschlagen und sich damit zugleich das ganze Gesicht verhüllen.

Da es gerade Sonntag war, so folgten wir einigen von ihnen in die Hauptkirche und sahen zu unserer Genugthuung wie sie, dort angelangt, den seidenen Rock, der den Kopf bedeckte, über die Hüfte herabfallen, und sich bereitwillig in ihrem Haarschmuck von uns anschauen ließen. Ich weiß nicht, ob sie ihren Ruf der Schönheit immer noch verdienen, aber ich gestehe, daß mir die Gaditanerinnen besser gefielen, namentlich in Haltung und Gang etwas Zierlicheres und eine gewisse Elasticität in den Bewegungen hatten, die ich hier vermißte. Die ganze Kirche war voll Frauen Im Mittelschiffe saßen einige von ihnen, andere knieten auf dem Boden und verursachten durch das fortwährende

Auf- und Zumachen ihrer Fächer ein Summen und Schwirren, wie man es wohl hört, wenn man neben Bienenkörben zu stehen kommt. Ich empfand dabei, wie begreiflich, keine andächtige Regung.

Die Kirche selbst ist ziemlich alt und stammt aus dem Anfange des 14 Jahrhunderts. Ihr Bau wurde kurz nach der Eroberung Tarifa's durch Sancho IV im Jahre 1290 begonnen; sie ist noch ein Specimen von dem früher im ganzen Occidente herrschenden sogenannten lombardischen Baustyl, welcher im übrigen Europa um diese Zeit schon durch den gothischen verdrängt worden war. Letzterer drang spät nach Spanien und erhielt sich hier noch lange in seiner ursprünglichen Reinheit, nachdem die Zeit seiner Blüthe in andern Ländern vorüber war. Bekanntlich liegt im lombardischen Styl die Trag- und Widerstandskraft hauptsächlich in der Dicke der Mauern; man bedient sich selten der Strebepfeiler. Die Bogen sind rund, die Fenster schmal und das gewöhnlichste Ornament sind Säulen.

Die Bevölkerung des Städtchens ist nicht im besten Rufe der Ehrlichkeit, und besteht großentheils aus Fischern, Gaunern, Schmugglern und anderem Gesindel, das wir auch von seiner unvortheilhaften Seite kennen lernten. Wir waren mit einem

Schiffer über den Preis unserer Ueberfahrt nach Tanger einig geworden, als der Hafenaufseher sich weigerte, an einem Sonntage die erforderlichen Schiffspapiere auszufertigen; er erklärte sich jedoch hierzu bereit, wenn wir sein eigenes Schiff zu einem höheren Preise miethen wollten. Unser Gefühl sträubte sich gegen diese Prellerei, und wenn wir Zeit genug vor uns gehabt hätten, würden wir lieber einen Tag gewartet als nachgegeben haben; da es uns aber darauf ankam, die Zeit nicht unnütz zu verlieren, so mußten wir obigen Handel eingehen. Wir konnten nicht umhin, unser Mißvergnügen an den Tag zu legen, worüber der Hafenaufseher sehr erstaunt war. Dort zu Lande erregt eine derartige Handlungsweise gar kein Aufsehen, und wenn man sich über etwas wundert, so ist es nicht sowohl über das Factum selbst, als über das Staunen und die Entrüstung, die der Fremde bezeigt. Man begreift nicht, wie so geringfügige Dinge die Galle erregen können. Man ist gewohnt, die Regierung, sie mag sein von welcher Art sie will, als einen Feind, mit dem man im Kriege ist, zu betrachten, und die ganze Kunst besteht darin, sich vor ihm in Acht zu nehmen und ihm heimlich zu schaden. Daher werden die Gesetze so schlecht befolgt, daher sind Räuber,

Schleichhändler und alle Uebertreter der Gesetze so volksthümlich, wenn sie nur mit der gehörigen Keckheit und Verwegenheit auftreten und damit etwas Ritterliches verbinden. Freilich mögen auch die langen Bürgerkriege und die schlechte Besoldung der Beamten das Ihrige zur Bestechlichkeit und Immoralität der letzteren beigetragen haben.

Als Festung ist Tarifa unbedeutend, und einen Hafen besitzt es so gut wie gar nicht, denn nur wenige kleine Boote können sich innerhalb des ins Meer hinausgebauten Steindammes zurückziehen. Wir eilten von diesem Orte wegzukommen. Die Feluke, die wir gemiethet hatten, war klein, sie schien aber gut gebaut zu sein. Der Wind wehte scharf von Osten, die Fluth war im Steigen es war eine sogenannte Springfluth. Die mächtig hereindringende Strömung aus dem Atlantischen Meer kämpfte mit dem conträren Winde und aus diesem Kampfe der Elemente erhob sich hoch die Welle. Trotz des versprochenen Lohnes bezeigten jetzt die Schiffer gar keine Lust, ihren sicheren Ankerplatz zu verlassen. Uns schien das Wetter nicht so schlimm, und wir beharrten auf unserem Vorhaben. Die Anker wurden gelichtet, und bald tanzte unsere kleine Feluke, der Willkühr des mächtigen Elementes

preisgegeben, wie eine Nußschale auf den empörten Wogen. Einen Blick der Sehnsucht warf ich noch nach dem festen Lande, nach der weißen Festung Tarifa und den dunkeln Bergen, die sich dahinter erheben, aber bald war ich so krank, daß ich kaum Besinnung genug hatte, um zu empfinden, wie wir, die auf dem Verdecke gekauert lagen, von den Wellen unbarmherzig bespült wurden.

Unsere Ueberfahrt war lang und dauerte von Mittag bis gegen Sonnenuntergang; es fehlte daher wenig, so hätten wir die Thore von Tanger, welche gleich denen aller maurischen Städte mit Sonnenuntergang geschlossen werden, gesperrt gefunden. Die französische Brigg „le cygne" stationirte vor Tanger. Der Kapitän derselben erzählte uns später, daß er beim Anblick unseres Schiffleins gedacht habe, wir müßten entweder große Eile haben, oder die Gefahr nicht kennen, um uns mit einer solchen Feluke bei diesem Unwetter herauszuwagen.

VI.

Tanger.

Auf der Rhede von Tanger angelangt (ein Hafen ist nämlich nicht mehr vorhanden, seitdem die Engländer den Steindamm zerstört haben, der denselben bildete), wurden zwei Mann in einen Nachen ausgesetzt, um bei dem Hafenkapitän anzufragen, ob uns zu landen verstattet sei. Diese Anfrage ist hier nur Sache der Form, denn obige Erlaubniß wird in Tanger nie verweigert; es ist aber immer unangenehm, von der Willkühr eines Menschen abzuhängen, dem es bei übler Laune doch einmal einfallen könnte, einem den Eintritt zu verweigern. Wir hatten unterdessen alle Muße, das vor unseren Blicken sich ausbreitende Tanger in Augenschein zu nehmen. Die Stadt ist theils am Abhange eines Berges, theils auf einem Felsen gebaut, der nach dem Meere steil abfällt und hier eine natürliche Schutzwehr

bildet. Gegen Westen sichern die schroffen Wände desselben die Stadt vor jedem Angriff. Ueberdieß dürften größere Schiffe wegen des sandigen, felsigen Ufers es kaum wagen, sich auf dieser Seite auf Schußweite zu nähern. Gegen Osten dacht sich der hohe Felsen ab, und hier sind nach der Seeseite einige Mauern zur Vertheidigung der Stadt aufgeführt worden. Sie ist hoch gelegen und mit einer Ringmauer umgeben. Der Umfang der Stadt ist aber so klein, daß sie kaum diesen Namen verdient. Das äußere Ansehen derselben hat wegen der eigenen Bauart der Häuser, die sehr klein sind und nach außen keine Fenster haben, etwas Todtes. Mit ihren flachen Dächern sehen sie aus wie weiße Würfel, oder gar wie Leichensteine. Nur einzelne hohe Häuser erheben sich über die anderen, es sind die der Consuln. Diese haben auch Fenster und unterscheiden sich überdieß durch einen hohen Mast, auf welchem bei Ankunft eines Schiffes ihrer Nation die Nationalflagge aufgezogen wird. Zur Zeit wehten die Flaggen von Frankreich, Dänemark und Schweden auf den Häusern der betreffenden Consuln, weil Kriegsschiffe dieser Nationen in der Rhede von Tanger stationirten.

Sobald die Antwort vom Hafenkapitän anlangte, eilten wir ans Land. Alles ist hier anders als in

Europa, die Straßen, die Häuser, die Trachten, die Sitten, die Sprache, sogar die Farbe der Einwohner. Man hat im ersten Moment nicht Augen und Ohren genug, um alles das Fremdartige, das einen umgiebt, zu beobachten. Der erste Maure, den wir erblickten, war der Hafenkapitän selbst, ein großer, schöner Mann mit schwarzen, durchdringenden Augen, einer kühn gebogenen Nase und Zähnen weiß wie Perlen, die sein etwas geöffneter Mund durchblicken ließ. Sie stachen sonderbar gegen sein braunes Gesicht ab. Ernst und unbeweglich stand er da am Ufer, den weißen Turban auf dem Kopfe, den weißen Haïk*) um den Leib geschlungen, gelbe Pantoffeln an den nackten Füßen, sein Amt einsilbig versehend.

Den neuen Festungsmauern entlang, die seit der Belagerung von 1844 wieder aufgebaut worden sind, stiegen wir in die Stadt empor. Lange, eiserne Kanonen ragten uns entgegen, und über unserem Kopfe gab eine derselben das Signal des Thorschlusses. Hagere Bettlergestalten im braun und weiß gestreiften Gelab**),

*) Der Haïk ist ein 8 bis 10 Ellen langes wollenes oder baumwollenes Zeug von weißer Farbe, das um den Oberkörper und Kopf mehrere Male geschlungen wird.

**) Der Gelab ist ein grobes, wollenes Gewand in Form

geheimnißvoll vermummte Frauengestalten, Juden in langen Talaren und schwarzen Lederkäppchen, dem Abzeichen ihrer Kaste, traten uns in den engen Gäßchen des Ortes entgegen. Einer der letzteren, redete uns in gebrochenem Spanisch an, indem er sich uns zum Führer anbot. Wir sprachen im Vorbeigehen bei dem sardinischen Generalconsul vor, an den wir einen Brief hatten. In den beiden Gasthöfen war es aber nicht möglich, ein Unterkommen zu finden. Alles war theils durch Gäste aus Gibraltar, theils durch die Offiziere der anwesenden fremden Kriegsschiffe besetzt. Wir entschlossen uns, zum genannten Generalconsul Herrn Carpenetti zurückzukehren, um uns ganz unbefangen in dieser schwierigen Angelegenheit seinen Rath zu erbitten. Das heißt soviel als Jemandem das Messer an die Gurgel setzen. Er konnte unter diesen Umständen nicht anders; er mußte uns bon gré mal gré sein eigenes Haus anbieten. Er that es aber mit der größten Bereitwilligkeit, und hat sich später so viel Mühe gegeben, um uns den Aufenthalt in Tanger so

---

einer Mönchskutte. Es reicht bis ans Knie, wird wie ein Hemd über den Kopf gezogen und ist entweder dunkelbraun oder braun und weiß gestreift. Der Gelab ist die Tracht der ärmeren Klasse.

angenehm wie möglich zu machen, daß wir ihm sehr zu Dank verpflichtet sind.

Unsere erste Sorge am nächstfolgenden Tage betraf die Anschaffung von Geldmitteln zur Weiterreise. Wir richteten unseren Operationsplan gegen die französische Brigg, deren Offiziere der Graf Münster kannte. Er übernahm auch die Unterhandlung und begab sich sofort dahin. Im Hafen fand er einen maurischen Nachen, den er bestieg. Wir Andern überließen ihn seinem Schicksal. Das wichtige Geschäft wurde zu Aller Zufriedenheit vollzogen. Als er wieder ans Land kam, sah er mich zu seinem nicht geringen Erstaunen im Pferdehandel begriffen. „Aber, mein Gott,“ sagte er, „wenn Sie Pferde kaufen wollen, werden wir gleich wieder ruinirt sein!“

„„Seien Sie unbesorgt, diese niedlichen Poneys kosten nur 20 bis 30 Thaler. Wenn wir sie aber aus dem Lande bringen wollen, müssen wir für jedes Pferd dem Pascha ein Geschenk von etwa 70 Thalern machen, was den doppelten Werth des Thieres beträgt. Ich hätte gern ein maurisches Pferdchen nach Lissabon zurückgebracht, werde mich aber dessen wohl begeben müssen. Sehen Sie nur, wie die Thiere behandelt werden, was sind das für elende Beschläge.““

Es ist kein einziger guter Schmied in dem Orte; auch die Herren Consuln, die meist Pferdeliebhaber sind, haben keinen. Die Pferde müssen immer mit zusammengebundenen Vorderfesseln stehen. Von diesen aus gehen links und rechts Stricke nach zwei in die Erde gerammelten Pfosten, so daß die Pferde sich nur wenig bewegen können. Sie dürfen sich niemals legen, denn die Mauren behaupten, daß das Liegen die Pferde steif und faul mache. Ihr Stall ist im offenen Hofe, wo sie Winters und Sommers unter freiem Himmel zubringen. Das Stroh wird vor ihnen auf den Boden hingeworfen und zwar so weit, daß sie es eben nur erlangen können, damit ihr Hals durch das wiederholte Ausstrecken darnach lang und geschmeidig werde. Gerste bekommen sie nur einmal des Tages und zwar Abends in einem Futtersack, der ihnen die Nacht über umgebunden wird. Bekanntlich werden in Marokko sowohl, als im Süden der pyrenäischen Halbinsel die Pferde mit Stroh und Gerste gefüttert; Hafer und Heu hält man für ungesund. Allerdings ist das Stroh von ganz anderer Qualität, als in Deutschland. Es enthält weit mehr Nahrungsstoff, und giebt dieß schon durch einen feinen, aromatischen Geruch zu erkennen. Die Pferde werden in der Regel nur einmal des Tages getränkt.

Sie werden oft gewaschen und gebadet, aber nie gestriegelt; Bürste und Striegel sind unbekannte Dinge.

Die Mauren lieben ihre Pferde sehr, und wenn sie dieselben schlecht behandeln, so geschieht es mehr aus Unwissenheit und angeborenen Vorurtheilen, als aus Nachlässigkeit. Wenn ein Maure ein schönes Pferd besitzt, so theilt er lieber sein letztes Stück Brod mit ihm, als daß er es verkaufte. Nachdem am frühen Morgen von der Spitze des Minarets herab der Muezzin die Gläubigen zum Gebet geladen hat mit dem Ausrufe: „Besser ist beten, als schlafen — Gott ist groß!“ so geht ein gläubiger Maure vor Allem in den Hof zu seinem treuen Thiere, küßt es auf die Stirne und segnet es mit den Worten bismillah (im Namen Gottes). Er spricht oft mit ihm wie mit einem Freunde und glaubt von ihm verstanden zu werden. Er übersetzt das Wiehern seines Pferdes, wie auch die Aeußerungen jedes anderen Thieres, in Worte. Wenn er eine Reise vorhat, ermahnt er sein Pferd zur Ausdauer, zur Schnelligkeit; will es nicht fressen, so giebt er ihm gute Worte; ist es aber wild und unbändig, so faßt er es am Kopf, sieht ihm scharf ins Auge, spricht eindringlich mit ihm, athmet in seine Nüstern oder bläst Tabaksdampf hinein. Die Wirksamkeit dieses letzteren Mittels

zur Bändigung eines wilden Pferdes ist unleugbar, und ich habe selbst die schlagendsten Beweise davon gesehen. In Spanien werden im Allgemeinen die Hengste den Stuten vorgezogen, man hält sie für ausdauernder und kräftiger; in Marokko ist es das umgekehrte Verhältniß. Die Stuten sind theurer und werden mehr geschätzt.

Wir besuchten die in Tanger residirenden Consuln. Sie haben dort wie im Orient einen diplomatischen Charakter. Sie wohnen recht hübsch und sind ganz auf europäischem Fuße eingerichtet. Der englische und spanische, sowie der französische Viceconsul waren abwesend und hielten sich wegen der mit Marokko obschwebenden diplomatischen Verhandlungen in Larasch auf. Jeder Consul erhält fortdauernd vom Kaiser zwei Soldaten als Wache. Während ihrer Dienstzeit bei den Consuln werden sie von diesen besoldet, und sind verpflichtet, sie allerwegen zu begleiten und zu schützen. Gewöhnlich thun sie überdieß Portier-Dienste und werden bei allen Verhandlungen mit den Eingeborenen und zu mancherlei Commissionen gebraucht. Wenn ein Consul mit seinen Soldaten zufrieden ist, so kann er sie auch behalten.

Mit Herrn Martineau, dem neapolitanischen Ge-

neralconsul, machten wir vor Tisch einen Ritt in die Umgegend. Er ist ein ausgezeichneter, noch junger Mann, der namentlich den Franzosen sowohl, als den Marokkanern den großen Dienst geleistet hat, nach dem Bombardement von Tanger und Mogador durch seinen persönlichen Einfluß beim Pascha und sein vermittelndes Benehmen den Frieden herbeizuführen. Die spanische Regierung möchte auch besser berathen worden sein, wenn sie bei ihren letzten Unterhandlungen mit dem Kaiser von Marokko, welche auf die Abschaffung des jährlich zu entrichtenden Tributs gerichtet waren, ihn zum Vermittler gewählt hätte, anstatt des Vertreters einer Nation, die nur zu gut ihr eigenes mercantiles Interesse versteht. Die Verhandlungen waren durch Herrn Martineau schon auf's Beste eingeleitet, als sich die Engländer der Sache zu bemächtigen wußten, und einen für Spanien wenig vortheilhaften Abschluß herbeiführten.

Herr Martineau hatte mir einen feurigen, ganz rohen Hengst zu reiten gegeben, der, unermüdlich in Bogensätzen, kein Terrain-Hinderniß achtete und bei seinem heftigen Temperamente doch angenehm zu reiten war. Langsam bewegte sich unser Zug durch die engen Gäßchen. Auf dem Marktplatze war viel Leben.

Hie und da standen weiße Gruppen mit braunen Gesichtern. Einige perorirten heftig; die Meisten kauerten am Boden, in gänzlicher Apathie auf ihren Fersen sitzend. Sie finden diese Stellung bequem, die wir Europäer nicht eine Viertelstunde aushalten könnten, ohne steif zu werden. Ich hatte früher nur einen Narren in Cadix gesehen, der dieselbe Stellung seit 15 Jahren eingenommen hatte, um wahrscheinlich bis an seines Lebens Ende darin zu verharren. Fischhändler und Obstverkäufer kauerten neben ihren Körben und betrachteten uns mit ihrem halbwilden, ausdruckslosen Blicke. Dazwischen gehen Juden umher, welche die Letzten der Letzten sind; sie machen den gravitätischen Mauren demüthigst Platz und nehmen, wenn diese nicht gut gelaunt sind; eine rohe Aeußerung oder einen verächtlichen Blick noch schweigend mit auf den Weg. Dafür hassen sie auch die Mauren von ganzem Herzen und rächen sich an ihnen durch Wucher. Da die Juden fast immer von den Christen als Mittelspersonen bei den Verhandlungen zwischen diesen und den Mauren gebraucht werden müssen, weil sie als Dolmetscher für Alle, die das Arabische nicht kennen, unentbehrlich sind, so gebrauchen sie häufig diese Stellung, um beide Parteien zu übervortheilen.

In einer Ecke des Marktes wurde Recht gesprochen und der Rechtsspruch sogleich vollstreckt. Einem Menschen mit halbgeschorenem Haupthaar, struppigen Zopfe und einem wahren Hungerleidersgesichte wurden Stockschläge auf die Fingerspitzen verabreicht. Die ärmeren Mauren tragen nämlich keinen Turban; sie scheeren sich das Haar bis auf eine einzige Stelle, wo sie sich einen Zopf wachsen lassen. Verschiedene Stämme unterscheiden sich von einander, je nachdem sie den Zopf rechts oder links, vorn oder hinten tragen. Wir ritten heran, und unser Soldat machte uns begreiflich, daß dieser Mensch einen anderen betrogen habe und deshalb vom Kadi zu Schadenersatz und zwanzig Stockschlägen auf die Fingerspitzen verurtheilt sei. Der Kadi ist zugleich Civilrichter und Oberpriester, denn religiöse und bürgerliche Gesetze sind im Koran mit einander vereinigt. Bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen wenden sich die betreffenden an den Kadi, der nach den Gesetzen des Korans entscheidet. Dieser darf bei mündlichen Verhandlungen eigentlich keine Bezahlung nehmen; dennoch sollen Geschenke auf den Richterspruch den größten Einfluß haben. Die Parteien können immer an den Kaiser appelliren; da aber auch hier von

allen Beweisgründen wiederum Geschenke die besten sind, so wird dieses Rechtsmittel meist unterlassen.

Bei einer kleinen Krämerbude saß ein alter Maure, der großen Zulauf hatte. Er war ehemals Gouverneur von Tanger gewesen und steht seiner Weisheit wegen noch in hohem Ansehen. Die Mauren kennen keinen Unterschied der Stände; der letzte von ihnen kann durch die Gnade des Kaisers, der ein weit unbeschränkterer Herrscher, als der Sultan von Constantinopel ist, zu den höchsten Würden erhoben, und durch eine Laune desselben in seine frühere Lage zurückversetzt werden. Wir hatten hiervon ein sprechendes Beispiel vor unseren Augen; der ehemalige Gouverneur von Tanger war wieder Krämer geworden und verkaufte Pantoffeln und Lederwaaren. Das Geld, das Einzige, was einen Kastenunterschied noch begründen könnte, wird sorgfältig verheimlicht. Der Pascha könnte sonst danach lüstern werden, und es würde ihm dann nicht schwer sein, einen Vorwand zu finden, um sich dessen zu bemächtigen. In Marokko gehört in letzter Instanz Alles dem Kaiser, Gut und Geld, Ehre und Leben der Inwohner. Als Nachkomme Mohameds ist er Fürst der Gläubigen, oberster Richter, unfehlbarer Ausleger der Gesetze und Vollstrecker derselben. Eine einzige

Intelligenz, eine einzige Macht soll den Staat leiten. Wie Gott die Welt regiert, so soll der Kaiser über das Reich herrschen. Seine Allgewalt ist nur durch die Ohnmacht der Ausführung beschränkt.

Auf den Höhen vor der Stadt hatten wir eine prächtige Aussicht auf die ganze Bucht. Hier wurde uns der Ort gezeigt, wo der Sohn des Kaisers sein Lager aufgeschlagen hatte, als die Franzosen die Stadt im Jahre 1844 beschossen. Er zog sich damals beim ersten Kanonenschuß zurück und suchte nicht einmal dieselbe vor Plünderung von Seiten der Bergvölker zu schützen. Letzteres wäre auch ohne die persönliche Entschlossenheit des jetzigen Gouverneurs unfehlbar geschehen. Dieser versammelte aber nach dem Bombardement seine wenigen Getreuen, hielt mit ihnen die Thore der Stadt besetzt und stieß mit eigener Hand den ersten Kabylen, der in dieselbe eindrang, nieder. Dieß Beispiel wirkte, es schreckte die anderen zurück und die Stadt blieb verschont, während Mogador nach dem Bombardement ganz ausgeplündert worden ist.

Die Bevölkerung des Reichs ist nämlich aus sehr verschiedenartigen und zum Theil feindlichen Elementen zusammengesetzt, aus Mauren, Arabern, Berbern, Juden und Negern. Der größere und civilisirtere Theil

der Bevölkerung sind die Mauren; sie sind die Bewohner der Städte und die einzigen, die mit Europäern in Verkehr getreten sind. Sie bekleiden alle Aemter und herrschen über das Land.

Die Araber wohnen theils in Zelten, theils in Dörfern; die Zeltbewohner sind wirkliche Nomaden, sie halten sich in den großen Ebenen des Innern auf und sind ziemlich unabhängig von der Oberherrlichkeit des Sultans, den sie nur der Form nach anerkennen. Sie zahlen ihm jedoch als ihrem geistlichen Oberhaupt einen Tribut. Wenn sie, um fettere Triften zu suchen, ihr Lager abbrechen und an einem andern Orte sich ansiedeln wollen, so bedürfen sie hierzu, da alles Land dem Kaiser gehört, eine Erlaubniß von ihm selbst oder einem benachbarten Pascha, wofür sie ein Bestimmtes vom Ertrage des Landes abgeben.

Der wildeste Stamm ist der der Berber oder Amazirgnen. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Ureinwohner des Landes, leben in den Gebirgen und Wäldern, und ernähren sich mehr von Raub, Jagd und Fischerei, als von Ackerbau. Dieser Stamm steht den beiden andern feindlich gegenüber. Namentlich werden die Berber von den Stadtbewohnern, die einen sanften, friedlichen Charakter haben und sich vor ihnen

fürchten, gehaßt. Die nördlichste und gebirgigste Provinz des Reichs, der Rif genannt, in welcher Tanger liegt und wo der Atlas seine Ausläufer bis ans Meer sendet, ist zum größten Theil von ihnen bewohnt. Sie waren es auch, welche, wie oben erwähnt, Tanger plündern wollten. Die Juden wohnen in den Städten und treiben Gewerbe und Schacher. Da sie thätiger und industriöser als die Mauren sind, so machen sie sich ihnen unentbehrlich, wie sehr sie von ihnen auch verachtet und schlecht behandelt werden.

Unser Weg schlängelte sich bald zwischen dichten Hecken von Aloen, Cactus und indischen Feigenbäumen, die mit ihren stacheligen Zweigen den Durchgang versperrten oder an den Kleidern uns fest hielten. Einzeln stehende Palmen neigten schwermüthig ihr Haupt gegen Süden, sie schienen nachzudenken oder gar zu träumen. Im Galopp ging es an den Abhängen der Berge über Wiesen und Stoppeln bis zum Strande hin. Da hat man sich nicht um Weg und Steg, oder um Grundeigenthümer zu bekümmern. Mein unbändiges Pferd wieherte und wollte sich einmal um das andere auf die Stute des Soldaten werfen. Er ritt unbekümmert weiter und murmelte nur etwas zwischen den Zähnen. „Wissen Sie, was er sagt?“ meinte Herr Martineau.

„Er spricht zu Ali (das war der Name des Hengstes, den ich ritt): „Verdammt sei die Seele deiner Großmutter! — Man kann dem Geschick, das in dem Buche des Schicksals eingeschrieben ist, nicht entgehen!“ — Das Verfluchen der Großeltern ist nämlich der bei den Mauren üblichste Fluch.

Vom Strande aus kamen wir der Festungsmauer entlang wieder in die Stadt. Die unbehülflichen, eisernen Kanonen, die den Franzosen so wenig Schaden zugefügt hatten, lagen dort an ihrer Stelle. Sie waren bei der Belagerung von Tanger sehr schlecht bedient worden. Die Mauren hatten aus Rücksicht für ihre eigene Sicherheit es nicht gewagt, mehr als ein paar Schüsse mit jeder zu thun. In den Wällen der Stadt vor den Thoren sind auch die großen, unterirdischen Gruben, matomores genannt, welche zur Aufbewahrung von Korn, Reis und Gerste dienen, und in welchen das Getreide sich ein und mehr Jahre ganz gut erhält. Ihre Oeffnung ist nur durch einen großen Stein verstopft. Ein Wächter hat sein Zelt in ihrer Nähe aufgeschlagen und eine Anzahl Hunde halten Nachts die Wache.

VII.

Tetuan.

Nach kurzer Rast in Tanger beschlossen wir eine Excursion in das Innere des Landes zu machen. Wir brachen am Morgen des zweiten Tages in aller Frühe nach Tetuan auf, einer Stadt, welche 10 Meilen östlich von Tanger liegt und die Residenz eines Pascha ist. Wir waren von einem maurischen Soldaten, den der Gouverneur von Tanger uns mitgegeben hatte, begleitet. Es war ein schöner, schon etwas bejahrter Mann. Er führte den Zug und ritt einen edlen Falben. Auf dem Kopfe trug er die hohe, rothe Soldatenmütze, um welche ein weißer Turban von Mousselin geschlungen war. Der fliegende Haïk umgab seinen Oberkörper, und darüber trug er den Soulham, eine Art von blauem Mantel, welcher ein Abzeichen der Reicheren und Vornehmeren ist, denn unser Führer war nichts weniger, als

ein Hauptmann über 25 Mann. Seine nackten Beine waren mit gelben Pantoffeln und angeschnallten Sporen versehen, deren Stachel einen halben Fuß lang sein mochte. Einen Zoll breit unterhalb der Spitze war ein dicker Reif, um zu verhindern, daß der Stachel das Pferd zu tief verwunde. Er war mit Säbel und Dolch bewaffnet und führte in einem rothtuchenen Futteral ein langes Gewehr, das quer vor ihm auf dem Sattel ruhte. Dem Soldaten folgte das Packpferd, das mit einigem Mundvorrath und unseren Effecten beladen war. Außerdem saß noch darauf ein Jude, mit Namen Moses, der uns als Dolmetscher dienen sollte. Er ritt aber nicht, sondern lag auf dem Pferde, als wäre er selbst ein Stück von den Provisionen. Es war derselbe Jude, der uns bei der Landung seine Dienste aufgedrungen hatte.

Nach maurischem Gesetz dürfen die Juden in keiner Stadt des Reiches reiten. Er mußte daher zu Fuß zum Thore hinauswandern. Vor den Thoren der Stadt setzte er sich erst zu Pferde, aber noch ehe wir Tetuan erreicht hatten, mußte er wieder absteigen. Vor jeder Moschee soll ein Jude seine Pantoffeln ausziehen und barfuß vorübergehen. Auch diese Vorschrift befolgte er pünktlich. Kein Jude darf Waffen tragen. Das wird

so genau genommen, daß, als wir ihm eine Flinte, die wir führten, zu halten geben wollten, er diese Ehre als ihm nicht zukommend ablehnte und einen Mauren heranrief, der statt seiner die Flinte trug. Wir waren alle sehr schlecht beritten und folgten theils zu Pferde, theils zu Maulesel.

Einige Eingeborene warteten vor den Thoren auf unseren Zug und schlossen sich demselben an. Dem Soldaten war durch die Consuln auf's Schärfste aufgegeben worden, daß er uns denselben Abend noch in Tetuan einzuliefern habe; wo das nicht geschähe, würde man sich beim Gouverneur über ihn beklagen. Die Tagereise war groß und beschwerlich. Mit Ausnahme einiger sumpfigen Stellen ging es anfangs vortrefflich, aber schon nach einer Stunde Weges kam ein Hinderniß, das einige Zeit aufhielt. Wir sollten ein Flüßchen passiren, das in einem fetten, lehmigen Boden sich hinschlängelte. Sowie das Packpferd ins Flußbett trat, versank es gleich mit den Vorderfüßen so tief in den Schlamm, daß Moses kopfüber hineinfiel. Sehr verstimmt, von Koth und Wasser triefend stand er wieder auf. Ich muß der Wahrheit gemäß gestehen, daß auch Herr von Savigny das Unglück hatte, mitten im Wasser absteigen zu müssen, weil sein Pferd

hinten einbrach und sich mit seiner Last nicht wieder aufhelfen konnte. Er that es auf so zierliche Art, daß wir herzlich darüber lachten.

Jetzt verließen wir das Thal und näherten uns den Bergen. In den Schluchten zerstreut lag hie und da ein Dorf, douar genannt. Das erste, was wir sahen, mochte aus etwa zwanzig Lehmhütten bestehen, die mit Rohr und Schilf überdeckt waren; die Hütten schienen am Berge zu kleben, weil bei den meisten die steile Bergwand selbst als eine der Seiten des Hauses benutzt worden war. Sie sahen kaum wie menschliche Wohnungen aus. Nur einige derselben waren von kleinen Gärten umgeben. Außer einigen Aloestauden und indischen Feigenbäumen, welche wild wachsen, war ringsherum kein Baum zu sehen. Ich bemerkte nur etwas Feldbau, wovon sich die Dorfbewohner ernähren mögen. Einige nackte Kinder spielten vor den Hütten und eine Menge von Störchen umschwärmte dieselben. Diese bauen in den Schilfdächern ihr Nest; sie werden von den Mauren wie heilige Vögel betrachtet und von der Stätte, die sie zu ihrem Neste erwählt haben, nie verjagt.

Die meisten Mauren, die uns begegneten, grüßten

unseren Führer ehrerbietigst. Fühlten sie sich ihm an Rang untergeordnet, so küßten sie den Saum des Haïks, der die Hand bedeckte. Zuweilen ließ er solches geschehen; gewöhnlich aber gab er dem Entgegenkommenden selbst die Hand, und Jeder küßte darauf die Rechte, die er dem Andern dargereicht hatte. Nach gegebenem Händedruck legt zuweilen einer die Hand auf's Herz, zum Zeichen der aufrichtigen Theilnahme, die er an dem Wohlergehen des Andern nimmt. Geschieht Letzteres anstatt des Kusses auf die eigene Hand, so ist es ein Zeichen von Wohlwollen, wie es nur der Mächtigere gegen den Untergebenen sich erlaubt. Ueberhaupt beobachten die Mauren eine Menge lächerlicher Ceremonien und halten streng auf Etikette. Begegnen sich zwei Freunde oder nahe Verwandte, so küssen sie sich Gesicht und Bart und bestürmen sich zu gleicher Zeit mit einer Menge von Fragen, deren Antwort sie nicht abwarten und nicht hören.

Unser Mittagsmahl hielten wir an einem kleinen Bache; der Soldat, der Jude, ein Führer, dem die Pferde gehörten und der halbnackt zu Fuß mitlief, alle setzten sich um den Provisionen-Korb, jeder nach seiner Weise; die Mauren kauerten auf ihren Fersen, der Jude saß aufrecht, wir lagen ausgestreckt. Da

unser Brod naß geworden war, so gab uns der Maure von dem seinigen, einem flachen, fetten, ungesäuerten Kuchen, der nicht besonders gut war. Er ließ sich auch herab, dem Juden, den er mit einer vornehmen Verachtung behandelte, davon anzubieten. Von uns nahm er, was immer wir ihm gaben, aber unsern Wein schlug er standhaft aus, indem er sagte: Wein trinken sei im Gesetz verboten. Er war ein frommer Mann. Die übrigen Mauren, mit denen wir später zu verkehren hatten, waren nicht so gewissenhaft und konnten recht herzhaft einen Schluck Wein trinken.

Den Pferden hatte man die Zäumung abgenommen und es ihnen selbst überlassen, für Tränke und Futter zu sorgen. Sie grasten in geringer Entfernung und hatten kaum Zeit gehabt, einige Futterkräuter zu finden, als schon wieder aufgebrochen wurde. Der Weg führte jetzt immer mehr ins Gebirge, wo noch halbwilde Berberstämme in den Wäldern hausen. Sie sollen zum Theil gar keine Hütten haben, und in Baumstämmen und Höhlen wohnen; sie ernähren sich von Raub und Jagd. Reisende sind von ihnen öfters angefallen und ausgeplündert worden. Unser Soldat schnallte seine Sporen, die bis dahin auf den breiten Steigbügeln geklappert hatten, fester an und zog

seine lange Flinte aus dem rothen Futteral. Bald begegneten wir einigen Leuten, die allerdings sehr wild aussahen. Man sagte uns, daß sie zum Stamme der Berber gehörten. Sie trugen, wie die Mauren, keine Turbans, sondern gingen mit bloßem Kopfe und hatten kurzes, struppiges Haar, sie hatten auch keinen weißen Haïk, aber ein grobes, wollenes Wams von dunkler Farbe, das dem Gelab ähnlich sah; dagegen führten Mehrere europäische Doppelflinten, anstatt des unbehülflichen, einfachen Gewehrs der Mauren. Sie grüßten nicht unseren Soldaten, der mürrisch vorüberzog. Ihre ursprüngliche Sprache haben sie beibehalten, so daß sie auch mit den Mauren sich schwer verständigen können. Wenn sie es mit ihren Plünderungen zu frech treiben, so schickt der Pascha von Tetuan einige Truppen gegen sie aus. Die Berber ziehen sich dann tiefer in ihre Wälder und Gebirge zurück, und die Truppen kehren unverrichteter Sache wieder heim.

Mitten in den Bergen und etwa halbwegs nach Tetuan liegt ein großer, befestigter Hof, eine Art Caravanserei, dort zu Lande fondac genannt. Man erblickt ihn schon in großer Entfernung, denn er liegt am Abhange des Berges und der Wald ist hier lichter, als ringsherum. Die Mauren, welche die Reise von Tan-

ger nach Tetuan machen, gebrauchen gewöhnlich zwei Tage dazu und übernachten daselbst.

Jenseits des Fondacs führt der Weg wieder ins Thal hinab und zwar in eine äußerst fruchtbare, reich bewässerte Ebene. Man erblickt jenseits derselben die steile Bergkette, an deren Fuß Tetuan liegt. Diese Berge, welche zum kleinen Atlas gehören, haben schon eine bedeutende Höhe. Die Spitzen derselben waren kahl und theilweise mit Schnee bedeckt, der untere Theil aber prangte im herrlichsten Grün. Abwechselnd streift hier das Auge über schöne Matten und hohe Wälder von Laubholz. Die Gebirgsformation selbst ist die malerischste von der Welt und erinnert an die Alpen der Schweiz. Auf einer kleinen Anhöhe am Fuße des Gebirges breitet sich Tetuan aus.

Die Stadt ist von ansehnlicher Größe, ihre Mauern sind an verschiedenen Stellen durch kleine Forts gedeckt, auf denen einige kleine Feldstücke aufgepflanzt stehen. Man hat aber die Festungswerke offenbar nur gegen die Angriffe der herumstreifenden Berber angelegt, denn gegen eine Armee könnten sie sich nicht halten.

Schon der erste Blick zeigt, wie viel bedeutender, als Tanger, diese Stadt sei. Es wird behauptet,

daß sie 25,000 Einwohner zähle. Nächst Fez soll sie auch die wichtigste Handelsstadt im Kaiserthum sein. Tetuan ist etwa eine Meile vom Meere entfernt. Dessen Hafen, Martihn genannt, liegt an einem kleinen Flusse eine halbe Meile unterhalb der Stadt; doch ist die Mündung desselben so sehr mit Sand verstopft, daß nur noch Kähne einlaufen können.

Im vorigen Jahrhundert war Tetuan noch die Residenz der europäischen Consuln; als aber eine geringfügige Veranlassung plötzlich den Kaiser bewog, ihnen den Aufenthalt daselbst zu verbieten, haben zwanzig Jahre lang keine Europäer die Thore passiren dürfen und noch jetzt ist kein einziger Christ dort angesiedelt.

Als wir Tetuan erblickten, war die Sonne schon tief gesunken und wir hatten noch eine gute Strecke Wegs zurückzulegen. Der Soldat, der voraus ritt, zog einen Rosenkranz hervor und begann andächtig zu beten. Er murmelte vor sich hin, bis gegen Sonnenuntergang, wo wir vor den Thoren Tetuans anlangten. Wir frugen ihn, warum er so eifrig gebetet habe. „Allah ist groß,“ sagte er, „ich habe Gott um Verzeihung gebeten, daß ich Euch Nazarenern noch als Führer diene, zu einer Stunde wo die Gläubigen sich in der Moschee versammeln. Ich hatte aber mein Wort gegeben, Euch

heute noch hierher zu führen! — Gott lenkt die Schicksale der Menschen!“ Wir erwiederten, wir seien überzeugt, daß Gott ihm diese Sünde nicht anrechnen werde. „Wer kann wissen“, sagte er, „welche Sünden uns angerechnet werden? Ihr Nazarener zumal könnt das nicht wissen. Ihr habt Euer Paradies schon hier auf Erden, aber drüben, wo unser Paradies ist, da wird für Euch keines mehr sein.“ Bei dieser Ansicht fühlt sich der Stolz eines Mohamedaners nie gedemüthigt, wenn er auch gezwungen ist, die geistige Ueberlegenheit der Christen zuweilen anzuerkennen.

Ein Soldat von der Thorwache mußte nach herkömmlicher Weise zum Paschah geschickt werden, um anzufragen, ob uns gestattet würde, in die Stadt zu kommen. Je mehr man in das Innere des Landes vordringt, um so weniger ist diese Anfrage blos Sache der Form; namentlich dürfte es für Jemanden, der nach Fez oder Marokko reisen will, rathsam sein, ehe er die Reise antritt, um die erforderliche Erlaubniß einzukommen. Einem Bekannten von mir ist es nämlich begegnet, daß, als er, nach sechstägiger Reise vor den Thoren von Marokko anlangte und Einlaß in die Stadt begehrte, ihm dafür ein Geschenk von 80 Piastern (etwa 110 Thaler) abgefordert wurde. Da er

sich dasselbe zu zahlen weigerte, mußte er unverrichteter Sache wieder abreisen.

Vor der Stadt hatten Araber ihre Zelte aufgeschlagen. Diese waren theils von Palmettoblättern, theils von Kameelhaaren verfertigt und durch Rohrstäbe gestützt. Ihre Form ist die eines umgekehrten Schiffgerippes. Sie sind schwarz gefärbt, breit und sehr niedrig. — Die Antwort des Paschas lautete: „Allah beschütze Euch! Es freut mich, daß Ihr in meiner Stadt Tetuan ausruhen wollt.“

Einmal eingetreten, fällt im äußeren Anblicke der Stadt nichts Besonderes auf; alle maurischen Städte sehen sich gleich; die Häuser haben nach außen keine Fenster, keine unterscheidenden Merkmale, keine Verzierungen, denn jede Art architektonischer Kunst ist zur Ausschmückung des Innern aufbewahrt. Zum Unterschiede der meisten maurischen Städte haben hier die Häuser zwei Stockwerke. Hie und da erheben sich noch darüber einzeln stehende Minarets, die das einförmige Ansehen der Stadt in etwas unterbrechen.

Wir stiegen im Judenviertel bei einem Juden, der eine Art von Gasthof hält, ab. In Tetuan, wie im ganzen Reiche, mit Ausnahme von Tanger, sind die Juden auf ein eigenes Stadtviertel angewiesen. Dasselbe

wird nach Sonnenuntergang geschlossen und kein Jude darf mehr hinaus. — Wir mußten jetzt auch dort bleiben. — Ich habe nicht geglaubt, daß es möglich sei, so enge Gäßchen irgendwo zu finden, und so viel üble Gerüche, als hier. Dabei waren eine Menge Menschen auf der Straße. Eine Krämerbude stand bei der anderen, man verkaufte getrocknete Früchte, Honig, Brod, Kuchenteig, Knoblauch, Zwiebeln, trockene Fische, Pantoffeln, Oel ꝛc. Jeder hausirte beim Scheine eines einzigen Talglichts. In den engen Gassen wehte kein Lüftchen; die Talglichter flackerten unter freiem Himmel so trübe wie sonst; die Eßwaaren, die mit schmutzigen Händen betastet wurden, ekelten mich an, und ich war schon von dem Anblicke derselben gesättigt.

Am anderen Morgen sahen wir die Stadt und besuchten viele Buden und Werkstätten der Mauren. Es fehlt hier gar nicht an Industrie*), namentlich arbeitet man sehr gut in Leder und Seidenstoffen. Das Ziegenleder ist von ausgezeichneter Qualität, fest, elastisch und weich. Nur in Spanien habe ich ähnliches gefunden. Die Schuhe, die man dort aus diesem Stoffe macht, sind die dauerhaftesten und zu-

*) Siehe den Anhang.

gleich weichsten, die man tragen kann; sie werden nie spröde und hart und springen daher auch nicht auf. Sowohl hier als in Spanien ist das Leder außerordentlich billig. Die seidenen Stoffe, die man in Marokko fabricirt, sind schwer und ziemlich dicht gewebt, die Farben derselben sehr schön, geschmackvoll zusammengestellt und von besonderem Glanze. Vor Allem werden aber Waffen und Schmucksachen schön gearbeitet, und zwar mit den rohesten Werkzeugen. Wir sahen Gewehre und Klingen, die damascirt, versilbert, vergoldet und mit Korallen und Edelsteinen verziert waren. Graf Münster kaufte ein schönes mit Korallen eingelegtes Gewehr für den Preis von 15 Piaster d. h. ungefähr 20 Thaler; es hatte eine Länge von etwa 6 Fuß und war so gebaut, daß, wenn man es auf eine Fläche stellte, es im Gleichgewicht auf dem breiten Kolben stehen blieb.

Die Buden selbst scheinen nur auf einer Höhe von etwa drei Schuh in die Häuser angebrachte Löcher zu sein, die so klein sind, daß man nicht aufrecht darin zu stehen vermag. Der Käufer kann nicht hinein gehen; er spricht von außen mit dem Verkäufer, der im Eingange der erhöhten Bude sitzt, so daß letzterer ungefähr in gleicher Höhe mit dem vor ihm Stehenden

sich befindet. Begreiflicher Weise ist die Auswahl der Gegenstände in einem derartigen Loche nicht sehr groß. Die Werkstätten sind zu ebener Erde und schon etwas geräumiger, aber mit Handwerkszeugen so dürftig versehen, daß man nicht begreifen kann, wie die Leute mit ihren Arbeiten zu Stande kommen.

Wir besuchten auch eine schöne Jüdin, die Schwester unseres Wirthes, die an einen reichen Juden verheirathet war. Wir hatten sie am vorhergehenden Abend schon gesehen und veranlaßten sie, was sie mit großem Vergnügen that, alle ihre Kostbarkeiten und Schmucksachen zu zeigen und ihre schönsten Gewänder anzulegen. Sie brachte aus einem geräumigen Holzkoffer roth- und gelbseidene schmale Binden heraus, welche sie früher auf dem Kopfe getragen hatte, als sie noch junges Mädchen war, denn als verheirathete Frau bedeckt sie sich jetzt zum Unterschiede mit einem rothseidenen Tuche den ganzen Kopf. Sie setzte ein Diadem von feinen Perlen auf, das keine Dame in Europa verschmäht haben würde. Um ihren Hals trug sie ein gelbseidenes Tuch, um den Leib eine Art Spencer von Sammet, der über die Hüften reichte, und darunter einen grüntuchenen, etwas kurzen Rock, dessen Saum mit Gold gestickt war. Dieser Rock heißt geraldito. Strümpfe ziehen die Jü-

dinnen nicht an, aber rothe Pantoffeln, die recht sauber mit Gold gestickt sind. An den Fingern hatte sie eine Menge Ringe und eine silberne Kette um den Hals.

Die Einrichtung des Hauses entsprach der Nettigkeit der Inwohnerin. Der kleine Hof war mit farbigen Kacheln getäfelt, an jeder Seite desselben war ein Zimmer mit Ausgang und Fenster nach dem Hofe. Das Haus war zweistöckig und im oberen Stockwerke ganz dieselbe Eintheilung der Zimmer wie unten. Im ersten Stock führte ein Gang um das Innere des Hauses. Die Form der Fenster und Thüren war immer noch das maurische Hufeisen. An den Wänden der Zimmer hingen Strohgeflechte; der Fußboden war mit Strohmatten bedeckt. Uebrigens fanden sich Tische und Stühle, wie man sie überall in einfacher, häuslicher Einrichtung antrifft. In keinem Zimmer war ein Heerd. Die Speisen mußten auf dem Hofraume zubereitet werden. Dazu dient ein kleiner, irdener Ofen, der mit Holz oder Holzkohlen geheizt wird. Die Häuser der Mauren sind denen der Juden ganz ähnlich; nur daß man an der Stelle der Stühle und Tische Strohmatten, Kissen und Teppiche antrifft. Ein Fremder darf die Häuser der Mauren nicht eher betreten, als bis die Frauen weggebracht worden sind.

Nach mohamedanischem Gesetz dürfen die Mauren vier Frauen haben und so viel Beischläferinnen, als sie immer wollen. Da aber der Unterhalt derselben sehr kostspielig ist, so können sich nur die Reicheren die Vielweiberei erlauben, die Aermeren begnügen sich mit einer Frau. Die Frauen erhalten von ihren Männern täglich ihren Bedarf an Geld oder Lebensmitteln. Kann eine beweisen, daß der Mann ihr nicht genug zu leben giebt, so darf sie sich von ihm scheiden. Die Mauren sind, wie die Türken, auf ihre Frauen sehr eifersüchtig und halten sie in strengem Gewahrsam. Das Weib steht nach ihrer Ansicht auf einer viel niedrigeren Stufe, als der Mann; sie sind Geschöpfe, die blos zum Vergnügen des Letzteren geschaffen sind. Man überläßt es ihnen nicht, wie bei uns, für ihre Ehre selbst zu sorgen, man zwingt sie zur Treue durch die Unmöglichkeit, in die man sie versetzt, selbstständig zu handeln. Die Frauen der Reichen dürfen nie den Harem verlassen, oder werden, wenn sie ausgehen, von Sklavinnen begleitet und sind ganz verschleiert. Daher suchen sie sich auch, wo sie können, diesem Zwange zu entziehen und mit den Christen in Liebesintriguen einzulassen, wobei die Letzteren nicht weniger als ihr Leben riskiren. Als ich auf dem Markte in Tetuan an einer Obstverkäuferin

vorbeiging, öffnete sie plötzlich den Haïk, der sie verhüllte, und ließ mich ein schönes, braunes Gesicht sehen, in dem ein Paar Augen wie Funken leuchteten. Wenn die maurischen Frauen von ihren Glaubensgenossen sich unbemerkt wähnen, so zeigen sie sich nicht ungern den Christen und lachen wohl gar oder sprechen mit ihnen. Dabei wagen sie immer viel, denn sie werden streng bestraft, wenn ihr Herr solches erfährt oder bemerkt. In geistiger Beziehung sind sie ganz vernachlässigt und leben in der größten Unwissenheit; ihr Unterricht beschränkt sich auf das Erlernen einiger Stellen aus dem Koran. Sie verrichten alle häuslichen Arbeiten und sind vor Allem die unterwürfigen Dienerinnen des Mannes.

Die Einwohner von Tetuan sehen selten Fremde. Sie sind auch viel fanatischer und unduldsamer, als die von Tanger. Zuweilen wenn ein Maure an uns vorüberging, namentlich wenn es ein alter Mann war, spuckte er vor Abscheu über unseren Anblick und vor Verachtung aus. Ein Mann mit einer Gerte, von dem unser Führer sagte, daß er im Geruche der Frömmigkeit stehe, gab dem Grafen Münster einen empfindlichen Schlag auf die Schulter. Es war nichts zu machen, als ihn ruhig hinzunehmen; die ganze Be-

völkerung wäre über uns hergefallen, hätten wir gegen einen ihrer Heiligen die Hand aufgehoben.

Als ich an einer Moschee vorbeiging und durch die geöffnete Thür einen Blick hinein warf, was bekanntlich den Christen streng untersagt ist, wurde mir ein Stein an die Wade geworfen; ich drehte mich um und erblickte Niemand, den ich für den Thäter hätte halten können. Jeder Ungläubige, der eine Moschee betritt, muß nach Mohameds Gesetz sterben oder die mohamedanische Religion annehmen. Der gastfreie Maure empfängt wohl den Fremden, den das Gesetz verdammt, in dem Heiligthume des Familienheerdes, aber nicht in einer Versammlung der Gläubigen. Da ich indessen in das Heiligthum geblickt habe, ohne zu sterben, so will ich auch erzählen, was zu sehen war. Nichts, nichts war zu sehen. Ein offener mit einer Säulenhalle umgebener, viereckiger Hof, an dessen beiden Seiten zwei Brunnen standen, das ist Alles, was man erblicken konnte. Diese Brunnen sind das Ebenbild der beiden Quellen, welche vor den Thoren des Paradieses fließen, damit die Auserwählten, ehe sie die Wohnung der Glückseligen betreten, ihren Neid, Haß und alle übrigen bösen Leidenschaften, welche den Menschen verunreinigen, darin ertränken mögen. Ein Maure stand

an dem einen Brunnen, den Rücken gegen den Eingang gekehrt und verrichtete die vorgeschriebenen Waschungen. Die inneren Wände des Tempels waren mit Inschriften aus dem Koran bedeckt, welche sich längs denselben als zierliche Arabesken entfalten. Es sind die einzigen vom Koran erlaubten Verzierungen. Man erblickt kein Gemälde, kein Symbol irgend einer Art, keine Darstellung von himmlischen oder irdischen Dingen. In dieser Abwesenheit aller Bilder, in dieser Leere thut sich der Abscheu vor dem Götzendienste und der reine Glaube an die Einheit Gottes kund.

An der einen Seite der Moschee steht ein Thurm, den der Iman oder muezzin (Priester) zu gewissen Stunden besteigt, und von wo aus er das Volk zum Gottesdienste mit den Worten ruft: „Im Namen Allah's des Langmüthigen und Barmherzigen!" — Die Mauren haben wie bekanntlich keine Glocken. Man hört die melancholische, eintönige Stimme des muezzin sehr weit. Diejenigen, welche sich in der Nähe befinden, begeben sich in die Moschee; die entlegen wohnen oder in Geschäften sind, verrichten ihre Gebete an Ort und Stelle. Die Frauen dürfen nie in der Moschee erscheinen, sie beten zu Hause. Als unter-

geordnete Wesen ist auch an ihrer Seligkeit nicht so viel gelegen. Ueberdieß könnte ihre Gegenwart die Andacht der Männer stören.

Das Einzige, was in Tetuan als sehenswerth gepriesen wird, wiewol mit Unrecht, sind die Gärten des Pascha. Wir hätten lieber ihm selbst einen Besuch gemacht, ließen uns aber von den Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, abhalten und traten unsere Rückreise an.

VIII.

Das Fondac.

Gegen 1 Uhr Nachmittags verließen wir Tetuan, um am Tage noch das Fondac, welches halbwegs nach Tanger liegt, zu erreichen. Wir ließen uns einige schlechte Matratzen und Kissen mitgeben. Sie wurden einem Esel aufgeladen und sollten den folgenden Tag zurückgebracht werden. Vom Pascha erhielten wir als Führer einen andern Soldaten. Dießmal war unser Zug viel größer, als auf dem Herwege. Auf den nächstfolgenden Tag fiel nämlich eines der größten Religionsfeste der Gläubigen, das zum Andenken an Mohameds Geburt gefeiert wird. Eine Menge Tetuaner wollten diesem Feste beiwohnen und schlossen sich in den Straßen und vor den Thoren der Stadt unserem Zuge an. Bis auf uns waren Alle zu Fuß und theils mit langen Flinten, theils mit Dolchen und Säbeln bewaffnet. Sie

folgten Einem ihrer Heiligen, der von Kopf bis zu Fuß zeisiggrün gekleidet war, in der Hand eine heilige Lanze führte und sich halb in Galopp, halb in Sturmschritt an die Spitze der Kolonnen setzte. Er ging so rasch, daß die Wenigsten ihm auf die Länge nachkommen konnten und wir ihn erst überholten, als er nach dem Uebergange über einen kleinen Fluß sich am jenseitigen Ufer lagerte. Alle Nachkommen Ali's, und es giebt gar Viele, welche sich dieser Abstammung rühmen, sollen das Vorrecht haben, sich grün zu kleiden, wenn sie sich dem Dienste Allahs weihen. Grün war die Farbe, die Mohamed selbst getragen hatte; sie war auch die der Nachfolger Ali's.

Unser grüner Heilige war sehr gutmüthiger Natur und schien der beste Reisegesellschafter der Welt, wenn wir uns nur mit ihm hätten verständigen können. Er nickte uns zuweilen bedeutungsvoll zu, und wir nickten ihm wieder zu. Darauf beschränkte sich unsere gegenseitige Unterhaltung. Graf Münster, der Alles kaufte, was zu kaufen war, bot ihm einen Handel auf seine Lanze an. Unser Reisegefährte hatte sich zwar als geschickter Finanzier in Herbeischaffung von Geldmitteln erst kürzlich bewährt, aber auf seine gelungene Operation pochend, erschöpfte er wiederum durch vielerlei

Käufe unsere schwache Baarschaft, so daß ein baldiges emprunt forcé schon wieder in Aussicht stand. Dießmal siegte die Kasse, denn der Grüne ließ erwiedern: „Allah möge ihn davor bewahren, daß er sich je von seiner Lanze trenne! Er habe sie aus den Händen eines großen Marabut empfangen. Sie sei durch eine Reise nach des Propheten Grabe, auf welcher sie ihn beschützt habe, geheiligt, und so lange er sie besitze, könne ihm und Allen, die mit ihm reisten, kein Unglück widerfahren."

Nichtsdestoweniger hat sich der Grüne später eines Andern besonnen und das Geld der Sicherheit auf Reisen vorgezogen, denn in Tanger angekommen, ließ er uns unter der Hand sagen, er wolle seine Lanze verkaufen. Früher mochte er wohl gefürchtet haben, daß sein Ruf der Heiligkeit seinen Glaubensgenossen gegenüber leiden könnte, wenn er sich unseren Gelderbietungen zugänglich zeigte, und hatte sich daher zu unserem großen Erstaunen und ganz im Widerspruch mit dem sonstigen Charakter der Nation gegen dieselben unempfindlich gezeigt. Als er aber glaubte, das Geld heimlich erwerben zu können, wollte er die gute Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Unglücklicher Weise hatte indessen unser Reisegefährte seine Meinung gleichfalls

geändert, daher mußte jener zu seinem nicht geringen Verdrusse die heilige Lanze, die vor jeglicher Gefahr schützt, selbst behalten.

Ein großer Theil der maurischen Heiligen und Marabuts sind Heuchler und Betrüger, die ihr Ansehen beim Volke zu eigennützigen Zwecken mißbrauchen. Die Marabuts geben vor, zaubern zu können. Sie leben in Müßiggang und verkaufen Zauberformeln. Die sonderbarsten unter ihnen sind die Sidi Nasir oder Schlangenfresser, auf die ich später zurückkommen werde.

Eine zweite Klasse von Heiligen sind die Blödsinnigen und Rasenden. Sie werden als Personen, die von Gott inspirirt sind und unter dem besonderen Schutze des Himmels stehen, betrachtet. Dieser Aberglaube unterstützt die Menschenliebe und findet sich in ähnlicher Weise bei sehr civilisirten Völkern wieder. Denn in den Alpenthälern der Schweiz und Tyrol werden die Cretins vom Volke mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt, und die Familien, die einen solchen Menschen in ihrer Mitte haben, schätzen sich deshalb glücklich. In Marokko ist nichts, was ein blödsinniger Heiliger zu thun sich nicht unterstehen dürfte. Für ihn giebt es keine Verletzungen des Gesetzes oder der Moralität. Wo er hinkommt, wird er gut aufgenommen, gespeist, gepflegt,

und gekleidet, wenn er überhaupt gekleidet sein will, denn es soll welche geben, die im unanständigsten Aufzuge einhergehen. Sie sind oft von heimtückischer Art und können ihre Bosheit stets ungestraft auslassen. Christen und Juden haben namentlich öfters von ihnen zu leiden. Begreiflicherweise werden sich manche Betrüger den Aberglauben des Volkes zu Nutze machen und sich rasend oder blödsinnig stellen, weil es die sicherste und bequemste Art ist, sein Unterkommen zu finden.

Auf der Rückreise von Tetuan begegneten wir zum ersten Male großen Zügen von Kameelen, welche aus dem Innern Getreide nach Tetuan brachten. Es war theils zum Verbrauche der Stadt, theils zur Ausfuhr nach Gibraltar bestimmt. Denn letzterer Ort wird vom Norden von Marokko aus verproviantirt. Die Marokkaner bringen Rohproducte, Leder und Seidenwaaren dahin und nehmen dagegen englische wollene und baumwollene Fabrikate der schlechtesten Sorte. In den Läden von Tetuan findet man viele der letzteren, die in Europa schwerlich Absatz finden würden. Es ist doch bequem mit Ländern Handel zu treiben, wohin man Alles senden kann, was andern zu schlecht ist. Der Zollverein hat zur Erlangung eines derartigen Absatzes im Reiche Marokko nichts gethan. Kein deutscher Staat besoldet in

Tanger einen eigenen Consul. Selbst Oesterreich hat solches nicht der Mühe werth gehalten. Der schwedische General-Consul nimmt sich der Preußen an, der englische General-Consul hat den Auftrag, sich um hannöverische Unterthanen zu bekümmern. In wie weit aber der Letztere diesen Auftrag erfüllt, will ich dahin gestellt sein lassen. Es ist einmal Angesichts von Tanger ein hannöverisches Schiff untergegangen, während der englische Consul in Tanger anwesend war, ein englisches Dampfschiff in der Rhede lag und man von Tanger aus die Nothsignale jenes Schiffes hören und die Flagge deutlich erkennen konnte. Es ist untergegangen, hat man mich versichert, ohne daß Anstalten zu dessen Rettung getroffen worden wären. Einer von uns war ein Hannoveraner und wir selbst können uns nur der Ungefälligkeit des englischen Consuls, mit dem wir später in Berührung traten, rühmen.

Gegen sieben Uhr Abends kamen wir in dem maurischen Fondac an. Es ist schon erwähnt worden, daß es ein viereckiger von einer Säulenhalle und einer hohen Mauer umgebener Hof ist, der im Gebirge, mitten im Walde liegt. Nachdem Alle im Innern aufgenommen waren, wurden die Thore zugeschlossen, die Pferde

angebunden und verschiedene Feuer angezündet. Wir waren auf das flache Dach, welches den Säulengang überdeckte, gestiegen und sahen hinaus in die einbrechende Nacht, deren Schatten auf dem düstern Walde sich zu lagern begannen. Da winkten uns plötzlich die im Hofe befindlichen Mauren, herunter zu kommen. Sie machten uns durch den Dolmetscher begreiflich, die ganze Gegend ringsum sei voll wilder Stämme, die in Höhlen und Baumstämmen wohnten. Es könnten sich leicht welche von ihnen in der Nähe des Fondacs befinden, und wenn sie uns hier auf dem Dache erblicken sollten, so würden sie uns herunterschießen; denn nach ihrem Glauben sei es ein gutes Werk, einen ungläubigen Nazarener zu tödten; man verdiene dadurch das Paradies. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, denn wir hatten keine Lust, einem Berber zum Paradiese zu verhelfen. Uebrigens schien die Besorgniß der Mauren sehr übertrieben zu sein.

Im Hofe war jetzt Alles voll Leben und Lustigkeit. Um die Feuer im Bogengange saßen verschiedene Gruppen, die sich lebhaft unterhielten und heftig gestikulirten. Zuweilen sprachen Alle zusammen, und keiner schien des Anderen Antwort zu hören. So schweigsam sich die Mauren am Tage gezeigt hatten, so redselig und

lärmend waren sie jetzt. Manchmal sang einer in näselnder, eintöniger Weise oder declamirte etwas, worüber die ganze Versammlung in lautes Gelächter ausbrach. Dann bemächtigte sich wieder ein Einziger der Unterhaltung und Alle lauschten auf seine Erzählung. So ging es fort bis gegen Mitternacht, um welche Zeit einer nach dem andern verstummte und, wo er gerade lag oder saß, einschlief. Wir hatten eine Art von Alkoven, der in die Mauer hinaus gebaut war, eingenommen. Vor Kälte und Ungeziefer war es mir aber nicht möglich zu schlafen. Ich richtete mich gegen Morgen auf, um die schlafenden Gruppen zu mustern. Die Feuer waren ausgegangen und der Mond schien in kalter Märznacht hell auf uns herab. An der Schwelle der geöffneten Thüre lag Moses der Länge lang auf den Steinen hingestreckt. Um zu uns zu gelangen, mußte man über seinen Körper wegsteigen. Einen Schritt weiter saß unser Soldat zusammengekauert in seinen Hark gehüllt und den Rücken gegen die Wand gelehnt. Mitten auf dem Gange ausgestreckt lag der Grüne und schnarchte gar nicht wie ein Heiliger. So lagen alle Anderen auf den bloßen Steinen umher, jeder nach Neigung und Geschmack. Ich hatte mich kaum wieder niedergelegt, so bemerkte ich Etwas, das an dem

Provisionenkorbe naschte. Ich warf meinen Sombrero in die Ecke und ein großer Kater ergriff die Flucht mit einem Satz auf Herrn von Savigny. Dieser erwachte mit einem lauten „hola! ho! Was war das?" — „„Nichts als ein Kater, den ich verscheuchte. — Es wird aber Zeit, daß wir aufbrechen, denn morgen haben wir eine Saujagd vor, wie Sie wissen. Heute Nachmittag müssen wir von Tanger noch abreiten, um morgen in der Frühe an Ort und Stelle zu sein.""

Die Leute wurden geweckt, Alles machte sich reisefertig. Jetzt entspann sich ein langer Streit zwischen unserem Soldaten und dem Wächter des Fondacs, der sich weigerte, die Thore desselben zu öffnen, weil die Sonne noch nicht aufgegangen sei. Die beiden Theile führten den Streit allein; alle Anderen standen schweigsam und reisefertig daneben. Endlich gab der Wächter nach, und die Gesellschaft zog beim Mondenschein in den Wald hinaus.

Wir redeten anfangs eifrig zusammen; der Soldat ließ uns aber bald ersuchen, nicht laut zu sprechen. Gleich darauf sagte er, wir möchten doch von den Pferden absteigen, um aus der Ferne nicht so leicht bemerkt zu werden, und ließ uns von seinen Leuten umgeben. Alle diese Vorsichtsmaßregeln schienen recht

überflüssig und offenbarten die Feigheit der Mauren, die, obgleich sie einen Trupp von 40 Mann ausmachten, vor einem Angriffe der Berber Besorgniß hegten. Der Soldat meinte aber, daß um diese Zeit des Tages noch nie ein Nazarener den Wald passirt habe, und daß er es auch mit uns nicht gewagt hätte, wenn die Zahl seiner Freunde nicht so groß gewesen wäre.

Wir waren sehr neugierig zu erfahren, was für eine Geschichte sich am vorigen Abend die Mauren erzählt hätten, und gingen deshalb unsern Dolmetscher an. Moses lächelte und begann nach einer Weile: „So höret denn, ihr Herren, die wunderbare Erzählung jener Mauren:

In Ammar lebte vor Zeiten ein Kameeltreiber, Namens Hamed-ben-Soliman. Als er sein Ende herannahen fühlte, rief er sein Weib und seinen kleinen Sohn zu sich und sprach: Lalah-Kabura, ich habe wenige Stunden noch zu leben und scheide mit Bekümmerniß von euch, da mich der Herr nicht gewürdigt hat, die Erziehung meines Sohnes zu vollenden. Mulei-Absalam ist eins der klügsten Kinder, die ich gesehen habe, und verspricht etwas ganz Außerordentliches zu werden. Aber böse Djinnen stellen ihm nach und suchen ihn zu verderben; darum habe wohl Acht auf ihn und

pflege sein, damit das köstliche Saatkorn nicht verloren gehe.

Und als er das gesagt hatte, wurde er von so heftigen Schmerzen ergriffen, daß er kein Wort mehr sprechen konnte. Aber Lalah-Kabura zerraufte sich das Haar und erfüllte ganz Ammar mit ihren Klagen. Welche Frau, rief sie mit herzerschütternder Stimme, hatte einen so schönen Mann, wie Hamed-ben-Soliman! keine! keine! — Wo gab es einen Mann, der seinen Musselin so schön um's Haupt zu schlingen und seinen Hark mit besserem Anstand zu tragen wußte! nirgends! nirgends! — Wo wird man jemals einen Treiber finden, dem die Kameele so gehorchen, wie meinem Hamed-ben-Soliman! o niemals! niemals! jammerte die Frau, und alle ihre Nachbarn und Nachbarinnen klagten und geleiteten den Mann zur letzten Ruhestätte.

Als dieses traurige Ereigniß sich begab, hatte Mulei-Absalam das zehnte Jahr überschritten. Er war ein stiller Junge, der in seinem ganzen Leben nichts weiter gesprochen hatte, als alla-hou-akbar*). Und wenn die Leute wegen seiner allzugroßen Schweigsamkeit

---

*) Gott ist groß.

ihn tadelten oder gar bespöttelten, pflegte sein Vater immer zu sagen: Sprecht, was ihr wollt. Ich theile ganz die Ansicht meines Sohnes. Schweigen ist besser, als reden, und unter zehn Worten wird kaum ein einziges vor Gott gebilligt werden. — Aber Mulei=Absalam schien auch unempfindlich gegen Alles, was um ihn her vorging, und als sich seines Vaters Augen schlossen, hatte er, wie die Nachbarinnen sahen, ruhig und starr vor sich hin sehend, einige alte Datteln gekaut. Als die Mutter hörte, daß man ihn deswegen tadelte, wurde sie unwillig und sagte: Sprecht, was ihr wollt. Hat der Prophet nicht gesagt, daß es eines Mannes würdig sei, den Schmerz zu überwinden? Und hat nicht der große Omar gelächelt, als sein Vater starb, und ausgerufen: Selig sind die Todten!? — Und wenn die Leute sie so reden hörten, schüttelten sie die Köpfe und gingen ihres Weges.

Sieben Jahre waren bereits seit dem Tode Hameds, des Kameeltreibers, verflossen, und während dieser ganzen Zeit hatte sich nichts weiter ereignet, als daß Kabura viele Runzeln und Mulei=Absalam einen Bart bekommen hatte. Uebrigens war er noch eben so still und that nicht im Geringsten, als ob es außer ihm noch Menschen gäbe. Sobald er Morgens als gläu=

diger Muselmann sein Gebet verrichtet hatte, schlenderte er, den Haïk nachlässig um die Schultern geworfen, aus dem Hause und legte sich irgendwo im Felde nieder; aber am liebsten, wie es schien, unter die Akazien, die vor dem Orte standen. Dort lag er halbe Tage lang, indessen seine Mutter mit geheimnißvoller Miene ihren Nachbarinnen zu verstehen gab, daß ihr Absalam etwas Großes im Sinne habe und sich, gleich den Propheten und heiligen Männern, in die Einsamkeit begebe, um desto ungestörter seinen Gedanken nachhängen zu können. Da pflegte es denn wohl zu geschehen, daß die Leute mit ihren Schritten etwas zögerten, wenn sie an ihm vorübergingen. Aber Niemand konnte sich erinnern, jemals etwas Besonderes an ihm bemerkt zu haben, wie man von heiligen Männern sich erzählt, die in Verzückung fallen und mit Propheten sprechen. Mulei-Absalam sah immer vor sich hin und nieste von Zeit zu Zeit, was die Leute zu mancherlei sonderbaren Muthmaßungen veranlaßte. Wenn es aber geschah, daß ein Käfer an dem Stamme der Akazien in die Höhe lief, so widmete er ihm eine ungetheilte Aufmerksamkeit und verfolgte die zwecklosen Windungen seines Laufes mit unbeweglich stieren Augen. Ja einige Male stand er auf, aber ganz leise, leise, und stellte sich auf die Zehen,

um den kleinen Wanderer so lange wie möglich im Auge zu behalten.

Eines Tages aber und, wie sich denken läßt, zum nicht geringen Erstaunen aller Leute, entwickelte er eine ungewöhnliche Thätigkeit. Unter einem alten, weitschattigen Akazienbaume fing er an ein Loch zu graben, in welches er sich so tief hineinarbeitete, daß man ihn aus einer gewissen Entfernung nicht mehr sehen konnte, wohl aber Zeugen seiner Thätigkeit, Erdschollen, Wurzeln und Steine, die er unablässig aus der Tiefe warf. Seine Mutter zweifelte keinen Augenblick, daß er einem Schatze auf der Spur sei, und ärgerte sich über die Neugier der Leute, die gern wissen wollten, was das zu bedeuten habe. Kabura konnte fast die ganze Nacht kein Auge schließen und träumte von unermeßlichen Schätzen. Aber mit Befremden gewahrte sie am andern Morgen, daß ihr Sohn die Nacht über nicht nach Hause gekommen sei, und schickte sich ohne Weiteres an, ihn aufzusuchen. Wahrscheinlich, dachte sie, hält irgend ein böser Zauber ihn zurück. Sie eilte nach dem Akazienbaume, und als die Leute sie so laufen sahen, sprachen sie unter einander: Maschallah *)! was mag Kabura zu besorgen

*) Häufig gebrauchter Ausruf des Erstaunens, ungefähr: welches Wunder!

haben? — Aber nicht lange blieben sie in Ungewißheit; denn nach einer kurzen halben Stunde hörten sie das klägliche Geschrei der armen Frau, die alle Leute zu Hülfe rief. Die ganze Bevölkerung von Ammar kam in Bewegung und rannte nach dem bezeichneten Baume. Man umringte das enge, über dreizehn Fuß tiefe Loch und zeigte sich flüsternd die unten kauernde Gestalt des stillen Mulei-Absalam. Die Mutter beugte sich mit ängstlicher Besorgniß vor und rief ihn beim Namen. Sie gab ihm tausend Schmeichelworte, doch umsonst. Sein Haupt lag still und bewegungslos auf dem heraufgezogenen Knie. Jetzt schöpfte man Verdacht und brachte Werkzeuge zu seiner Rettung herbei. Man zog ihn mit vieler Anstrengung aus der Tiefe und legte der bejammernswerthen Mutter eine Leiche zu Füßen. Sie stieß verzweiflungsvolle Töne aus, indem sie sich mit ausgebreiteten Armen über ihn wegwarf. Wehe mir Unglückseligsten der Mütter! rief sie aus, daß ich geboren bin, um solchen Jammer zu erleben! Wo fand man einen Jüngling, der dir gleich kam an Weisheit! wo einen Sohn, der seiner Mutter größere Hoffnung gab!

So und mit ähnlichen Worten klagte die zärtliche Mutter und ordnete ihrem geliebten Sohne ein feierliches

Leichenbegängniß an. Aber nachdem die Todtenfeier vorüber war, ging spät Abends noch Hadji-Mustapha mit seinem Schwiegersohne Musa an der Grube vorüber und sprach von dem Gestorbenen. Da hörten sie plötzlich in der Tiefe derselben ein lautes Stöhnen und eine Stimme, welche rief: Erbarmt euch meiner! Ich bin Mulei-Absalam, der Sohn des Hamed-ben-Soliman, des Kameeltreibers. — Und als sie das hörten, erschraken sie über die Maßen und liefen nach Ammar und erzählten es allen Leuten. Sogleich machten sich die Einwohner mit Fackeln auf den Weg und gingen hinaus, und hörten schon in weiter Ferne Mulei-Absalams klagende Stimme: Bismillah*)! helft, ihr Gläubigen, damit mich Taleb-Jusuf**) nicht erwürgt! Der gelbe Sultan***) schleicht um meine Grube. Helft Mulei-Absalam, dem Sohne des Hamed-ben-Soliman, des Kameeltreibers!

Und Alle, die das hörten, schauderten und sagten unter einander: Haben wir nicht heute den Mulei-Absalam begraben? Oder äfft uns ein böser Geist? —

*) Im Namen Gottes.

**) Der Schakal (wörtlich: Schreiber Joseph).

***) Der Löwe.

Und dazwischen flüsterten Andere Sprüche aus dem Koran und Zauberformeln, um die Geister zu verscheuchen. Jetzt waren sie bei dem Akazienbaume angekommen und umringten die Grube. Da sahen sie beim Scheine der Fackeln den unglücklichen Absalam in derselben Stellung, in welcher sie ihn früher gefunden hatten, und zogen ihn abermals heraus. Lalah-Kabura schrie laut auf, und Alle, welche ringsum standen, brachen in einen langen Ausruf staunenden Erschreckens aus. Es war derselbe Absalam, den sie heute schon begraben hatten.

Diese Nacht war die unruhigste und schreckenvollste, welche die Einwohner von Ammar erlebt haben Da hier offenbar ein böser Dämon seine Hand im Spiele hatte, riefen sie unverzüglich einen weisen Mann, mit Namen Sidi-Mohamed, und baten ihn, den Todten zu beschwören. Alsbald erschien der Zauberer auf einem schwarzen Renner von der Race Sh'rubah Er'rih, und wurde beim Scheine der Fackeln zu der Stelle geführt, wo man den Leichnam, in ein großes Tuch gewickelt, niedergelegt hatte. Sidi-Mohamed ließ das Volk von dem Todten zurück treten, so daß es einen weiten Kreis um denselben schloß, und stieg von seinem Rosse, das er einem Neger zu halten gab, der ihn begleitet hatte.

Hierauf steckte er zu Häupten des Todten eine Fackel in die Erde und befahl, alle übrigen im Kreise zu löschen, indem er wohlriechende Kräuter anzündete und leise vor sich hinmurmelte. Seine Augen blitzten, in großen Tropfen perlte der Schweiß von seiner Stirn, indessen der kühle Nachtwind in den weiten Falten seines Haïks spielte. Endlich warf er eine Hand voll Erde auf den Todten und rief mit lauter Stimme in die Nacht hinaus: es ist nur Ein Gott und Mohamed ist sein Prophet. Dann schoß er wie ein Blitz auf seinen Renner los, schwang sich in dessen Sattel und jagte mit rasender Schnelle im Kreise herum, indem er ihn immer enger und enger um die Stelle zog, auf welcher der Leichnam lag. Der Dampf, der aus des Rosses weiten Nüstern flog, erschien wie helles Feuer bei dem grellen Scheine der Fackel und seine Augen glänzten blutigroth. Seine feinen Füße berührten kaum den Boden, seine Kräfte verdoppelten sich mit jedem Augenblicke, es schien von grauenvoller Wuth gespornt, von ungeheurer Raserei entflammt — ein furchtbar schöner Anblick! Und maschallah! hörte man im Kreise flüstern. Aller Augen waren auf das wundervolle Roß gerichtet. Aber jetzt hatte auch der Zauberer den kleinsten Kreis gezogen, bog sich mit seinem ganzen Leibe vor, so daß er nur mit

einem Beine noch im Sattel hing, und riß die Fackel aus der Erde. In demselben Augenblicke saß er auch wieder aufrecht und zog den Zügel an. Das Roß stand ohne Regung. Nun sprang Sidi-Mohamed zu Boden und löschte die Fackel, indem er sie mehrmals in die lockere Erde stieß. Der Zauber war zu Ende. Das Volk drängte durcheinander und schickte sich an, nach Hause zu gehen. Der Todtenbeschwörer ertheilte noch einige Weisungen, wie man am folgenden Morgen bei Beerdigung der Leiche zu verfahren habe, als die Männer, welche dieselbe einstweilen in ein nahgelegenes Haus zu tragen beabsichtigten, einen lauten Schrei ausstießen; denn das Tuch, in welches man den Todten eingewickelt hatte, war leer. Eine grauenvolle Stille verbreitete sich über die Menge. Man drängte sich in Haufen zusammen und umringte den Zauberer, der trotzig mit untergeschlagenen Armen an dem Sattel seines Renners lehnte und von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf seine Umgebung warf. Endlich unterbrach er das unheimliche Stillschweigen, indem er sich also vernehmen ließ: Geht nach Hause, ihr Gläubigen, und wartet ruhig ab, was euch der Morgen bringt. Entweder ist Mulei-Absalam ein Liebling des Propheten, und dann haben wir nichts zu fürchten, oder es

treiben Djinnen ihr böses Spiel mit uns, und dann werden wir auch Mittel finden, ihren Zauber zu zerstören.

Und wunderbar getröstet zerstreute sich die Menge nach allen Seiten hin und rief mit lauter Stimme: Es ist nur Ein Gott und Mohamed ist sein Prophet.

Aber am folgenden Morgen begab sich ein noch größeres Wunder. Denn als Kabura aus der Kammer trat, da sah sie ihren Sohn an sich vorübergehen und hörte, wie er sagte: assalamou aaleikoum*). Fast wäre sie gestorben vor Entsetzen. Er aber that, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, nahm sechs ziemlich lange Stangen, die im Hofe lagen, auf seine Schultern und ging zum Hause hinaus. Kabura folgte ihm und eine Menge Leute, die ihn sahen. Mulei-Absalam, sprachen sie untereinander, ist ganz gewiß ein Heiliger und Liebling des Propheten. Scheu gingen sie ihm nach, indem sie sich begnügten, ihn aus der Ferne zu beobachten; denn Alle waren begierig zu erfahren, was er mit den Stangen machen würde. Und sie sahen, daß er seine Schritte nach der Grube wandte, die er gegraben hatte. Als er aber daselbst angekommen war, ließ

*) Friede sei mit euch.

er die Stangen von den Schultern gleiten, stämmte seine Hände gegen die Knie und stierte mit weitvorgestrecktem Halse in das Loch hinab. Dieß währte lange Zeit, so daß den Leuten die Geduld verging. Es wurde Mittag und noch immer verharrte Mulei-Absalam in derselben Stellung. Eine Stunde folgte der andern, immer länger und länger wurden die Schatten der Akazien, die Abendröthe spielte in den säuselnden Blättern und das Geheul des Schakals tönte klagend durch die Wälder. Mulei-Absalam sah noch immer in das Loch hinab. Kopfschüttelnd gingen die Einwohner von Ammar nach Hause, um am folgenden Tage wiederzukommen. Aber wie erstaunten sie über das neue Schauspiel, das sich ihnen bot! Denn aus dem Loche ragte eine aus mehreren Theilen zusammengesetzte Stange, die wenigstens an hundert Fuß hoch war, und an die Spitze dieser Stange klammerte sich Mulei-Absalam, indem er mit zurückgebogenem Kopfe und unverwandten Augen in den Himmel sah. Von seiner Schwere hatte sich die Stange krumm gebogen, einem riesenhaften Halme gleich, an dessen Spitze sich ein Käfer schaukelt. Die Leute wußten gar nicht, was sie davon denken sollten; denn er rührte den ganzen Tag über kein Glied und sah den Abendhimmel mit denselben Augen an, wie

den Morgenhimmel. Aber in dieser Nacht ging der Zauber zu Ende. Denn zwei ungeheure Eber aus den Wäldern von Mamora kamen des Weges und witterten den Mulei-Absalam. Und das Weibchen schielte mit blutig lüsternen Augen zu ihm auf und grunzte mit gedämpfter Stimme: Ist das nicht jener Verruchte, der alle Tiefen und Höhen der Weisheit zu durchdringen sucht? Schon lange war er uns Djinnen ein Dorn im Auge; denn wir hassen die Erleuchteten, welche das Werk des Propheten verherrlichen. Aber jetzt ist er in unserer Gewalt und kann uns nicht entfliehen. Auf, laß uns ihn stürzen! — Und schnaubend wühlten sie die Stange aus der Erde, so daß sie niederschlug und ihre Last zerschmettert von sich warf. Als am folgenden Morgen die Einwohner von Ammar wiederkamen, um nach Mulei-Absalam zu sehen, fanden sie seinen Turban und einige Reste seiner Kleider zerstreut im Felde liegen. Aus der überall aufgewühlten Erde und den zurückgelassenen Fußtapfen schlossen sie, daß der Bauch der Eber sein Grab geworden sei."

IX.

Das Fest Aid Kebir.

Ueber Moses' Erzählung gelangten wir an die Thore von Tanger. Die Pferde stürzten vor Mattigkeit fast zusammen. Es hatte in letzter Zeit die größte Anstrengung erfordert, um sie nur gehörig anzutreiben; sie mochten in dem Fondac schlecht genug gewartet worden sein und die letzten fünf Meilen nüchtern zurückgelegt haben.

Bei unserer Rückkehr hörten wir mit Bedauern, daß die Saujagd, eines religiösen Festes der Mauren wegen, am folgenden Tage nicht stattfinden könne. Wir versprachen uns dagegen viel Interessantes von dem Aid Kebir, welches zum Andenken an Mohameds Geburt eingesetzt worden ist. Das zweite Kirchenfest der Mauren ist der Ramadan, dessen Feier in die Zeit fällt, da Mohamed auf seiner Flucht von Mekka nach Medina

begriffen war. Das dritte heißt Lashore und ist ein besonderer von Mohamed selbst festgesetzter Tag, an welchem Jeder den Werth seines Eigenthums berechnen muß.

Schon am frühen Morgen verkündigte sich das Fest durch anhaltendes Brüllen und eintönige Dudelsackpfeifen. Bei näherer Erkundigung nach der Ursache dieses abscheulichen Lärmens hörten wir, daß eine Genossenschaft fanatischer Menschen, eine Art von Derwischen, von denen jeder sich einbildete, die Seele irgend eines Thieres zu sein, durch Brüllen und Tanzen das Fest der Geburt Mohameds begingen. Sie bilden in Marokko eine eigene Secte. An ihrer Spitze steht allemal derjenige, welcher den Löwen, den König der Thiere, vorstellt. Jeder hat sich dem Charakter des Thieres, das in ihm wohnt, gemäß zu betragen, und es ist mir versichert worden, daß nicht selten Hunde und Katzen von ihnen lebendig zerfleischt werden. Begreiflicher Weise sind diese wilden Fanatiker zu jeder Art von Unfug bereit; in Tanger wird ihnen deshalb nur einen Tag im Jahre auszugehen gestattet. Und in Tunis hat sich der Dey selbst, um dem Unwesen, was diese Leute früher trieben, zu steuern, zum Löwen der Genossenschaft gemacht. Ihre Tänze bestehen darin, daß einer oder

mehrere unter den widerwärtigsten Verdrehungen und Geberden sich so lange im Kreise drehen, bis sie schwindlig und halbtodt hinfallen.

Nach dem Frühstück kamen etwa ein Dutzend junge Mohren, die dem sardinischen Generalconsul etwas vorzutanzen verlangten. Sie wurden in den Hof eingelassen. Es waren junge musculöse Burschen mit wilden Gesichtern. Kopf, Arme und Beine waren blos; auf dem übrigen Körper trugen sie grell farbige Stoffe. Sie brachten ihre Musik, aus einem Pauken- und einem Cymbelschläger bestehend, mit, welche beide in die Mitte gestellt wurden; dann nun tanzten die übrigen im Kreise um sie herum, indem sie mit scheußlich thierischen Geberden, mit Strampeln der Füße und Zusammenschlagen von Blechkastagnetten sich theils um sich selbst, theils in weiteren Kreisen um ihre Musikanten drehten, die wieder sich selbst um ihre Axe bewegten. Es war im Kleinen das planetarische System, was sich hier veranschaulichte. Mir wurde zuletzt selbst schwindlig und ich ging weg, konnte aber den widerwärtigen Eindruck dieses Mohrentanzes lange nicht los werden.

Der schwedische Generalconsul machte uns jetzt den Vorschlag, dem Gouverneur von Tanger einen Be-

such abzustatten. Nichts konnte uns erwünschter sein. Wir begaben uns mit ihm nach dem westlichen Theile der Stadt, der hoch gelegen ist und wo schroffe Felsen sich steil nach dem Meere heruntersenken. Auf der Spitze derselben steht die Burg des Gouverneurs; sie beherrscht die Umgegend weit und breit. Zu ihren Füßen liegt die schöne Bucht von Tanger, die von steilen Bergen eingeschlossen ist. Die Bucht verliert sich im Meere und jenseits desselben liegt die spanische Küste. Hier geht der Welthandel zwischen dem Ocean und dem Mittelländischen Meere vorbei, von hier aus kann man hinter vergitterten Fenstern die Kanonen auf den Fregatten der Engländer zählen, welche mit lüsternen Augen das reiche Land betrachten und sich fragen, warum ein so schöner Fleck auf Erden ihnen nicht mehr unterwürfig sei, da er ihnen doch schon einmal gehört habe.

Im Jahre 1662 war ihnen nämlich als Mitgift einer portugiesischen Infantin der ganze nordwestliche Theil von Marokko, den die Portugiesen seit geraumer Zeit inne hatten, von Letzteren überlassen worden. Die Engländer verloren ihn aber wieder im Jahre 1684. In neuerer Zeit hat es Nelson ausgesprochen, wie wichtig Marokko für England sei, als er sagte: „daß wenn

letzterer Staat von Neuem einen Seekrieg haben sollte, es unumgänglich nothwendig sei, entweder mit dem Kaiser von Marokko ein festes Bündniß zu schließen, oder die Stadt Tanger einzunehmen.'' Sonst könnte allerdings die Proviantzufuhr für Gibraltar, welche immer von Marokko bezogen wird, abgeschnitten werden.

Zwei Soldaten hielten Wache vor der Burg des Alkaiden oder Gouverneurs. Dieser bekleidet in Tanger, wie die übrigen Alkaiden, wo sie residiren, einen Militair- und Civilposten. In ersterer Eigenschaft kommandirt er eine gewisse Anzahl Soldaten, die er zur allgemeinen Vertheidigung, zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und zur Eintreibung der Abgaben gebraucht. Als Civilbeamter hat er die Gerichtsbarkeit über alle Criminalsachen und kann jede Strafe, bis auf die Todesstrafe, verhängen. Er empfing uns, auf einem Teppiche gelagert, am Eingange der Burg. Sein Secretair stand neben ihm und hatte ein Tischchen vor sich, das mehr für eine Dame bestimmt schien. Darin lagen seine Privat-Correspondenz, seine Akten, seine Bibliothek; alles klein genug beisammen. Er stand auf, als wir eintraten, und führte uns durch einen innern Hof nach einem langen Saale, dessen Wände von dem äußern Schmucke der Basreliefs, welche sie sonst

bekleidet hatten, fast entblößt waren. Nach den Vorschriften des Koran dürfen die Mauren keine Bilder besitzen, dagegen verzieren sie ihre Häuser mit bunten Glasscheiben und Arabesken. An dem einen Ende standen eine gewöhnliche europäische Bettstelle ohne Matratze und einige Rohrstühle. Wir mußten uns auf den Ehrenplatz, das heißt auf der hölzernen Bettstelle niederlassen. Der Gouverneur setzte sich aus Artigkeit nicht auf den Boden, sondern auf einen Stuhl, wo er sich sehr komisch ausnahm. Er ist ein schöner, großer Mann von mittleren Jahren mit den charakteristischen Gesichtszügen der Mauren, einer kleinen Stirn, großen, schwarzen Augen und einer Habichtsnase. Vor seinen Landsleuten hat er aber zwei Eigenschaften, die selten unter ihnen angetroffen werden, den Muth und die Energie voraus. Er hat von beiden zur Zeit der Belagerung Tangers durch die Franzosen den Beweis geliefert, indem er damals, wie schon erwähnt, durch seine persönliche Entschlossenheit die Stadt vor Plünderung schützte.

Auf seine Frage, was wir für Landsleute seien, erwiederten wir, „„Deutsche."" — „Von dem Volke," sagte er, „habe ich nie gehört. Warum sind Sie aber hierher gereist?" frug er weiter.

„„Aus Neugierde, und um das Land kennen zu lernen!““ „Gott ist groß!“ rief er aus — „Niemand weiß, welche Wege er einen führt, aber da sei Allah vor, daß ich meine Sonne und mein Volk jemals, aus Neugierde, um andere Länder zu schauen, verlasse. Wir Gläubigen reisen nur um Geschäfte willen oder wir pilgern nach der heiligen Kaabah*), wo die Quelle des Gesetzes einst geflossen ist, um dort die Segnungen eines frommen Wandels zu ernten und die Vorschriften des Propheten zu erfüllen.“

Es wurde uns, wie solches sonst im ganzen Orient und auch bei den wohlhabenden Mauren üblich ist, weder Thee noch Pfeife gereicht. Nachdem uns der Alkaide seinen Garten gezeigt und sich mit uns noch über einiges Alltägliche unterhalten hatte, verlangten wir seine Pferde zu sehen.

In dem Stalle, oder vielmehr Hofe des Gouverneurs, denn auch seine Pferde stehen das ganze Jahr unter freiem Himmel, fiel mir besonders ein edler Berberhengst auf, ein schöner Rappe, den er bei feierlichen Gelegenheiten besteigt, und der an Größe und Ebenmaß des Gliederbaues einem englischen Pferde nichts nachgegeben hätte. Solche große Pferde werden

*) Die Kaabah ist der Tempel des Abraham in Mekka.

aber im Norden von Marokko nur selten angetroffen; die beste Pferdezucht findet man in den südlichen und mehr gebirgigen Provinzen. Da nach den Landesgesetzen der Kaiser Eigenthümer aller Pferde ist, so werden zu seinem und seiner Truppen Gebrauche die besten im Lande herausgesucht, und dieselben dem zeitigen Besitzer mit oder gewöhnlich ohne Entschädigung weggenommen. Wehe dem Privatmann, der gute Pferde hat, wenn der Pascha oder Alkaide sie erblickt. Jener wird immer den meisten Schaden zu tragen haben. Es läßt sich denken, wie sehr bei diesen Grundsätzen die Pferdezucht im Allgemeinen leiden muß. Auch ist mir versichert worden, daß, namentlich seit einigen Jahren, schöne große Pferde immer seltener werden. Vielleicht mag die Nähe der Franzosen dazu beitragen, die auf der Grenze von Algerien einen vom Kaiser zwar verbotenen, aber deshalb nicht weniger beträchtlichen und für sie sehr wichtigen Pferdehandel mit den Marokkanern treiben, denn sie beziehen hier einen Theil ihrer Remonte-Pferde.

Moses, unser vortrefflicher Dolmetscher auf der Reise nach Tetuan, stürzte jetzt in Eile herbei, um uns einzuladen, einer Beschneidung bei einem seiner Glaubensgenossen beizuwohnen. Wir folgten seiner Einla-

dung und trafen die Gemeinde und den Rabbiner schon versammelt. Ohne weitere Vorbereitung schritt Letzterer ans Werk und die Weiber, die zugegen waren, verkündeten durch anhaltendes, gellendes Schreien die Vollendung desselben. Da war nichts Merkwürdiges, als die schreienden schönen Judenweiber.

Der Gouverneur hatte alle Consuln warnen lassen, sie möchten am heutigen Tage nicht ausgehen, oder wenigstens sich nicht außerhalb der Stadtthore zeigen, weil zu dem Feste Aid Kebir eine Menge Land- und Bergbewohner aus der Umgegend herbeigeströmt seien, vor deren Beleidigungen man selbst in Begleitung von Soldaten nicht sicher sein könne. Nichts desto weniger beredeten wir den schwedischen Consul, seine Wache mitzunehmen und uns vor das Thor auf den Marktplatz, wo die Volksmenge versammelt war, zu begleiten. In den nächsten Straßen begegneten wir schon Zügen bewaffneter Mauren, welche das Pulverspiel oder Fantasia zu Fuß ausführten. Hierzu lösen sich aus der Gruppe der Männer zwei bis vier ab, laufen ein wenig voraus und drehen sich dann, indem sie die Flinte nach allen Richtungen schwingen und Sprünge in die Luft machen, gegen ihre zurückgebliebenen Gefährten um. Diese springen in gleicher Zahl augenblicklich vor.

Beide Parteien schießen, wenn sie einander ganz nahe sind, ihre Flinten gegen den Boden ab, jeder zu den Füßen des ihm gerade gegenüber Stehenden. Dieser macht einen Bocksprung, jubelt und Alle verschwinden unter der Menge.

Der Marktplatz vor dem Thore ist ein am Wege der Botschafter zwischen zwei Hügeln gelegener und etwas geebneter Raum, welcher daher seinen Namen führt, weil alle Botschaften aus dem Innern auf dieser Straße nach Tanger gelangen. Die Hügel waren ganz mit vermummten Frauen überdeckt, die sich in Gruppen nebeneinander gelagert hatten. In den losen flatternden Haïk gehüllt und auf dem Boden kauernd, glichen sie mehr einem Packet Wäsche, als dem sogenannten schönen Geschlechte. Längs der Hügel führten die Männer auf einem abscheulichen, steinigen und unebenen Boden die Fantasia zu Pferde aus. In Zügen von 6 bis 8 ritten sie in gestrecktem Galopp auf ein Ziel los, schwangen dabei die Flinte hoch in der Luft, nahmen die Zügel in den Mund, legten das Gewehr, auf den linken Arm gestützt, an, schossen und parirten ihre Pferde auf der Stelle. Diese bäumten sich zuweilen bei der Gewalt, mit der sie herumgerissen wurden. Sie waren von den scharfen Sporen der Reiter wund

und blutig gestochen. Die Frauen auf den Hügeln jubelten laut, ihre Freude durch ein trillerartiges Geheul bezeigend, wie wir so eben bei der Beschneidung von jüdischen Frauen gehört hatten.

Jetzt bewegte sich aus den Thoren der Stadt ein feierlicher Zug gegen uns her. Voran schritten bewaffnete Männer, die in gegebenen Zwischenräumen das Pulverspiel ausführten. Die Mitte des Zuges nahm ein geputzter Knabe ein, der zu Pferde saß. Er trug Turban und Feß, hatte den weißen Haïk über blaue Unterkleider geschlungen, die Füße mit rothledernen, schön gestickten Stiefelchen bekleidet. Das Pferd selbst war reich geschmückt. Die Zügel bestanden aus rothseidenen Schnüren und der hohe Sattel war mit rothem Sammt ausgeschlagen. An beiden Seiten des Knaben, der sechs bis sieben Jahre alt sein mochte, gingen Mohren, die das Pferd führten. Den Zug beschlossen einige Weiber. Der Knabe wurde nach der benachbarten kleinen Moschee, die Kouba gebracht, welche vor den Thoren der Stadt gelegen und dem Patron von Tanger Sidi-Mohamed-El-Hadji geweiht ist. Hier sollte er derselben Ceremonie unterworfen werden, der wir vor Kurzem in einem jüdischen Hause beigewohnt hatten. Der grüne Heilige aus Tetuan hatte dort sein Quartier

aufgeschlagen und vollzog das Geschäft. Auf obigen Zug folgten mehrere andere Züge, die in derselben Absicht nach der Kapelle wanderten. Zuweilen waren sie von Pauken- oder Cimbelschlägern begleitet.

Bald nahm aber eine andere Erscheinung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ein Schlangenfresser, der sich auf öffentlichem Markte aufgestellt hatte und bei dem Schalle einer wilden Musik dem Volke seine Gaukeleien und Künste vormachte. Er gehörte zu der Klasse der Sidi Nasir, welche behaupten unter dem besonderen Schutze des Propheten zu stehen, so daß der Genuß keines Giftes ihnen schaden und der Biß keines giftigen Thieres ihnen gefährlich werden könne. Wirklich merkwürdig, aber zugleich widerlich anzusehen war die Art, wie er mit giftigen Schlangen umging, dieselben zur höchsten Wuth reizte und sich dann ihren Bissen aussetzte. Er saugte die verwundete Stelle, sobald er gebissen war, aus und schützte sich auf diese Weise vor den Folgen der Vergiftung. Auch schien mir, als ob der Mann etwas im Munde kaute, das ihm als Gegengift dienen mochte. Nachdem er sich eine Zeit lang mit einer großen Schlange abgegeben und dieselbe abwechselnd zur Wuth gereizt und wiederum deren Gehorsam gezeigt hatte, machte er sich über eine kleinere

her, die etwa zwei bis drei Fuß in der Länge maß. Er verzehrte dieselbe unter den wildesten Verdrehungen, indem er mit dem Schwanze den Anfang machte. Es dauerte geraume Zeit, ehe er sie hinunterwürgen konnte. Vergebens widerstrebte, biß und wand sich das Thier nach allen Seiten. Er hatte schon einen Theil davon hinunter geschluckt, als es sich immer noch bewegte.

Im Hafen von Tanger war gerade eine schwedische Fregatte, die Josephine, anwesend, deren Commandant uns anbot, ihn am folgenden Tage nach Larasch (El Harasch), welches an der westlichen Küste von Marokko zwei kleine Tagereisen südlich von Tanger liegt, zu begleiten. Dieser Punkt war damals wegen der mit dem Pascha gepflogenen Unterhandlungen wichtig und interessant. Letzterer war vom Kaiser zu seinem Bevollmächtigten designirt worden, um mit den Schweden, Dänen und Spaniern wegen der von diesen Nationen verlangten Abschaffung des bisher entrichteten jährlichen Tributs zu unterhandeln, und insbesondere mit den Spaniern einige Streitigkeiten, die in Betreff des Gebietes von Ceuta ausgebrochen waren, sowie einige sonstige Differenzen zu reguliren. Dieser Ort liegt Gibraltar fast gegenüber und ist, nebst Melissa, der einzige befestigte Punkt im marokkanischen Gebiete, den die Spanier noch besitzen.

Das Anerbieten des Commandanten wurde mit Dank angenommen. Wir waren einmal im Zuge, Alles anzunehmen, was man uns anbot. Die Fregatte wurde zur Zeit von dem ersten Lieutenant befehligt, denn der Capitain derselben war in Larasch zurückgeblieben, wo er als schwedischer Bevollmächtigter die Unterhandlungen leitete.

Da das Reisen in jenem Lande sehr theuer ist, so waren wir mit dem Gelde unserer ersten Anleihe wieder zu Ende und es mußte eine zweite bewerkstelligt werden. Die Operation war jetzt leichter, als das erste Mal; wir hatten schon Credit und unser gefälliger Wirth half aus der Verlegenheit.

X.

Larasch.

Ein Boot der Josephine kam am nächstfolgenden Tage, um die Passagiere an Bord zu holen. Wir brachten einige Habseligkeiten hinein und stießen ab. Zu gleicher Zeit hatte die schöne Fregatte ihre Anker gelichtet und trieb ein wenig vor dem Winde her, doch bald faßte er sie mächtiger, eine starke Strömung kam dazu, und rasch eilte die Josephine an uns vorüber. Wir kämpften unsererseits in dem kleinen Boote mit den starken Wellen, und es dauerte geraume Zeit, ehe die Fregatte Herr des Windes werden und gegen uns zurücksteuern konnte. Wir waren inzwischen so geschaukelt worden, daß ich schon seekrank an Bord stieg.

Rasch umsegelten wir das Vorgebirge Spartel, aber kaum befanden wir uns auf der westlichen Küste Afrika's, so trat fast gänzliche Windstille ein. Das

Ufer ist hier flach, das Meer seicht und den Seefahrern gefährlich. Fast jährlich stranden auf dieser Küste Schiffe, welche von dem Dunst, der bei gewissen Winden über dem festen Lande schwebt, getäuscht, das Ufer für entfernter halten, als es wirklich ist. Sie nähern sich demselben oft zu sehr, bleiben dann auf dem Sande sitzen und werden ein Opfer der raubgierigen Bevölkerung, welche die Küste bewohnt. Die Mauren kommen, wenn sie ein gestrandetes Schiff erblicken, auf kleinen Kähnen herbei, überfallen die Bemannung desselben und plündern es rein aus. Hierbei unterscheidet sich eigentlich ihr Benehmen nur durch größere Grausamkeit von der in manchen civilisirten Ländern Europa's ehemals gesetzlich zugelassenen Ausübung des sogenannten Strandrechtes.

Zwei Tage lang blieben wir als Gäste auf der Josephine und lernten während dieser Zeit unsere edlen Wirthe näher kennen, die mit einander wie Glieder einer Familie lebten. Unter den Seeleuten findet man die tüchtigsten, kernigsten Naturen; sie sind treuherzig, bieder und entschlossen, und für alle edlen Regungen empfänglich.

Am Sonntag ward auf dem Verdeck Gottesdienst gehalten in einfacher, ernster Weise, so wie zu Gustav

Adolphs Zeiten die schwedischen Krieger auf deutschem Boden, ehe sie zum Kampfe geführt wurden, vor dem Herrn der Schlachten ihre Kniee gebeugt hatten. — Die lautlose Menge stand zu beiden Seiten des Schiffes in Reih und Glied. Der Geistliche sprach, an den Hauptmast gelehnt, die üblichen Gebete und ermahnte in gehaltenem Tone seine andächtige Gemeinde zu den Pflichten der Liebe und des Gehorsams.

Die Mannschaft hatte ihre Sommerkleidung angethan und sah frisch und blühend aus, daß es eine Freude war. Die Matrosen waren alle junge, gesunde Burschen, denen die glühende Sonne Afrika's die Haut noch nicht gefärbt hatte. Sie trugen in Allem das vollständige Gepräge des Landes, dem sie angehörten.

Schon am Morgen des 30 März warfen wir auf der Rhede von Larasch die Anker aus, wir mußten aber mit unserer Landung bis zum Nachmittag warten, wo man hoffte, daß die hohe Flut es uns möglich machen würde, mit einem kleinen Boote die Sandbank, die den Eingang zu dem Hafen von Larasch vollkommen versperrt, zu passiren.

Gegen vier Uhr kam der Capitain der Fregatte auf einem maurischen Boote an Bord und freute sich sehr, sein Schiff wieder zu sehen, welches er seit mehre-

ren Wochen verlassen hatte, um die Unterhandlungen, die schwedischer Seits in Larasch gepflogen wurden, zu leiten. Doch durfte er, um ans Land noch zurückfahren zu können, auf der Fregatte nicht lange verweilen; er begrüßte die Officiere und seine Leute, und schiffte sich mit uns bald wieder ein. Als wir vor der obenerwähnten Sandbank ankamen, hielten die Ruderer einen Augenblick inne; die nächste Welle dann benutzend ruderten sie mit allen Kräften, um durch den Schwung derselben mit einem Male über die Barre hinübergehoben zu werden. Wir konnten von Glück sagen, daß die Ueberfahrt so rasch bewerkstelligt worden war, denn bei stürmischem Wetter kreuzen die Schiffe oft wochenlang vor dem sogenannten Hafen von Larasch, ehe sie mit dem Lande in Verbindung treten können. Jenseits der Sandbank war ein ruhiges, tiefes Becken, welches durch die Mündung des Flüßchens Louccos gebildet wird. In demselben lagen mehrere marokkanische Galeeren, die den Hafen durchaus nicht mehr verlassen können, seitdem der Eingang in denselben versandet ist, um so weniger als sie seit einer Reihe von Jahren hier vor Anker, sich selbst im Verhältniß zum Steigen der Sandbank im Wasser gesenkt haben. Das sind also die gefürchteten Kaperer,

die bis zum Jahre 1845 mehreren civilisirten Handelsvölkern einen jährlichen Tribut abgedrungen hatten! — Die übrige Marine des Kaiserreichs habe ich nicht gesehen, aber nach Allem, was in Marokko besteht, zu urtheilen, dürfte sie sich nicht in viel besseren Umständen, als die vorliegenden Galeeren befinden.

Im Jahre 1765 hat die französische Marine einen empfindlichen Schlag hier erlitten. Frankreich war mit Marokko seit einiger Zeit im Krieg und wollte Frieden schließen; um nun den Friedensunterhandlungen, die angeknüpft worden waren, mehr Nachdruck zu geben, sollte Larasch bombardirt werden. Das auf der Rhede stationirende Geschwader schickte bei hoher Flut 18 mit 450 Mann bewaffnete Schaluppen in den Hafen, um drei Corsarenschiffe daselbst anzugreifen und zu verbrennen. Letztere leisteten aber einen verzweifelten Widerstand, die Ebbe trat ein und verhinderte die Schaluppen wieder aus dem Hafen auszulaufen. Zu gleicher Zeit wurden sie von den Batterien des Forts aus beschossen. Die ganze Mannschaft wurde niedergemetzelt bis auf 48 Mann, die sich ergaben und zu Sklaven gemacht wurden.

In Larasch ist kein Gasthof. Der schwedische Viceconsul, der bei einem Juden wohnte, nahm uns auf.

Abends kamen auch die übrigen Europäer, die sich für den Augenblick in Larasch aufhielten, herbei, und wir beschlossen den Tag um so heiterer, als die Fregatte verschiedene Lebensmittel mitgebracht hatte, die man hier um keinen Preis der Welt sich verschaffen könnte. Die Herren klagten alle über den elenden Aufenthalt und über den schleppenden Geschäftsgang; denn der geringsten Kleinigkeit wegen holte der Pascha jedesmal neue Instructionen von Fez ein, wo der Kaiser sich zur Zeit aufhielt. Die Sachen waren dann wieder wochenlang hinausgeschoben. Sei es Berechnung von seiner Seite, um die Geduld der Unterhändler zu ermüden, sei es Furcht vor den möglichen Folgen, kurz der sogenannte Bevollmächtigte des Kaisers traute sich in den geringfügigsten Angelegenheiten kein eigenes Urtheil zu. Das einzige Mittel, was zuletzt eine Beschleunigung verursachte, war die Drohung, daß man sich veranlaßt sehen würde, gewaltsame Maßregeln zu gebrauchen. Dem englischen Consul Herrn John Hay, an den wir einen Brief hatten, drückten wir den Wunsch aus, er möchte uns dem Pascha vorstellen. Jener war von allen anwesenden Consuln am besten dazu geeignet, da er sich nur als Vermittler in Larasch aufhielt, und somit nicht in directer Geschäftsverbindung mit dem Pascha stand; über-

dieß hätte er sich, in seiner Eigenschaft als hannöverischer Consul, des Grafen Münster am ersten annehmen sollen. Er weigerte sich aber unter allerlei nichtigen Vorwänden diesem Wunsche willfährig zu sein, daher mußten wir von unserem Vorhaben abstehen. So wenig seine Vorwände uns einleuchteten, so schienen wir ihnen doch Glauben zu schenken. Als wir aber bei unserer Rückkehr nach Tanger unseren Freunden daselbst erzählten, wie es uns ergangen sei, konnten sie sich das Benehmen des Herrn Hay nur dadurch erklären, daß derselbe bei der bisherigen gänzlichen Abwesenheit von Consuln einer deutschen Nation die Besorgniß gehegt, wir möchten etwa mit unserer Reise Handels- oder politische Zwecke verbinden, und es daher vom nationalen Standpunkte aus für gerathen gehalten habe, sich der Verwirklichung derselben, so weit es in seinen Kräften stände, entgegen zu stellen.

Wir besichtigten am nächsten Morgen das elende Städtchen Larasch, welches trotz seiner Festungswerke nicht einmal den Namen eines Fischerdorfes verdient, so arm, so schmutzig und verfallen ist es. Nur der Marktplatz ist von regelmäßigen Häusern und einer niederen Säulenhalle umgeben. Christliche Sklaven sollen in früheren Zeiten die Häuser und Halle gebaut haben,

denn Larasch war sonst, als noch der Hafen für größere Schiffe zugänglich und die Macht der Marokkaner ungebrochen war, einer der beträchtlichsten Schlupfwinkel dieser Piraten. Die Festungswerke stammen aus der Zeit der portugiesischen Herrschaft und sind zum Theil noch gut erhalten. Sie wurden am Ende des 16 Jahrhunderts aufgeführt. Die Mauern sind hoch, mit runden Thürmen flankirt und aus kolossalen Quadern gebaut. Anstatt aber mit Schildwachen und Kanonen versehen zu sein, haben jetzt Dohlen und Mauerfalken in denselben ihre Nester. Wir schossen einige der letzteren im Fluge zum großen Erstaunen des maurischen Soldaten, der uns begleitete; denn bei den langen Flinten mit Steinschlössern sind die Mauren zu unbeholfen, um einen Vogel im Fluge zu erlegen, und mit ihrem Pulver zu sparsam, um darin viele Versuche zu machen.

Im Gegensatz zu den schönen Leuten, die wir in Tanger und Tetuan angetroffen hatten, fanden wir hier eine häßliche und verkrüppelte Bevölkerung. Die Luft ist im Sommer sehr ungesund. Von den umliegenden Sümpfen, welche in dieser Jahreszeit austrocknen, wird sie mit fiebererzeugenden Miasmen geschwängert, und es entstehen dann Epidemien, welche oft einen großen Theil der Einwohner wegraffen.

Will man den Blick von dem Elende, das einen umlagert, und der Verworfenheit der lebenden Generation einen Moment abwenden und sich im Geiste um einige Jahrhunderte zurückversetzen, so kann man sich dabei eines Gefühles der Wehmuth in dem Anschauen der ehemaligen Blüthe des maurischen Reiches nicht erwehren. Dieses Volk, welches vor tausend Jahren für alle Nationen Europa's ein Muster der Ritterlichkeit, der Tapferkeit, des Fleißes und der Bildung war, diese Araber, welche in Spanien das glänzendste Reich, was je dort bestanden hat, gründeten, sie sind jetzt durch Despotismus und Sklaverei, durch Sittenlosigkeit und Unwissenheit in so tiefen Verfall gerathen, daß kaum die gewaltsame Einmischung eines christlichen Volkes ihre Energie je wieder zu wecken vermöchte. Jetzt besteht keine Sicherheit des Eigenthums, keine Unbestechlichkeit der Richter, keine Gleichheit vor dem Gesetz. Jetzt kann Jeder nach Laune und Willkühr der Alkaiden oder Pascha's eingezogen und, wenn er reich ist, auf die geringfügigste Veranlassung hin seines Vermögens beraubt werden.

Sonst gab es unter den Arabern kriegerische Genossenschaften, nach deren Muster sich die Ritterorden zur Zeit der Kreuzzüge ausgebildet haben. Die Würde

eines Ritters, welcher Wissen und Tugend vereinigen und an Geist und Körper vollkommen sein sollte — diese Würde konnte nur nach langen Proben und unzweifelhaften Erfolgen verliehen werden. Jetzt sind die Mauren als Knechte des Kaisers einander gleich; es giebt keine andere Gliederung der Nation, als die, welche in der Macht begründet ist, und letztere hängt wiederum allein von der Würde, die einer bekleidet, ab. Der Mächtige darf sich Alles erlauben, der Schwache muß Alles dulden. Dem Kaiser gegenüber soll aber auch der Mächtigste nur ein todtes Werkzeug sein, wenigstens der Theorie nach, wenn es sich faktisch auch oft anders herausstellt. Jener kann wen er will zum höchsten Amte erheben und ihn nach Willkühr absetzen, wodurch der Letztere dann in seinen früheren Stand zurücktritt.

Sonst gab es im Reiche der Mauren Schulen und Akademien, die weit und breit berühmt waren. In Cordova bestand die Akademie für Geschichtsforschung, durch den Geschichtsschreiber Rasi gegründet, die der Koranisten, welche sich mit den zwei bei den Muselmännern unzertrennlichen Wissenschaften der Jurisprudenz und der Theologie beschäftigte und welche durch den weisen Iman Al-Kasemben-Al-Raby, der

den Koran auswendig wußte, gestiftet war, ferner die der Gelehrten, welche in der großen öffentlichen Bibliothek des Palastes Merouan sich versammelte. Es gab siebenzig öffentliche Bibliotheken im Reiche der Kalifen, die mit wissenschaftlichen Werken und Büchern arabischer Dichter angefüllt waren. Wo ist jetzt eine Spur dieses wissenschaftlichen Sinnes zu finden, und was ist von der ehemals allgemein verbreiteten Cultur übrig geblieben? Das todte Auswendiglernen einiger Stellen aus dem Koran und einige technische Ueberlieferungen über Agrikultur und Gewerbe, darauf beschränkt sich im Allgemeinen die jetzige Bildung der Mauren. Die Diener Allahs, die Imans, sind zugleich ihre Talebs oder Gelehrten, deren Gelehrsamkeit lediglich im Schreiben und Lesen und in der Kenntniß des Korans besteht. Der Sinn für Poesie allein hat sich im Volke noch nicht verloren, und mit einer gewissen Grazie weiß auch der gemeine Mann die geringfügigsten Dinge zu erzählen und seine Erzählung mit reichen Bildern auszuschmücken. Eine Menge wunderbarer Märchen haben sich durch Tradition im Munde des Volkes erhalten. Diese Märchen unterscheiden sich von den lieblichen arabischen Sagen durch das düstere, schauerliche Element, das in ihnen vorherrscht; dabei sind sie durch und durch mit

dem tiefsten Aberglauben verwebt und geben ihrem Inhalt und ihrer Form nach schon eine Andeutung der gefallenen Größe des Volkes.

Der Rückweg nach Tanger zu Lande bietet wenig Interesse dar. Auf einer elenden Fähre verläßt man das unwirthliche Larasch. Die Pferde werden so lange geschlagen und mit Fußtritten traktirt, bis sie vom Steindamm in das Boot hinabspringen. Nachdem man mit ihnen auf diese Weise den Uebergang über das Flüßchen Louccos bewerkstelligt und vielleicht bei Gelegenheit selbst einen Fußtritt erhalten hat, wird der Weg längs dem Meeresstrande eingeschlagen. Bald muß man über Felsen klettern, die sich bis an die See erstrecken, und in deren unerreichbaren Klüften tausende von Raubvögeln nisten, bald hat man durch Gewässer zu waten, die zur Zeit der Flut so hoch steigen, daß sie den Uebergang nicht zulassen. Hierauf verläßt man den Strand bei der Hütte eines Einsiedlers, der seine Einsamkeit durch die Gesellschaft von einem halben Dutzend Frauen zu erheitern sucht. Man erklimmt die steile Bergwand und geräth in einen Wald von Farren= und Haidekräutern, von Myrten, Korkeichen, Akazien, wilden Rosen, Aloen und allerlei duftendem Gestrüpp. Bei obiger Hütte machten wir Halt

und ließen die Pferde einen Augenblick auf der grünen Wiese des Einsiedlers grasen. Da dieser gerade in den Wald gegangen war, so durften sich seine Frauen schon etwas emancipiren und kamen aus ihrem Schlupfwinkel hervor, indem sie ihre gelben Gesichter unseren Augen preisgaben. Sie betasteten unsere Kleider und Effecten und sahen nicht ohne Abscheu unsere schwarze Kopfbedeckung, den breitkrämpigen, spanischen sombrero, denn die Mauren hassen alle dunkeln Farben und haben deshalb die Juden angewiesen, zur Unterscheidung von ihnen, schwarze Käppchen zu tragen. Die Frauen bestürmten uns mit Fragen, die wir aus guten Gründen unbeantwortet ließen.

Vor Arsila, wo wir übernachten wollten, sind viele Gärten und hier gedeiht die reichste Vegetation, die ich dort zu Lande gesehen habe. Hart an den Thoren der Stadt liegt ein Heiliger begraben, und über seinem Grabe wölbt sich ein kleiner Tempel. Die Mauren haben eine große Ehrfurcht vor diesen geweihten Orten, die für alle Bedrängten, so wie auch für Verbrecher die sicherste Zufluchtsstätte sind; selbst der Pascha wagt es nicht gegen den religiösen Aberglauben zu verstoßen und derartige Orte durch gewaltthätiges Einschreiten innerhalb ihrer Ringmauern zu verletzen. Wenn

sich daher ein Verbrecher, dessen man unter jeder Bedingung habhaft werden möchte, an einen solchen Ort geflüchtet hat, so bleibt nichts übrig, als den Tempel mit Wachen zu umgeben, den Missethäter von jeder Verbindung nach außen abzuschneiden und ihn durch Aushungern zur freiwilligen Uebergabe zu veranlassen. Zur Stunde des Abendgebetes (Asa) gelangten wir nach Arsila. Zugleich mit uns hielt am entgegengesetzten Thore eine kleine Karavane von Franken, die aus Tanger kamen, ihren Einzug. Wir trafen im Gasthofe zusammen und theilten mit einander das einzige Zimmer, was zu haben war, und welches uns als Schlaf- und Speisezimmer diente.

Sobald der Alkaide von unserer Ankunft unterrichtet war, schickte er uns die bei den gastfreien Arabern der Wüste übliche Mona, ein Geschenk an Lebensmitteln, welches aus Milch, Orangen und Datteln bestand. Jeder Fremde, der Abends in einem Donar oder Lager der Araber ankommt, erhält seine Mona. Sie ist je nach der Wohlhabenheit des Stammes und dem Ansehen des Fremden verschieden, gewöhnlich aber aus Milch und Früchten zusammengesetzt.

Arsila ist im 16 Jahrhundert von den Portugiesen befestigt worden. Man findet aber auch Ueberreste

aus einer viel älteren Periode. Namentlich sollen der Hafendamm und die Burg, die aus kolossalen Quadern ohne Mörtel gebaut sind, von den Römern herstammen. In dieser ganzen Gegend haben Letztere viele Spuren ihrer Herrschaft hinterlassen. Man trifft Brunnen und Cisternen an, die nach der Aussage der Eingeborenen von den Roums d. h. Römern herrühren und noch in gutem Zustande erhalten sind. Bei Larasch, eine Stunde von der Stadt, finden sich die Ruinen einer ehemaligen römischen Niederlassung. Die Mauren nennen den Ort Shemmies. Jetzt erblickt man daselbst nur einige Steinhaufen, welche mit dichtem Gestrüpp überwachsen sind, und römische Säulen, die entweder umgestürzt auf dem Boden liegen, oder über den sie umgebenden Schutt nur um wenige Ellen hervorragen.

Am Ende des zweiten Tages glücklich in Tanger wieder angelangt, war unsere erste Sorge darauf gerichtet, Transportmittel zu einer baldigen Rückkehr nach Cadix zu finden. Gewöhnlich wird dahin der Weg über Gibraltar eingeschlagen, weil man in letzterem Orte Dampfschiffe nach Cadix antrifft und auch auf diese Weise die sonst nothwendige Quarantäne von vier Tagen vermieden wird. Denn in Gibraltar sind die Schiffe, die aus Afrika kommen, keiner Quarantäne

unterworfen, während sie in den spanischen Häfen dazu angehalten werden. Da aber ein spanischer Schmuggler, der regelmäßig diese Fahrt macht, mit Vermeidung des Umweges über Gibraltar sich anbot, uns direct nach Cadix und zwar mit Umgehung aller Beschwerlichkeiten der Quarantäne überzusetzen, so nahmen wir diesen Vorschlag, der überdieß für uns etwas Pikantes hatte, an. Der bewußte Schleichhändler, Montero mit Namen, machte sich noch denselben Abend auf den Weg, um in dem gegenüberliegenden spanischen Tarifa neue Schiffspapiere einzuholen, welche besagten, daß er letzteren Hafen eben verlasse, um sich nach Cadix zu begeben. Auf der neuen Musterrolle sollten wir als Passagiere mit aufgeführt werden. So geschah es auch. Montero kehrte in der Nacht nach Tanger zurück und nahm uns den anderen Morgen an Bord. Der spanische Consul in Tanger ist dieser Umgehung der Gesetze nicht fremd. Sie kehrt öfters wieder. Anstatt sich aber ihr zu widersetzen, drückt er vielmehr die Augen zu, weil sowohl er, als die betreffenden Behörden von Tarifa dabei eine Einnahmsquelle gefunden haben sollen. Wir hatten das Schiff für uns allein gemiethet; außer uns benutzte noch ein Kaufmann aus Cadix die Gelegenheit, um sich nach Hause zu begeben; dagegen

war nichts Erhebliches einzuwenden. Zu unserem großen Erstaunen ergab es sich aber nachher, daß wir außerdem eine volle Ladung von Schaffellen, Blutegeln, Hühnern, seidenen Stoffen und wollenen Leibbinden, wie Letztere in Spanien getragen werden, mit uns führten.

Der Wind war sehr günstig und die Ueberfahrt hätte leicht in sieben bis acht Stunden bewerkstelligt werden können, wenn es nicht den Schiffern selbst darum zu thun gewesen wäre, erst mit einbrechender Nacht in den Hafen einzulaufen. Sie suchten daher das Weite und machten trotz unserer wiederholten Einsprache einen bedeutenden Umweg, so daß sie erst Schlag sieben Uhr, um welche Zeit die Thore von Cadix geschlossen wurden, daselbst anlangten. Nach Thorschluß ist jede Bewegung im Hafen untersagt, und die Schiffe, die um diese Zeit ankommen, werden von den Sanitäts- und Polizeibehörden gewöhnlich erst am folgenden Tage visitirt. Aus Besorgniß aber, daß diese Visitation ausnahmsweise noch denselben Abend stattfinden könnte, hatte die Mannschaft, kurz bevor sie den Hafen erreichte, die wollenen und seidenen Stoffe, welche die höchsten Eingangszölle zahlen, unter sich vertheilt. Jeder wickelte hiervon so viel er nur konnte um Arme, Beine und

Leib. Dann zog jeder seine weiten Matrosenkleider darüber an, so daß nach vollendeter Toilette die schmächtigen spanischen Matrosen wie lauter Falstaffe aussahen. Sie geriethen selbst darüber in große Heiterkeit und bekomplimentirten sich gegenseitig über ihre Wohlbeleibtheit. Im Hafen warfen sie die Anker neben einem anderen Schiffe aus, mit dem sie im Einverständniß sein mußten. — „Montero!“ riefen die Unserigen hinüber und von dem nachbarlichen Verdeck erwiederte man „Agualva“ — die beiden Schmuggler hatten sich richtig gefunden. Da jener schon seit einigen Tagen im Hafen lag, so war dort ein zweiter Besuch von Seiten der Sanitäts- und Mauthbehörden nicht zu befürchten. Unsererseits wurde ein kleiner Kahn, der kaum zwei Menschen fassen konnte, ins Wasser herabgelassen und die Mannschaft fuhr in der Dunkelheit einige Male herüber und hinüber, theils um sich ihrer überflüssigen Kleider zu entledigen, theils um noch andere Contrebande-Artikel in Sicherheit zu bringen. Von diesem zweiten Schiffe aus werden dann die Sachen allmählig ans Land gebracht.

Wir aber wurden das Opfer der Spekulation dieser Schleichhändler. Da nämlich die Thore der Stadt im Augenblick unserer Ankunft geschlossen wurden, so

mußten wir die Nacht im Schiffsraume der elenden Feluke zubringen. Man denke sich einen Behälter so niedrig, daß es kaum möglich ist, darin aufrecht zu sitzen. Anstatt der Matratzen lag man auf betheerten Brettern und Schiffstauen. Den Hühnern, mit denen wir die Reise gemacht hatten, und die bis jetzt in Körben, wo sie sich frei bewegen konnten, gehalten worden waren, wurden die ganze Nacht hindurch die Beine zusammengebunden, um sie am anderen Tage leichter hereinpaschen zu können. Die Thiere, die in ihrer Nachtruhe gestört wurden, pipten und quikten ganz entsetzlich. Da half kein Schelten und Lärmen von unserer Seite, ebensowenig als die Drohung, daß wir nach Allem, was vorgefallen sei, einen Theil des ausbedungenen Ueberfahrtsgeldes abziehen würden; denn wir hatten die Feluke nicht gemiethet, um den Raum mit Hühnern zu theilen. Dennoch blieb es bei dem Zusammenbinden der zweitausend Hühnerbeine und als wir auch später unsere Drohung ausführten, war die schlaflose Nacht nicht wieder einzuholen.

Wie die Sanitätsbehörde am folgenden Morgen das Schiff visitirte, war nichts Verdächtiges mehr auf demselben; sie fand nur die unglücklichen Passagiere, die besorgt waren, es möchten etwa die Schiffspapiere

nicht ganz in Richtigkeit sein, in welchem Falle die Quarantäne, anstatt vier Tage zu dauern, auf acht Tage ausgedehnt worden wäre. Solches war eben einer Feluke aus Tanger widerfahren, die einige Zeit vor uns ausgelaufen war und jetzt mit aufgezogener gelber Flagge seitwärts im Hafen lag. Unsere Besorgniß war glücklicherweise unbegründet und wir konnten ans Land gehen.

XI.

Sevilla.

Den fünften April befanden wir uns schon auf dem Wege nach Sevilla und fuhren den Guadalquivir hinauf. San Lucar de Barrameda, was wir bereits zu Lande unter verhängnißvollen Umständen besucht hatten, lag bald hinter uns. Die flachen Wiesenufer des Flusses gewährten keinen sehr anziehenden Anblick. Die vielen Ueberschwemmungen, denen sie ausgesetzt sind, verhindern die Ansiedelungen der Menschen. Auch sind sie nur von Rindvieh, Pferden und Schafheerden bevölkert. Dazwischen erblickt man hie und da auf Erdhügeln oder auf dem Flußdamme die armselige Hütte eines Hirten, die aus Holz und Schilf aufgeführt ist und ihm und seinem Pferde temporären Schutz gewähren soll. Rauh und gefährlich ist die Lebensweise, welche diese Leute mitten unter wilden Stieren führen, die

für die Corridas groß gezogen werden. Zu Zeiten sind diese so bös, daß sich ihnen kein Mensch nahen darf, und so eigensinnig, daß man sie kaum von einer Wiese auf die andere bringen kann. Deßhalb sind die Rinderhirten immer zu Pferde und mit langen, hölzernen Stangen bewaffnet. In ihrer andalusischen Tracht gewähren sie einen malerischen Anblick, wenn sie längs den flachen Wiesenufern galoppiren und die unbändigen Viehheerden vor sich hertreiben. Man sieht auch da in großer Anzahl die berühmten Merinoschafe, die unter Peter IV aus der Berberei eingeführt wurden und jetzt einen besonderen Reichthum des Landes ausmachen. In den Sommermonaten wurden sie sonst auf die Gebirge von Castilien und Estremadura getrieben, welche sie erst im Herbst wieder verließen. Nach den Gesetzen der mesta, einer privilegirten Genossenschaft von großen Grundeigenthümern, durften auch die derselben gehörigen Heerden bei der Hin- und Rückreise auf dem Boden weiden, der sich innerhalb vierzig Ruthen rechts und links der Heerstraße befand. Aber leider brachte dieses Privilegium den Feldern der benachbarten Grundbesitzer großen Nachtheil und wurde nur zu oft gemißbraucht; in neuerer Zeit ist es daher von den Cortes ganz aufgehoben.

Bei Sevilla wird das Land hügeliger und der Fluß ist zwischen seinen Ufern mehr eingeengt. Es begrenzen ihn zuweilen Gärten und Wäldchen von Orangenbäumen, und an den Abhängen der Berge liegen einige Städte und Dörfer. Sevilla selbst ist ganz in der Ebene gebaut und von Gärten und Bäumen rings umgeben. Man kann daher die Stadt erst kurz vor der Landung erblicken; aber lange vorher schon sieht man aus der Ferne den alterthümlichen, berühmten Dom, dessen graue Steinmassen und gothische Giebel über das dunkele Grün der Bäume ragen.

Fährt man den Quadalquivir bis zur Stadt hinauf, so bleibt der passeio publico zur Rechten. Zahlreiche Gruppen von Spaziergängern haben sich an den Ufern aufgestellt, um die Ankommenden zu mustern; einige Reiter halten in der Nähe zu Pferde und verlieren sich, nach befriedigter Neugierde, unter den schattigen Gängen des Parks. Zur Linken erblickt man Triana, die Vorstadt von Sevilla, in welcher einige Dampffabriken ihre hohen Schornsteine in die Lüfte strecken und schwarze Wolken aushauchen. Hier wohnen meist nur arme Leute und Zigeuner. Ihr Stadtviertel ist verrufen, die Häuser desselben sind klein, die Straßen schmutzig.

Man landet bei der torre d'oro, bei jenem Thurme, wo früher die Schätze aus Amerika in Empfang genommen und aufgehäuft wurden. Damals konnte auch vom Fuße des Thurmes aus nach dem jenseitigen Ufer eine eiserne Kette, zur Sperrung des Flusses, gespannt werden. Der Reisende wird von Zollbeamten, welche die Durchsicht seiner Effecten unter freiem Himmel vornehmen, in Empfang genommen. In Spanien hat man nie die Mauthlinie passirt; fast jede Stadt hält sich ihre eigene Douane und ihre eigenen Mauthbeamten. Am Eingang in die Thore sollte eine zweite Untersuchung vorgenommen werden; wir wußten uns aber derselben mittelst einiger Kupfermünzen zu entziehen. Streng sind die Zollaufseher in Spanien nicht, sie sehen durch die Finger, so viel sie können; aber an und für sich ist das Institut hier lästiger, als sonstwo, weil sich dieselben Formalitäten alle Augenblicke wiederholen. Je nach der Freigebigkeit des Fremden sind sie mehr oder weniger langwierig.

Sevilla hat, neben einigen kleineren, zwei große Gasthöfe: die fonda dellas diligencias und die fonda d'Europa. Es sollen die besten sein; doch wird man bald vor dem einen, bald vor dem andern gewarnt; und da ist die Wahl schwierig. Wir wählten den ersten,

aber jeder Reisende dürfte allen Ernstes vor ihm zu warnen sein. Viel besser, als in den Gasthäusern, soll man sich bei Privatleuten befinden, anständigen Bürgerfamilien, bei denen man Wohnung, Kost und Bedienung erhält und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten Theil nimmt. Der Fremde wird bald mit dem, den Spaniern eigenthümlichen, zuvorkommenden Vertrauen als Familienglied betrachtet, und hat dadurch alle Gelegenheit, die Einwohner und Sitten des Volkes kennen zu lernen. Diese Pensionate heißen casas de pupillos.

Durch verschiedene enge und belebte Gassen gelangten wir nach der fonda dellas diligencias. Links und rechts blickt man im Vorübergehen durch die vergitterten Eingangsthüren der Häuser in deren Hofraum, den patio, welcher gewöhnlich mit weißen oder grauen Marmorsäulen umgeben und mit Marmor von derselben Gattung belegt ist. Am Eingang hängt eine Laterne, die Abends den Hofraum erleuchtet. Die Mitte desselben ist durch einen Brunnen verziert und ringsherum stehen Blumenvasen und duftende Sträucher. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig. Ueber dem patio im ersten Stock läuft gewöhnlich um das Innere des Hofraums eine Gallerie. Alle Zimmer haben ihren Ausgang auf dieselbe. Jede etwas wohlhabende Familie besitzt ihr

eigenes Haus. In den Wintermonaten wohnt sie in den oberen Stockwerken, im Sommer zieht sie herunter und hält sich fast ausschließlich in dem patio auf. Der höhere Theil des Hauses dient dann dem unteren als Schutzwehr gegen die Hitze, und in der That sind die patios immer kühl und von gleichmäßiger Temperatur.

Folgenden Tages zog am frühen Morgen eine Procession vorüber. Sie unterschied sich von denen, die ich in Cadix gesehen hatte, durch ein militärisch glänzendes Gepränge. Dort ersetzen jetzt noch Brüderschaften von Laien, die wenigstens zu einem bestimmten Zwecke zusammen treten, das sonst so zahlreiche Gefolge der Mönche und Weltpriester. Hier fand sich aber, mit Ausnahme einiger Geistlichen, nur Militär ein. Aus allen in Sevilla gegenwärtigen Waffengattungen waren Detachements hierzu beordert worden. Ich sah zum ersten Male spanische Truppen in voller Uniform parademäßig aufmarschiren, langsamen Schrittes, den Hut in der einen und eine brennende Kerze in der andern Hand. Für Zuschauer und Theilnehmer spielte bei diesem Anlasse das Heer offenbar eine größere Rolle, als die Geistlichkeit. Es ist auch die Zeit des Kirchenregiments in Spanien vorüber, jetzt herrschen die Soldaten. Die Truppen hatten eine vortreffliche militärische Haltung

und sahen überhaupt gut aus. Ich war um so mehr davon überrascht, als ich in der Provinz Galicien kaum ein Jahr vorher ein elend aussehendes Gesindel unter den Waffen erblickt hatte. Dem dortigen Militär hatte es an Allem gefehlt, an Equipirung, an Besoldung, ja sogar oft an Brod. Die gegenwärtigen Truppen waren nicht allein gut gekleidet und bewaffnet, sie waren auch gut einexercirt. In der That war die glänzende Seite des Ministeriums Narvaez, das seitdem verschiedenen anderen Ministerien Platz gemacht hat, die Reorganisation des Heeres, welches regelmäßig bezahlt und zu Ordnung und Zucht angehalten wird. Nur in Galicien hat das alte Elend noch fortgedauert und sich in neuester Zeit durch eine Revolution Luft gemacht. Narvaez hat obige Umgestaltung in wenig Jahren bewerkstelligt, aber nicht ohne Opfer für das Land; und um sich auf der errungenen Höhe zu erhalten, kostet es auch deren noch täglich. Die Armee soll 115,000 Mann betragen, worunter 85,000 Mann Linientruppen und 41 Bataillone, d. h. 30,000 Mann Provinzial-Milizen. Diese letzte Truppe, bei ihrer Errichtung dazu bestimmt, eine Reserve in Kriegszeiten zu bilden und im Frieden nur auf einige Wochen jährlich einberufen zu werden, ist schon lange unter den Waffen und kürzlich

neu organisirt worden. Das Heer hat man übrigens auf einen möglichst ökonomischen Fuß gesetzt. Die großen Lieferanten, welche sich sonst auf Staatskosten bereicherten, sind, so viel es thunlich war, abgeschafft worden. Die Soldaten müssen sich jetzt zum Theil selbst equipiren und den Aufwand von den Abzügen, die ihnen deshalb gemacht werden, bezahlen. Für das Uebrige schließt jeder Oberst mit den respectiven Lieferanten ab, während sonst das ganze Heer nach den Waffengattungen unter vier General-Commissäre getheilt war, deren jeder mit den betreffenden Lieferanten über die Equipirung der ganzen Waffe, die sich unter seiner Direction befand, unterhandelte. Die Artillerie soll gute Offiziere haben und am besten disciplinirt sein. Außer einem stehenden Heere von 115,000 Mann giebt es noch ein vortreffliches, ebenfalls unter dem Ministerium Narvaez organisirtes und aus alten, ausgesuchten Soldaten zusammengesetztes Gendarmerie-Corps. Diese führen den Namen Civil-Garden. Sie sind über das ganze Land verbreitet und haben namentlich zur Sicherheit der Heerstraßen wesentlich beigetragen.

Die Kriegsmacht der ganzen Provinz Andalusien wird von einem General-Capitain, der seinen Sitz in Sevilla hat, kommandirt. Die alte Eintheilung in

Provinzen ist aber nur in militärischer Beziehung beibehalten worden. Bei dem seit einer Reihe von Jahren deutlich ausgesprochenen Streben nach Centralisation und bei den wiederholten Bemühungen die Widerstandskraft der Provinzen zu brechen, war es vor Allem nothwendig, diese alte administrative Eintheilung aufzuheben. Die Provinzen entsprachen den ehemaligen Königreichen gleichen Namens; sie fuhren immer fort, sich als eine vom Ganzen getrennte Einheit zu betrachten und widersetzten sich oft in Gemeinschaft den Anordnungen der Regierung. Jetzt sind sie in mehrere Districte getheilt, in deren jedem ein sogenannter politischer Chef (gefe politico), der unmittelbar unter dem Ministerium des Innern steht, die oberste Civilverwaltung hat.

Unser erster Gang war nach der berühmten Kathedrale, deren Grundsteinlegung in das 15 Jahrhundert fällt und bei deren Errichtung die Herren vom Kapitel einstimmig den großartigen Beschluß gefaßt hatten, einen so ungeheuren Dom zu bauen, daß bei dessen Anblick die späteren Generationen sie für wahnsinnig halten sollten. Sie haben auch achtzig Jahre lang fast ihr gesammtes Einkommen zum Bau verwendet, sich selbst aber während der Zeit auf Brod und Wasser gesetzt.

Die Alten, die ihre Götter dem Menschen nachbildeten und ihren Gottesdienst auf irdische Weise begingen, hatten auch ihre gottesdienstlichen Gebäude nach horizontalen, der Erde parallel laufenden Linien construirt. Daher ihre niedrigen, breiten und flachen Tempel. Durch das Christenthum erhielt die Baukunst, wie jede andere Kunst, einen neuen Aufschwung. Die christliche Religion stellte an die Gebäude, welche ihrem Dienste geweiht sein sollten, nothwendiger Weise die neue Forderung, daß sie in ihrem Baustyl der Idee des Christenthums möglichst entsprechen, dasselbe gewissermaßen plastisch darstellen sollten. Dieser Anforderung genügte am vollkommensten der sogenannte gothische Baustyl, der im eilften und zwölften Jahrhundert über ganz Europa fast zu gleicher Zeit sich ausbreitete, ohne daß sich nachweisen läßt, wo er eigentlich herstammt. Das Grundbestreben in demselben ist möglichstes Vorherrschen der verticalen und Vermeiden der horizontalen Linie. Hieraus entstanden die hohen Thürme, die schlanken Strebepfeiler, die Spitzbogen, die schmalen und langen Fenster, die dünnen Einfassungen derselben, welche sich wie Bänder darum schlingen, die spitzenartigen Verzierungen an den Seitenwänden und Giebeln, welche die nicht immer zu umgehende horizontale

Linie unterbrechen. Die Leichtigkeit des Gebäudes nimmt in dem Maße zu, als sich dasselbe erhebt, daher scheinen die oberen Theile nicht auf den unteren zu ruhen, sondern daraus hervorzuspringen.

Der Dom von Sevilla veranschaulicht in seinem inneren Ausbau eine der edelsten und reinsten Schöpfungen des gothischen Baustyls. Die äußere Architectur dagegen ist weniger correct und ermangelt theilweise der leichten Verzierungen und Steinarbeiten, die man bei gothischen Domen anzutreffen gewohnt ist. Ueberdieß wird der Totaleindruck von außen durch den Anblick mehrerer, in ganz anderem Style errichteter, Kapellen, welche in neuerer Zeit angebaut worden sind, gestört. Diese Seitenkapellen bemerkt man im Innern nicht, wenn man sie nicht ausdrücklich aufsucht. Der gothische Baustyl war im 15 Jahrhundert schon allgemein durch den neuen italienischen verdrängt worden, man ist daher erstaunt, noch aus dieser Periode einen rein gothischen Bau anzutreffen. Wenn man in den Dom tritt, wird man zunächst durch den nach allen Seiten begrenzten ungeheuren Raum, in dem eine mystische Dunkelheit die ferneren Theile des Gebäudes halb verbirgt, wunderbar überrascht. Die gemalten Glasscheiben dämpfen die hereinbrechenden Lichtstrahlen und färben sie auf mannich-

faltige Weise. Den schönen, grauen Sandstein, der als Baumaterial gebraucht worden ist, hat man begreiflicher Weise sowohl nach Innen als nach Außen in seiner Naturfarbe gelassen. Die Kirche selbst theilt sich in fünf Schiffe von gleicher Höhe und Länge. Das Mittelschiff ist etwas breiter, als die übrigen. Ungeachtet der Beraubung der Kirchen und Klöster, die zu verschiedenen Zeiten stattgefunden hat, besitzt der Dom von Sevilla, auch nach dem Verluste des größten Theils seiner Einkünfte, noch unermeßliche Schätze an goldenen und silbernen Geräthen, Meßgewändern, Edelsteinen und besonders an Gemälden von der Hand der ersten Meister; namentlich ragt über alle ein heiliger Antonius von Murillo hervor, ein Bild, das er in den begeistertsten Stunden seines Lebens geschaffen hat. Der Heilige kniet vor dem Christuskinde, das ihm in den Wolken erscheint, umflossen von einem strahlenden Lichte; Chöre von Engeln umschweben den himmlischen Knaben und reichen fast bis zu der Erde nieder. Das Kind blickt voll Huld auf den Heiligen herab, und dieser in frommer Andacht zu ihm empor. Nicht minder anziehend ist ein anderes Bild von demselben Meister, welches unter dem Namen des Schutzengels bekannt ist. Der Knabe Jesus wird von einem Engel an der Hand

geführt. Schwärmerische Andacht, Demuth und Buße walten in dem ersten, beglückende Frömmigkeit und Unschuld in dem zweiten Bilde.

Es würde ermüden, wollte man alles Einzelne beschreiben, was in dieser kostbaren Kirche und in den Nebenkapellen aufgehäuft ist. Hier bewundert man das Holzschnitzwerk des Chors und die prächtige Einfassung der Orgel, dort wird unsere Aufmerksamkeit an den Grabstein von Ferdinand Columbus, dem Sohne des Weltentdeckers, gefesselt. Die Asche des Helden selbst, der jene Familie berühmt gemacht, ruht nicht hier, obgleich die Inschrift auf ihn bezogen werden könnte: A Castilla y a Leon Otro mundo diò Colon*). Kleine Galeeren, Schiffe, die mit Segel und Ruder zugleich gehen, sind dort in den Stein gegraben und geben einen Begriff von den elenden Fahrzeugen, mit welchen man die neue Welt entdeckte. Die ganze Seitenwand einer Kapelle ist mit der riesenhaften Freskodarstellung eines heiligen Christoph, der das Christuskind durch einen Bach trägt und dieser Last beinahe zu erliegen scheint, geschmückt. In einer anderen Kapelle werden goldene und silberne Geräthe und allerlei Kleinodien gezeigt,

*) An Castilien und an Leon gab Columbus eine andere Welt.

worunter sich auch der Thorschlüssel von Sevilla befindet, welcher zugleich mit der Stadt Ferdinand VII übergeben wurde. Auf dem Barte desselben stehen die Worte eingegraben: „Dios abrira, el Rey entrera,“ eine Prophezeihung, die eher von den Siegern nachträglich aufgesetzt sein dürfte, als von den Mauren, die sich schwerlich mit spanischen Inschriften zur Verkündigung künftiger Niederlagen abgegeben haben.

Neben dem Dome steht der Glockenthurm, die sogenannte Giralda, ein Gebäude, dessen untere Hälfte von den Mauren herstammt und ihnen einst als Minaret gedient hatte. Dieser Theil des Thurmes ist sehr geschmackvoll aufgeführt, breit und dennoch leicht, solid und dennoch zierlich, mit scharfer Profilirung und Harmonie in den Verhältnissen. Der weitere Aufbau sticht unvortheilhaft dagegen ab; er rührt von einem christlichen Baumeister her, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, so hoch zu bauen, daß man sich oben mit den Engeln des Himmels unterhalten könnte. Wenn er auch letzteren Zweck nicht erreicht und dazu den schönen Unterbau durch einen Rococco-Aufsatz verunstaltet, so genießt man doch von seiner Höhe den Anblick eines prachtvollen Panoramas. Schwere Wolken zogen eben an der Sonne vorüber und verhüllten uns ihre Strahlen,

während letztere die fernen Spitzen der Sierra Morena hell beleuchteten. Die ganze Landschaft blühte im ersten Frühlingsgrün; ein wohlthuender, warmer Regen war kurz vorher gefallen, die Luft durchsichtig, rein und mild. Sie erlaubte auch die entferntesten Gegenstände deutlich zu sehen, und doch war in dem Bilde nichts Hartes oder Grelles, wie auf den Bildern vieler Maler, die dadurch südliche Gluth und Durchsichtigkeit der Luft auszudrücken glauben.

Im Vordergrunde erblickt man den Dom und die Stadt mit ihren weißen Häusermassen, grünen Gärten und schattigen Spaziergängen; weiterhin fließt der Strom, dessen vielfältige Krümmungen das ganze Thal durchschneiden, dann streift der Blick über die zwar grüne, aber baumlose und menschenleere Ebene an beiden Seiten des Guadalquivir, auf welcher sich nur wenige Dorfschaften und Baumgruppen abzeichnen. Es ist schon bemerkt worden, daß im südlichen Spanien selbst die ackerbautreibende Bevölkerung, der Unsicherheit des platten Landes wegen, sich nicht gern in Dörfer vertheilt und lieber in Städte zusammendrängt, daher auch die Einwohnerzahl derselben verhältnißmäßig so beträchtlich ist. Gegen Norden und Westen wird die Aussicht durch die Ausläufer der Sierra Morena und

der Sierra de Aroche begrenzt, und gegen Süden durch die der Sierra di Ronda. Dieß große, viereckige Gebäude zu unsern Füßen ist die Lonja, das Archiv für Amerika, wo, mit den Briefen eines Christoph Columbus, eines Pizarro, eines Ferdinand Cortes angefangen, bis auf die neuesten Zeiten alle auf Amerika bezüglichen Akten und Correspondenzen aufbewahrt werden. In Schränken und auf Repositorien findet sich dort die Erinnerung an die einstige Größe Spaniens.

Neben der Lonja, nur einige Schritte weiter, steht das alte maurische Schloß Alcazar, das, wie Alhambra in Granada, einen ganzen Stadttheil ausmacht. Das Hauptgebäude befindet sich ungefähr in der Mitte des Raumes und ist von vielen größeren und kleineren Häusern, maurischen und christlichen Ursprungs, umgeben; dazwischen sind Gärten im orientalischen Geschmack mit Cedern, Palmen und Cypressen; hohe Mauern trennen die einen von den anderen, je nach der früheren Bestimmung derselben. Dieser Garten war für die erste Sultanin, jener für die übrigen Frauen; in einem dritten wurde den Männern der Zutritt zum Kalifen gestattet, und er selbst erging sich dort, wenn er ungestört sein wollte. Die Gärten werden noch so erhalten, wie die Spanier sie von den Mauren überkommen haben. Aber

die unübersteiglichen Scheidewände, welche die maurische Sitte gezogen hatte, sind gefallen; das Publikum darf hier überall umhergehen. Das ganze Viertel ist mit einer Mauer umgeben und mit Thürmen flankirt. Einige hundert Schritte weiter, in derselben Richtung, ist wieder ein mit Wällen und Gräben befestigter Ort; das ist die große Tabaksfabrik. Dort wird der größte Theil des Tabaks, den Spanien jährlich verbraucht, präparirt; zwölf- bis funfzehnhundert Frauen und Mädchen sind mit dem Drehen von Cigarren beschäftigt und vierzig bis funfzig Paar Maulesel treiben die Walzen, welche den Schnupftabak zubereiten. „Die spanische Regierung scheint also die Dampfkraft noch nicht zu kennen, da sie so viele Pferde und Menschen in Bewegung setzt?“ — „„Nein,““ sagte der Führer, „„und das ist ein Glück, denn was sollte aus diesen armen Mädchen sonst werden? Es sind gar niedliche Gesichter unter ihnen, kommen Sie herunter, Sie sollen selbst darüber urtheilen. Diese Cigarreras sind sehr ausgelassen, nehmen Sie sich in Acht, wenn wir dieselben besuchen, daß Sie nicht die Zielscheibe ihres Witzes werden. Die Anstalt trägt auch dem Staate viel ein, aber es ist kein Wunder; dieser kauft alle Tabaksblätter im Lande und verfertigt so schlechte Cigarren, daß selbst die Cigarreras,

die während der Arbeit rauchen können, so viel sie wollen, keine Lust haben, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen.''

Wir folgten dem Führer nach der Fabrik. Am Eingang stand ein doppelter Wachposten, dann gelangten wir über eine Zugbrücke in einen großen Hof. Ein Aufseher kam uns entgegen und führte uns erst in dem untern Raume, wo der feine Spagnol bereitet wird, umher. Die ganze Luft war hier dermaßen mit herumfliegenden Atomen von Schnupftabak geschwängert, daß ich mich des Niesens nicht erwehren konnte. Im ersten Stockwerk hausten in unermeßlich langen Sälen die Cigarreras. Jeder Saal hatte seine Aufseherin in der Person einer ältlichen Matrone, eines Grenadiers von Frau, die gewiß ihre Faust so gut wie ihre Stimme zu gebrauchen wußte, denn es soll zuweilen zu heftigen Wortwechseln und Auftritten unter der arbeitenden Menge kommen. Die Cigarrera von Sevilla ist, wie die Manola von Madrid, ein Typus der niederen spanischen Volksklasse. Hier saßen sie in Gesellschaften von acht bis zehn um runde Tische beisammen. Jede hatte fertige Arbeit vor sich liegen; hinter den Etablissements waren Ständer, wo die gerollten Cigarren in Päckchen von 25 Stück aufgeschichtet wurden, und daneben lagen

in Körben die getrockneten Tabaksblätter, die gerollt werden sollten. Hübsche Gesichter fanden sich wenige; überdieß waren sie aus dem Schmutz und der Nachlässigkeit des Anzuges kaum heraus zu erkennen, aber lustig und keck waren diese Mädchen und es dauerte nicht lange, so gab unser gebrochenes Spanisch ihnen Anlaß, uns auszulachen.

Der Alcazar ist schon erwähnt worden. Wir besuchten das Innere desselben, das mit viel Kunst restaurirt wird; denn der barbarische Geschmack des vorigen Jahrhunderts hatte es zugelassen, daß man dessen reich gemalte und mit Inschriften verzierte Wände durch einen Kalküberzug bedeckte. Man hat jetzt diese Kalkdecke großentheils schon weggeräumt und die Arabesken und durchbrochenen Steinarbeiten in ihrer ursprünglichen Feinheit wieder hergestellt. Sehr schön ist der patio delas donzellas, sogenannt, weil in früheren Zeiten der von den Christen jährlich zu entrichtende, aus Jungfrauen bestehende Tribut, von den Mauren in diesem Hofe in Empfang genommen wurde. Die sala de los embajadores ist der große Audienzsaal, der, obgleich etwas beschädigt, durch die in dem oberen Theile errichteten Galerien noch heut zu Tage ein schönes Denkmal maurischer Baukunst ist. Das Deckengewölbe ist herrlich

und erhebt sich in reichster Farbenpracht gold, roth und blau, als ob lauter Krystalle über und neben einander hingen. Die Thüren sind von geschnitztem Holze, die Fußböden von Marmor. Die anstoßenden Gemächer sind klein und wenig erleuchtet. Dagegen ist auf die Ausschmückung der patios eine besondere Sorgfalt verwendet worden. Man sieht, daß die Mauren mehr im Freien saßen und lebten, als in ihren Zimmern. Letztere sind überdieß gegen die inneren Höfe nur selten zu verschließen.

Den Sonntag war bei Italica, drei Viertelstunden vor den Thoren der Stadt, ein Volksfest. Wir mietheten eine songenannte barucha, einen zugemachten, viersitzigen Wagen, der oben breit, unten spitz war und anstatt in Federn zu hängen, nur auf Riemen ruhte. Fünf Maulesel waren vorgespannt, je zwei und zwei; einer zog an der Spitze und wurde mit langen Leitseilen gelenkt. Die in der Mitte angespannten Maulesel gingen ganz frei und gehorchten nur der Stimme des Mayoral. Sie waren mit gelb und rothen Quasten geschmückt und trugen Schellen. Außer dem Mayoral, der ruhig auf dem Bock sitzt, gehört noch zu einem derartigen Gespann ein sogenannter Zagal, d. h. ein Laufbursche, der abwechselnd nebenher rennt, um die Thiere mit seinem

Stocke anzutreiben, und im vollen Galopp auf den Bock springt, um auszuruhen. Jeder Maulesel hat seinen besondern Namen. Der Mayoral spricht fast fortwährend mit seinem Gespann und ermahnt mit lautem Zuruf bald den platero, bald die valorosa oder generosa ꝛc.

Italica war sonst eine bedeutende römische Kolonie, deren Ueberreste aber jetzt nur wenig Interesse darbieten, weil man, weit entfernt, dieselben zu erhalten, alles brauchbare Baumaterial zu Bauten in Sevilla verwendet hat. Die Trümmer eines römischen Bades und Circus, die gezeigt werden, sind kaum der Erwähnung würdig. Letzterer ist überdieß halb mit Erde verschüttet. Für die ehemalige Größe Italica's spricht nur noch die große Anzahl römischer Münzen, Vasen und sonstiger Gegenstände, die man in der ganzen Umgegend gefunden hat und noch findet, so wie der Umstand, daß die meisten Marmorsäulen, welche die patios von Sevilla zieren, hier ausgegraben worden sind.

Das Volksfest hatte eine Menge Landleute angezogen. Viele begegneten uns zu Pferde mit einer Frau oder einem Mädchen hinter sich; die Sättel, die lang und flach sind, scheinen zu diesem Zwecke gebaut. Die Frau sitzt seitwärts hinter dem Manne, hat den linken Arm um seine Hüften und um die rechte Hand ein Tuch

geschlungen, das unter dem Schweife des Pferdes zusammengebunden ist. So reiten sie meilenweit über Land, das Pferd schnaubt, die kurzen Röcke fliegen, und der vorüberziehende Fremdling sieht ihnen lächelnd nach. Bei einer einsamen Schenke hatten sich viele Wagen und Reiter versammelt; auf dem Rasen wurde der bolero getanzt. Einige umstanden die tanzenden Paare und zollten ihnen Lob oder Tadel; ein Dudelsack war das ganze Orchester. Mehrere markirten mit Castagnetten oder Händeklatschen den Takt zum Tanze, Andere sangen dazu. Alles war ächt volksthümlich, die Tracht nicht ausgenommen, denn selbst die Städter, welche sich eingefunden hatten, trugen sich wie ächte majos. Einige Wasserverkäufer hatten ihre Zelte auf dem Platze aufgeschlagen und reichten Limonade und Orangeade oder klares Wasser mit Biscuit von Zuckerschaum. Da wird nicht geschmaust und gezecht, wie in andern Ländern, jeder bleibt mäßig, nüchtern und ernst.

Weil Fremde auf dem Lande eine seltene Erscheinung sind, so erregten wir bald Aufsehen mit unserer ausländischen Tracht, den Lorgnetten und der fünfspännigen Equipage. Es schien als gefielen wir diesen genügsamen Leuten. Die Frauen zeigten mit Fingern auf uns, winkten und lächelten uns zu, als wir rasselnd vorbei-

fuhren und sie durch die Lorgnette beäugelten, wir winkten ihnen wieder und wären sicherlich recht gute Freunde mit allen geworden, wenn wir Zeit dazu gehabt hätten.

Auf dem Rückwege begegnete uns ein Eilwagen, dessen neun Maulesel und Pferde mit verhängten Zügeln dahin jagten. Ein kleiner Bursche saß auf dem vordersten Pferde und galoppirte immer zu, unbekümmert um Alles, was sich etwa hinter ihm ereignen könnte. Der Mayoral hielt blos die Zügel der beiden Stangenmaulesel, alle übrigen waren ihrem Instinkte überlassen. Da in Spanien die Fahrtaxe der Eilwagen sehr hoch ist und letztere fast nur von den reichsten Leuten benutzt werden, so befindet man sich in denselben gewöhnlich in guter Gesellschaft. Man wird so schnell expedirt, als sich solches immer mit dem spanischen Charakter und der umständlichen Art anzuspannen verträgt. Man fährt jeden Hügel im Galopp hinan und im Schritt herunter und hemmt dabei womöglich noch ein. Jede Nacht wird angehalten. Mit der untergehenden Sonne erreicht man gewöhnlich das Nachtquartier. Man darf bis gegen Mitternacht oder ein Uhr schlafen, um welche Zeit aufgebrochen wird.

Das Sehenswertheste in Sevilla dürfte ohnstreitig nächst dem Dome das Museum sein, welches reich an

bedeutenden und werthvollen Kunstschätzen ist. Die Gemälde werden in einem ehemaligen Kapuzinerkloster aufbewahrt, dessen Zellen in große Säle und dessen Kirche in eine Kunstakademie verwandelt worden sind. Die Anordnung selbst läßt nichts zu wünschen übrig. Die Gemälde hängen im besten Lichte, der freie Eintritt in das Museum ist täglich gestattet. Das Erste, was ich that, war, den Murillosaal aufzusuchen, in welchem sich achtzehn Gemälde dieses großen Künstlers befinden. Es sind alles Meisterwerke von bezaubernder Wirkung. Wir setzten uns, an die Wand gelehnt, den Bildern gegenüber auf den Fußboden und beugten uns vor der Größe des Malers. Das Ueberraschendste in seinen Bildern ist das wunderbare Colorit. Die Stimmung, aus welcher die ganze Darstellung hervorgegangen ist, die herrschende Idee in derselben, hängt schon mit dem Colorit so innig zusammen, daß der Zuschauer unwillkührlich beim ersten Blick in eine analoge Stimmung versetzt werden muß. An Tiefe und Durchsichtigkeit der Töne ist Murillo unübertrefflich und dabei bewahrt er eine große Einfachheit in der Wahl der Farben. Durch die künstlerische Vertheilung von Schatten und Licht bringt er die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Ein mystisches Dunkel breitet sich gewöhnlich über seine

Bilder aus; nur die Hauptfiguren sind sehr licht gehalten und treten bestimmt und klar aus den sie umgebenden Gestalten hervor. Man begreift gleich die Handlung und versteht den hohen Sinn des Malers. Zugleich wird man gewissermaßen in ein ideelles Leben versetzt, denn es ist augenscheinlich, daß in der herrlichen Klarheit des Lichtes und seiner Durchsichtigkeit, in der mystischen Dunkelheit der Schatten etwas Ueberirdisches liegen müsse. Dazu erhöhen noch eine gewisse Unbestimmtheit in den Contouren und die vollkommenste Harmonie in der Wahl und Zusammenstellung der Farben den poetischen Zauber. Es können natürlich hier nur die besten Schöpfungen dieses Künstlers gemeint sein, denn es ist bekannt, daß er zu verschiedenen Perioden seines Lebens in ganz verschiedener Weise gemalt hat. Im Jahre 1618 zu Sevilla geboren, arbeitete er daselbst zuerst unter der Leitung des Juan del Castillo und folgte in seinen ersten Arbeiten der damals in Spanien herrschenden Kunstrichtung der florentinischen Schule, welche ihm zum Vorbilde diente. Im Jahre 1643 reiste er nach Madrid, wo damals schon große Kunstschätze aufgehäuft waren und sich eine namhafte Schule von spanischen Künstlern gebildet hatte. Er arbeitete ein paar Jahre unter der Leitung von Velas-

quez und copirte einige Titiane. Seine Gemälde aus der damaligen Zeit tragen noch nicht das Gepräge der hohen, bezaubernden Originalität, welche die späteren auszeichnet, und lassen die Einwirkung theils seines Lehrers, theils der Vorbilder, die er sich gewählt hatte, verspüren. Erst als er 1645 nach Sevilla zurückgekehrt war, entfaltete sich seine ganze Kraft und Eigenthümlichkeit. Seine schönsten Gemälde fallen in diese und in die spätere Periode seines Lebens. Bei dem Anschauen von Murillo's Gemälden ist mir öfters die Erinnerung an Shakspeare vor die Seele getreten. Jene höhere Vollendung des Künstlers in der Composition, in der harmonischen Unterordnung aller Theile unter ein sie zusammenfassendes und beseelendes Ganze, unter die Hauptidee, in Zeichnung, Haltung und Färbung, in der vollständigen Beherrschung aller Mittel zur Ausführung, das ist an Shakspeare, wie an Murillo, das wahrhaft Große und Bewunderungswürdige. Beiden ist Mangel an Correctheit vorgeworfen worden; beide haben vornehme Aesthetiker für Naturkinder gelten lassen wollen; aber schon A. W. von Schlegel hat gezeigt, wie gerade dasjenige, was dürftige Seelen Formlosigkeit und Unwissenheit nennen, im Wesen der Romantik gegründet, welcher nur ein Ziel heilig ist — die Poesie.

Murillo kannte nicht die Alten, die immer etwas Gemachtes und Typisches haben; sein Vorbild war die Natur, die er idealisirte. Seine gesunde Phantasie erzeugte nie etwas Krankhaftes, und eben so wenig überließ sie sich den Reizen der Sinnlichkeit. Seine Bilder haben nie etwas Lüsternes, Verführerisches, wie manche Gemälde aus der guten Zeit der italienischen Schule. Seine Muse diente allein der Kirche und der Religion. Dabei ist seine Auffassungsweise rein menschlich und natürlich. Seine Heiligen sind nicht vergötterte, sondern veredelte Menschen; wie denn auch seine Jungfrauen nicht das Gepräge einer überirdischen Zartheit und Heiligkeit an sich tragen, sondern nur Vorbilder der Edelsten ihres Geschlechtes sind. Er hat namentlich sehr viele Jungfrauen der Conception gemalt, welche auf der Mondsichel stehend, von Engeln getragen und umgeben dargestellt sind, liebe, frische Gesichter, die zugleich den Ausdruck der reinsten Unschuld tragen. Der göttliche Geist, der in ihnen lebt, hat die Form, die prächtig und edel dasteht, nicht zerstört, sondern nur idealisirt. Das tiefe, große und schwarze Auge verläugnet die Vorbilder nicht, welche dem andalusischen Maler vorgeschwebt haben, aber ihre Gluth der Empfindungen, ihre Tiefe des Gefühles werden durch den sanften Schein

der blonden oder braunen Haare gemildert. Die Heiligenbilder von Murillo sind frei von der Steifheit, welche die Gemälde der älteren und ernsteren italienischen Schule charakterisirt, Gemälde, in denen der tiefe religiöse Gedanke des Bildes die künstlerische Darstellung vielleicht zu sehr beherrscht; aber eben so sehr sind sie frei von der in Italien schon mit Rafael sich einschleichenden sinnlichen Auffassung. Die spanischen Maler zeichnen sich überhaupt durch große Decenz in ihren Bildern aus und namentlich ist hierin Murillo mit gutem Beispiele vorangegangen, während Rafael zur entgegengesetzten Richtung hinüberleitete. Merkwürdig ist, daß in einem Lande, wo die Sitte so frei ist, die Malerei sich so keusch erhalten hat.

Zur besseren Anschauung des eben Gesagten will ich unter vielen nur einiger Bilder erwähnen und diese Schilderung den Reisebriefen der Gräfin Hahn-Hahn entlehnen, welche mit der ihr eigenthümlichen, geistreichen Auffassungsweise für das Naheliegende eine recht lebendige Darstellung giebt.

„Im Museum," schreibt die Gräfin, „führe ich Sie zuerst vor den St. Thomas von Villanueva; das ist ein Bischof, der einem halben Dutzend Armen Almosen giebt. Im Jenseits der Berge habe ich von Rafaels

Transsfiguration gesagt: sie vereine allen Jammer der Erde und alle Seligkeit des Himmels oder ungefähr so, genug ich meinte, man sieht dort den Himmel offen. Im St. Thomas hat sich der Himmel auf die Erde und zu ihren Leiden herabgeneigt und seinen Frieden, seine Milde, seine lichtvolle Seligkeit in ein einziges Menschenantlitz gegossen, in eine Creatur unseres Geschlechts, unseres Gleichen, die auf unseren alltäglichen Wegen gegangen ist, unsere stillen Schicksale gehabt hat, die kein Prophet war, kein Apostel, nichts von dem, wozu man außerordentliche Gaben und Gnaden voraussetzen muß, sondern ein schlichter Mensch wie ich, wie Sie! — Es geht nichts Ungewöhnliches in ihm, mit ihm vor. Er schwebt nicht in Extase, er hat keine Vision, er flüchtet sich nicht ins Gebet vor den Anfechtungen und Qualen der Erde, er steht da in der Vorhalle seines Hauses und vertheilt Almosen. Gedanke und Composition sind ganz einfach, ganz natürlich, und eben dadurch so eindringlich und ans Herz klopfend, daß es einem gar nicht aus dem Sinn will. St. Thomas steht, weiß und schwarz, wie ein Dominikaner, gekleidet, mit Bischofsmütze und Krummstab in der Linken, neben einem Tische, worauf die Bibel liegt, und giebt mit der Rechten einem Bettler Almosen, der halb nackt vor ihm

kniet und Ihnen den Rücken zuwendet. Der Bettler ist wohl lahm, denn er hat sich mühsam an einem Stocke aufgerichtet, um die Gabe zu empfangen. St. Thomas blickt zu ihm nieder, daher sehen Sie nicht seine Augen, aber Sie fühlen den Blick in Ihrer Seele, mild wie der Sternenhimmel, warm wie der Sonnenstrahl, klar wie der Tag, von oben herabkommend wie alles Gute! St. Thomas ist ein alter Mann, aber kein Greis, keine Spur von Gebeugtheit, von Hinfälligkeit. Man sieht's ihm an, daß die Menschengestalt vergänglich, aber nicht, daß sie Staub und Asche ist. Er ist nicht zu fern vom Mannesalter, um nicht mehr die Stigmate des Lebens, die tiefen Furchen der Leidenschaften im Antlitz tragen zu können; aber er hat keine wie dort der St. Augustin; sie zogen an seiner Seele wie Wolken vorüber, sie haben sie nicht wie der Blitz flammend zerspalten; darum ist seine Stirn jung und frisch, und der Bogen der schönen schwarzen Augenbrauen unverkrümmt. Die Schmerzen des Lebens werden für manche Seelen zu Diamanten, aber erst nachdem sie selbst mit unsäglicher Anstrengung sie geschliffen haben; für ihn waren sie immer nur wie Thautropfen, welche die Sonne aufzehrt, nachdem sie sich darin gespiegelt hat. Ist's denn möglich, daß dieß Alles in einem Menschenantlitz

liege und noch dazu in einem gemalten? O ich versichere Sie, noch viel mehr! Es giebt nur gar keine Bezeichnung für dieß Erbarmen, das doch nicht traurig, für dieß Lächeln, das doch nicht heiter aussieht. Er steht um eine Stufe höher als die übrigen; hinter ihm seitwärts wird ein Fenster sein; es ist unsichtbar, aber das Licht kommt von dort, und so macht es sich denn ganz von selbst, daß sein himmlischer Kopf in einer höheren helleren Sphäre ruht. Das ist seine einzige Glorie. Zur Linken von St. Thomas neben dem knienden Manne steht ein armer kranker Knabe und sieht den Heiligen mit einer Zuversicht an, wie sie nur ein Kind haben kann, weil es noch nicht darin getäuscht worden. Er bittet nicht, er erwartet nur, aber so sicher wie vom lieben Gott. Es ist ein armer, schmutziger, häßlicher Bube mit einem kranken Kopfe; wer kein großes Mitleid mit ihm hat, wird Widerwillen gegen ihn haben, darum jammert er einen doppelt. Ein Greis, der gesenkten Hauptes dasteht, und eine Frau mit jenem bitteren Ausdruck, den die Gewohnheit des Elends mancher Physiognomie einprägt, schließen dort die Gruppe. Zur Rechten des Bischofs ganz im Vorgrund sitzt eine Frau auf der Erde, und ihr Kindchen wirft sich ihr jauchzend in den Schooß, indem es ihr das Geld zeigt,

welches es so eben empfangen hat, und sie sieht so freundlich und so heiter das Kind an, als ob sie nicht ein bettelarmes Weib wäre. Diese herzige, unschuldvolle Gruppe macht einen trostreichen Gegensatz zu jener, auf der das Unglück mit seinem ganzen Gewicht lastet. Von der meisterhaften technischen Vollendung des Bildes, von der schwebenden Leichtigkeit der Gruppirung, der bestimmten Zeichnung, der klaren Farbe, dem lebendigen Colorit wissen nur Sachverständige würdig zu sprechen, das ist nicht mehr mein Fach.

Nun dieß Bild: ein Mann und ein Kind — Beide die Schönsten, die ich in meinem ganzen Leben gemalt und ungemalt gesehen habe; St. Jose und der kleine Christus. Ich weiß nicht, weshalb die Maler den heiligen Joseph immer wie einen kahlköpfigen Greis vorstellen! sie wissen's vermuthlich selbst nicht. Murillo malt ihn ganz anders, als schönen, ernsten, höchstens vierzigjährigen Mann. Wie dem die Resignation gut steht, ganz anders gut als dem Greise, das haben sich die anderen Maler gar nicht vorstellen können! dazu gehörte eben Murillo's unbegreiflich tiefe Erkenntniß der Seelen. St. Jose steht gerade vor Ihnen, ein großer schlanker Mann, schwarz von Auge, von Haar und Bart, im langen, dunkelbraunen Kleide. Er sieht zum

Bilde heraus, gedankenvoll, sorgenschwer, tiefsinnig die wundersame Zukunft des wundersamen Kindes ermessend, bei dessen Geburt die Engel Halleluja sangen und der jetzt unbefangen und sorglos in seinen Armen ruht. Es steht neben ihm auf einem Sockel von Marmor, hält in der Rechten einen Zweig mit weißen Blumen, die wie Tuberosen aussehen, und lehnt das Köpfchen zurück und an St. Joses, als ob es müde sei. Die volle unnachahmliche Grazie der Kindheit, wie es so nachlässig halb steht, halb liegt, wie es die Arme hängen läßt, wie es mit den großen, duftigen, braunen Augen so sorglos träumerisch und doch so seltsam ahnungsvoll Sie anschaut, wie es ein lilafarbenes Kleidchen anhat, aus dem Hals, Füße und Arme so frisch und weich zum Vorschein kommen, ist zauberhaft auf der Leinwand festgehalten. Es kommt mir vor wie der Abdruck eines Kindes."

Nach einem so langen Verweilen bei Murillo dürfte es ermüden, die Schöpfungen der übrigen spanischen Maler, von denen sich vergleichsweise nur mittelmäßige Bilder hier vorfinden, ausführlich zu schildern, und erwünscht sein, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Wer die Riberas, Velasquez, Alonso Cano, Luis de Vargas, Herrera, Berruguete, Jiordano &c. studiren will, muß

nach Madrid reisen, wo zwei Museen und verschiedene Schlösser Schätze aufzuweisen haben, die von der Welt nur zu wenig gekannt sind.

Sevilla besitzt auch noch in der Kirche der Caridad einige der werthvollsten Murillo's, unter anderen ein prächtiges Bild, welches Moses mit dem jüdischen Volke in der Wüste darstellt. Jenes Wunder, daß aus einem Felsen eine Quelle frischen Wassers zur Labung der Verschmachtenden hervorquillt, hat sich eben zugetragen. Hierbei bildet der heilige Ernst der Einen, welche von der sichtbar rettenden Nähe der Gottheit ergriffen sind, und der gierige Trieb der Anderen nach Befriedigung ihres Durstes einen tiefergreifenden, überraschenden Contrast.

In der Caridad ist der durch Mozarts Oper allgemein bekannte Don Juan begraben, der nicht allein keine mythische Person war, sondern viel mehr Streiche begangen hat, als im Verlaufe einer Oper aufgenommen werden können. Er starb als reuiger Sünder und bestimmte in seinem Testamente, daß er auf dem Wege vor der Kirche begraben sein wollte, damit alle fromme Seelen, die zur Kirche gingen, über sein Grab treten möchten. In Betracht dieses frommen Wunsches und seiner letzten Bußfertigkeit haben aber die Mönche ihn

in das Innere der Kirche aufgenommen und dort begraben lassen.

Schon drängte die Zeit zur Rückkehr nach Lissabon, welche Reise ich, um der Seekrankheit auszuweichen, zu Lande zu machen beschloß. Ich bedurfte hierzu eines Pferdes, zu dessen Ankauf sich gerade die beste Gelegenheit bot, da am folgenden Tage ein Stiergefecht in Sevilla stattfinden sollte, welchem beizuwohnen eine Menge Pächter und Landleute aus der Nachbarschaft in die Stadt strömten. Da ich in Sevilla vollkommen fremd war, so verfiel ich zur Erreichung meines Wunsches auf Folgendes. Ich ging mit dem Grafen Münster auf der Alameda spazieren und hielt Jeden, der vom Lande hereinritt und dessen Pferd mir gefiel, mit der Frage an, ob er es nicht verkaufen wolle. Unter sechs Personen, die ich deshalb fragte, waren fünf hierzu geneigt, so daß in Kurzem nur die Wahl noch Schwierigkeiten bot. Am folgenden Tage wurde ich mit einem wohlhabenden Pächter Handels einig und kaufte einen prächtigen Schimmelhengst.

Das Theater in Sevilla wird wenig besucht; die Volksbelustigungen der Spanier sind anderer Natur. Stier- und Hahnengefechte, Kegel- und Wurfsteinspiele, Kirchenfeste und Spaziergänge, Musik und Tanz, das

sind ihre Vergnügungen. Wenn nicht ein neues Stück aufgeführt wird, findet sich auch die vornehme Welt nicht im Theater ein. Das Innere des Hauses ist geräumig, aber ohne alle Ausschmückung. Wände und Decken sind hellgrau, Stühle und Bänke ungepolstert; die Decorationen sehr einfach. Auf das Schauspiel folgte ein reizender bolero, der mit vollkommenem Anstand und natürlicher Grazie getanzt wurde. Da war nichts von außerordentlichen Pas und Sprüngen zu sehen. Die spanischen Tänze werden auf der Bühne beinahe wie außerhalb derselben getanzt, nur mit dem Unterschiede, daß hier weit mehr Rundung und Grazie in den Bewegungen stattfindet. Der Oberkörper hat fast bei allen spanischen Tänzen die Hauptrolle. Das ist ein beständiges Wiegen und Schmiegen, ein vor- und rückwärts Biegen, Drehen und Wenden. Die spanischen Tänze sprechen zu den Sinnen lauter und deutlicher, als andere. Doch wozu noch Details! Ein bolero, ein fandango, eine seviliana, ein lole, ein sapatero, oder jaleo, oder wie die Tänze alle heißen mögen, sind schon vielfach beschrieben worden. Mit Ausnahme des sapatero und lole werden sie paarweise getanzt. Am ausgelassensten sind die von den Zigeunern entlehnten Tänze, welche oftmals geradezu das

Anstandsgefühl verletzen. Man kann diese Leute in Triana, der Vorstadt von Sevilla, so wie auch in Granada, wo deren viele wohnen, in ihrer wilden Ursprünglichkeit beobachten. Ihre quittengelben Gesichter, ihre struppigen Haare, ihre scharfen Züge und der hervorstechende Knochenbau machen sie leicht von der spanischen Race kenntlich; dabei kleiden sich die Weiber in die grellsten Farben. Im Allgemeinen sind sie häßlich; doch sah ich einmal in Granada einige junge Zigeunerinnen, die recht hübsch waren.

Wenn Jemand Abends in dem Zigeunerviertel an einem Hause vorbeigeht, aus welchem das Fiedeln einer schlechten Geige und ein harter, unmelodischer Gesang ihm entgegentönen, so kann er dreist hineintreten, sobald er nicht zu werthvolle Gegenstände bei sich führt, denn die Race ist etwas diebisch. Für weniges Kupfergeld und einige Flaschen Wein wird ihm so viel vorgetanzt werden, als er nur begehren kann; je freigebiger er sich aber zeigt, desto mehr wird er angebettelt. Durch Wein und Tanz steigert sich die Lust der Tanzenden nach und nach mehr, als es dem nüchternen Zuschauer lieb sein kann. Ehe ein Tanz beginnt, trinkt jede Zigeunerin jedem Gaste zu und reicht ihm, nachdem sie selbst getrunken, ihr Glas. Dann stellen sich alle Paare in die

Mitte und beginnen eine Reihe verschlungener, höchst complicirter Figuren, die mit näselndem Gesang begleitet werden. Nach diesem tanzen sie paarweise oder einzeln, indem sie von Augenblick zu Augenblick ausgelassener werden. Dabei sind ihre Bewegungen eckig und ungraziös. Als ich sie in Granada sah, stiegen zuletzt einige Mädchen, denen der Raum des Fußbodens nicht mehr genügte, auf einen großen Tisch in der Ecke des Zimmers, um auf demselben ihren Tanz fortzusetzen

Auf die Vorstellung im Theater zurückzukommen, so wurde sie mit einem sogenannten Sainete, einem Possenspiel, geschlossen, welches halb einstudirt, halb improvisirt war. Es konnte somit je nach dem Anklange, den es im Publikum fand, verlängert oder verkürzt werden. Die Sainetes, welche fast jede ernste dramatische Aufführung in Spanien beschließen, sind gewöhnlich gegen die Geistlichkeit gerichtet, deren wirkliche Fehler und Lächerlichkeiten darin aufgedeckt oder ihr neue dergleichen angedichtet werden. Zuweilen, aber seltener, mischt sich die Politik hinein. Bei diesem Volke, das für bigott ausgeschrien ist, werden auf die freieste Weise Menschensatzungen und Vorurtheile von der Bühne herab ins Lächerliche gezogen. Daß darunter die wahren Interessen der Kirche und Religion zuweilen leiden müssen,

ist augenscheinlich, denn wer scheidet genau die Sache von der Person, und wer hält auf dem einmal betretenen Wege die Grenze zwischen dem, was zulässig oder unzulässig ist? Bei der Preß- und Redefreiheit, die in Spanien seit einiger Zeit herrscht, ist der Beifall des größeren Publikums, das an skandalösen Geschichten überall Vergnügen findet, fast der einzige Maßstab der Theaterdirection. Allerdings kommen dabei einige Rücksichten auf Polizei auch in Betracht, inzwischen sind die Sainetes so sehr im Geiste des Volkes, daß selbst von Seiten der Behörden selten Anstoß gefunden wird und namentlich in den Provinzen fast Alles durchgeht, was allerdings in der Tagespresse nicht gedruckt erscheinen dürfte.

XII.

Rückreise nach Lissabon.

In Begleitung eines Führers, der mich bis an die portugiesische Grenze nach Castillejos bringen sollte, trat ich am 10 April, indem ich mich leider von meinen bisherigen Reisegefährten trennen mußte, die Rückreise nach Lissabon zu Pferde an. Mein stolzer andalusischer Hengst, den ich Tags zuvor gekauft hatte, und mit dem ich jetzt einen Weg von etwa 50 Meilen zurückzulegen im Begriff war, flößte mir volles Vertrauen ein. Mein Führer war ein ausgedienter Gendarm, der mit mancherlei Erzählungen die Zeit zu verkürzen wußte.

Wir ritten den ersten Tag durch eine flache und menschenleere, aber ziemlich angebaute Gegend. Zuweilen kamen wir an einem einzelnen Kreuze vorbei, das, roh in Holz geschnitzt, vom Wege etwas abseits stand. Es war das Grabmal eines Reisenden, der an

dieser Stelle umgekommen war. „Unter jenem einfachen Kreuze mitten im Felde,“ sagte der Führer, „ruht ein Todter doch besser, als in dem Kirchhofe zu Sevilla; hier im Felde kann er verbleiben bis zu aller Welt Auferstehung, aber dort dürfen seine Knochen nicht über zwei Jahre in der Erde liegen. Nach dieser Zeit gräbt man sie aus, um sie auf die Mühle zu schicken. Die Engländer kaufen das Mehl und düngen damit ihr Land. So geht es aber uns Spaniern. Bei unseren Lebzeiten ziehen sie uns das Fell über die Ohren, und wenn wir sterben, können sie kaum erwarten, bis wir vermodert sind, um unsere Gebeine zu ihrem Nutzen zu verwenden. Wem viel daran gelegen ist und wer gut zahlt, kann nach zwei Jahren eine Gruft auf zwei weitere Jahre kaufen. Nach Ablauf derselben muß aber der Leichnam ausgegraben werden. Uebrigens sind wir in Sevilla nicht die einzigen, welche so mit den Todten verfahren; in Malaga und in anderen Orten wird es auch nicht anders gehalten.“ — Jetzt machte mich der Führer wieder auf ein Kreuz am Wege aufmerksam. „Hier,“ sagte er, „ist vor mehreren Jahren ein reicher Kaufmann ermordet worden, als er die Straße allein daher zog. Der Mörder war nicht etwa einer von der mächtigen Bande des Antonio, der damals im Lande

hauste. Diese haben ihre Hände mit dergleichen Schandthaten nie befleckt. Es war ein ratero (d. h. ein einzelner Dieb, der solches nur gelegentlich ist), welcher sich in den Hinterhalt gelegt hatte und den Kaufmann rücklings erschoß. Ich habe ihn später bei San Lucar einfangen helfen, und da er seines Verbrechens überwiesen wurde, so hat er dafür wie ein Schurke an einem Baume hängen müssen.

Damals haben wir auch mit Antonio's Bande manches Gefecht zu bestehen gehabt. Aber in einer regnerischen Octobernacht des Jahres 38 erhielten wir Kunde von dem Aufenthalte der Räuber, die sich auf einer einsamen venta, bei Niebla, versammelt hatten. Wir umstellten das Haus, drangen hinein und fingen die meisten von ihnen, nachdem wir ihren Führer, der sich verzweifelt wehrte, todtgeschossen hatten. Die ganze Bande war seitdem aufgelöst. Ich stand noch mehrere Jahre nach diesem Ereigniß in San Lucar, aber es durften sich keine Räuber im Lande mehr zeigen. Die paar rateros, die noch übrig sind, haben nichts zu bedeuten, und wenn man gut bewaffnet ist, wagt sich schon keiner von ihnen so leicht hervor. Es sind feige, verächtliche Schurken. Einen von ihnen, der noch lebt, kenne ich genau, und wenn wir ihm begegnen sollten,

so schieße ich ihn auf der Stelle todt. Es soll ihm aber auch kein Kreuz errichtet werden wie den ehrlichen Leuten, die er tückischer Weise umgebracht hat.

„Sehen Sie dort über dem Hohlwege," sagte der Führer nach einer Weile, „den großen Hund, der Wache steht? Man erblickt weit und breit keinen Menschen, dem er gehören könnte. Nehmen Sie Ihre Escopette und machen Sie sich schußfertig." Wir zogen vorüber. Der Hund blieb unbeweglich sitzen. „Hier ist es nicht recht geheuer," meinte der Führer, „der Herr des Hundes muß irgendwo verborgen liegen und das kann nur ein schlechter Patron sein, der sich am Tage versteckt." Nach einiger Zeit begegneten wir mehreren arrieros (Mauleseltreiber), die der Führer befrug, ob man den Fluß bei Niebla passiren könne oder den Umweg nach der eine Stunde höher gelegenen Furth machen müsse. Sie erwiderten mit einem Blick auf unsere monture, wir sollten nur hier durch den Fluß reiten, unsere Pferde seien ja nicht schwer beladen, wie die ihrigen, und könnten nöthigenfalls eine Strecke schwimmen. In wie weit der Reiter dabei durchnäßt wird, das ist ein Bedenken, welches keine Berücksichtigung findet. So kamen wir allerdings ein wenig triefend nach Niebla ins Nachtquartier.

Ein schlechteres Abendessen und Nachtlager kann einem nur in Afrika oder auf einer Feluke zu Theil werden. Ohne Bedauern wurde daher Niebla am folgenden Tage mit Sonnenaufgang verlassen. Die Reise fing an, mich zu ermüden. Nachdem wir den ganzen Tag geritten waren, näherten wir uns gegen Abend der rauhen Sierra, welche Spanien von Portugal trennt. Die Gipfel derselben waren mit Niederwald und mancherlei Gestrüpp bewachsen, ihr Fuß gut angebaut. Die Sonne schien uns gerade ins Gesicht, als sie hinter der Sierra unterging. Ihre letzten Strahlen vergoldeten den ganzen Horizont und färbten mit Purpur die vorüberziehenden Wolkengebilde. Es fing an zu dunkeln, und Castillejos, wo wir die Nacht zubringen wollten, war noch nicht zu erblicken. Der Führer hatte ein einziges Mal diese Gegend bereist; auch war kein Mensch zu sehen, bei dem man hätte Erkundigungen einziehen können. Nach langem Herumirren gelangten wir endlich — etwa in ein Dorf oder an eine gastfreie Hütte? — nein, an einen Kreuzweg, und da man sich für eine Richtung entscheiden mußte, so wurde es immer fraglicher, ob diejenige, die wir gewählt hatten, die rechte sei. Da sich der Pfad immer mehr gegen Süden wandte, so erklärte plötzlich der Führer, wir müßten offenbar den rechten

Weg verfehlt haben, und veranlaßte mich umzukehren, um den andern, der oben abgebogen hatte, aufzusuchen. Letzterer führte direct ins Gebirge. Ueberdieß verlor sich nach und nach seine Spur. Der Mond, der im ersten Viertel stand, ging jetzt unter und ließ uns in vollkommener Finsterniß. Unter solchen Umständen blieb keine andere Wahl, als an Ort und Stelle zu übernachten. Die Pferde wurden, so gut es ging, an einen Baum gebunden. Wir suchten Feuer zu machen. Ein schneidend kalter Wind wehte uns an, indem er schwarze Wolken über das Gebirge jagte und uns von Zeit zu Zeit einen Regenschauer brachte. Wir bivouakirten auf einem Platze, der halb Wald, halb Haide war. In der Ferne leuchteten einige Feuer von Hirten oder Kohlenbrennern. An Abendessen war nicht zu denken. Die Pferde benagten, in Ermangelung eines Besseren, die Aeste und Wurzeln der Kiefern und waren, ungeachtet der überstandenen Strapazen, die ganze Nacht hindurch so unruhig, daß sie sich einige Male losrissen. Der Führer meinte, es gäbe viele Wölfe in der Gegend, daher müsse man immer wach bleiben. Trotz dieses von ihm erhobenen Bedenkens schlief er, als die Reihe zu wachen an ihm war, und ließ das Feuer ausgehen. Am andern Morgen hörten wir von Hirten, wir befänden uns eine

Meile bergeinwärts von Castillejos. Sie brachten uns auf den richtigen Weg. In Castillejos angelangt, ging ich zu einem reichen Fabrikherrn, bei dem mich der Führer, statt aller Empfehlungsbriefe, mit den Worten einführte: „Hier ist ein Señor, Don Guillelmo, welcher ein Freund des Don Augusto ist, der Sie grüßen läßt." Ich wurde vortrefflich aufgenommen. Als mein neuer Bekannter von unserem nächtlichen Mißgeschicke hörte, wollte er mich denselben Tag durchaus nicht weiter reisen lassen und behielt mich bei sich. Um meinen ferneren Namen und Reisezweck hat er sich gar nicht bekümmert. Es war ihm genug, daß ich mit Don Augusto bekannt war. Mein alter Gendarm kehrte nach Sevilla zurück, indem man mich versicherte, daß sich am folgenden Morgen Gesellschaft zur Weiterreise finden würde; ich sollte nur ausruhen. Der Hausherr stellte mich seiner Familie vor, die aus seiner Frau und ein Paar Töchtern bestand. Anspruchslos und sorgenfrei, ohne Interesse für die außer ihrem Kreise liegende Welt, wohlhabend, aber ohne viele Bedürfnisse zu besitzen, waren diese Leute der Typus einer guten spanischen Bürgerfamilie. Interessant fand ich sie gerade nicht, aber gemüthlich, heiter, von leichtem Umgang und mit ihrem Loose zufrieden.

In Castillejos sind Manufacturen von Blech- und Messing-Waaren; sie befinden sich aber noch auf der Stufe der Kindheit. Die Handarbeit wird nur durch die allereinfachsten Instrumente unterstützt. Mein Wirth selbst besaß große Gerbereien und Wachsbleichen. Was mir aber wieder einen Beweis der angeborenen Nachlässigkeit der Spanier gab, war der Umstand, daß bei einem großen und schönen Viehstande der dortige Bedarf an Butter fortdauernd aus Holland oder Irland bezogen wurde, indem die vortreffliche Milch nur zur Ernährung der Kälber und zuweilen zur Bereitung von Käse verwendet wird. Da in Portugal dasselbe System waltet, so haben vor einiger Zeit mehrere Engländer in der Umgegend von Lissabon und Porto Meiereien angelegt, die sich vortrefflich rentiren.

Meine Reisegesellschaft am folgenden Tage bestand aus zwei Schmugglern, die Getreide und Felle nach Portugal brachten und dafür englische Manufactur-Artikel, namentlich Baumwollen- und Leinenwaaren zurückführten. Die Zölle auf diese Artikel sind in Spanien so bedeutend, daß es noch einträglich ist, dieselben über Land hereinzuschmuggeln und hier zu verkaufen, nachdem die Transitabgabe in Portugal entrichtet und auf Pferderücken eine Strecke von sechs bis sieben Tag-

reisen zurückgelegt worden ist. Der indolente Spanier hat so viel Neigung zum Schleichhandel, daß er bei diesem abenteuerlichen und gefährlichen Handwerke keine Ermüdung, keine Gefahr, keine Arbeit scheut.

Kurz nach unserem Aufbruche schlossen sich uns noch drei arrieros mit einem Zuge von 12 beladenen Mauleseln an. Wir schlugen über das Gebirge den directen Weg nach Serpa ein. Zwischen Felsen und Gestrüpp führte uns der einsame Fußpfad, auf welchem zwei Reiter sich kaum ausweichen konnten, hinauf in die wilde Sierra, welche die beiden auf einander eifersüchtigen Völker der iberischen Halbinsel scheidet. Eine Einöde, die man kaum in zwölf Stunden passiren kann, ein hohes Gebirge, über welches keine Straße führt, das nicht bebaut und nicht bewohnt ist, bildet die natürlichste aller Grenzen. Ein einziges Dorf, Paymogo genannt, liegt halbwegs nach Serpa. Unbemerkt überschritten wir die Grenze und beobachteten nur Abends die Vorsicht, bei der Ankunft in das Städtchen nicht durch das uns zunächst liegende Thor, sondern durch das, welches Lissabon zugekehrt ist, unseren Einzug zu halten. Die posada wimmelte schon von arrieros und Mauleseln. Alles schrie und rannte durcheinander, die neuen Ankömmlinge, welche Quartiere suchten, und die

alten Insassen, welche nicht weichen wollten. Die Waarenballen und Säcke fanden reihenweise nebeneinander auf dem Boden Platz. Dazwischen lagerten sich Knechte und Mauleseltreiber. Der Wirth ging auf und ab, von dem einen zu dem anderen, schlichtete hier Streitigkeiten und gab dort Befehle. Als Herrn des Hauses wurde ihm auch allerseits gehorcht. Die Gäste vermaßen sich nicht zu befehlen, wie es anderswo zu geschehen pflegt. Vielmehr schien bei ihnen das Bewußtsein einer gastfreien Aufnahme das vorherrschende zu sein. Ich wurde wieder in einem sehr anständigen Privathause auf die bloße persönliche Empfehlung von einem der Schmuggler untergebracht und erhielt vortreffliches Quartier und leidliches Essen. Die Gastfreundschaft ist in Spanien ein allgemeines Bedürfniß und wird ganz uneigennützig geübt. Die sich immer wiederholende Bethätigung derselben überrascht den Reisenden zuletzt nicht mehr. Er gewöhnt sich daran und bald macht er es sich bei ganz fremden Menschen, die gar keine Verpflichtung haben ihn aufzunehmen, so bequem, als ob das Haus ihm selbst gehörte.

Serpa ist ein reinliches und wohlhabendes Städtchen. Der ältere und höher gelegene Theil ist mit einem Schlosse geschmückt, das dem Herzog von Fiealho

gehört, und von Festungswerken umgeben, die aus den Zeiten der Mauren stammen. In vielen Städten und Flecken des südlichen Portugals habe ich ähnliche Spuren der Araberherrschaft gefunden, schwarze Riesentrümmer, die alle in ihrem Umkreise liegenden Gebäude überragen und Falken und Dohlen einen sichern Aufenthalt gewähren.

Die Rückreise bis Lissabon bot im Ganzen wenig Interesse dar. Dieselben Erscheinungen, die in Spanien befremden, dieselben Bemerkungen, die sich dort aufdrängen, wiederholen sich auch hier: natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und schlechte Bebauung desselben; Felder, die nirgends eingezäunt sind; Getreide, das auf dem Acker selbst von Ochsen und Pferden gedroschen wird und daselbst liegen bleibt, bis die Kornhändler, denen die Ernte schon im Voraus verpfändet ist, dasselbe wegholen; agrarische Instrumente, die so roh und einfach wie nur möglich sind. Die Pflüge ritzen nur den Boden, aber werfen die Scholle nicht auf; die zweirädrigen Karren, deren man sich in der Landwirthschaft bedient, mögen sehr alterthümlich sein (sie sollen sogar noch von den Römern stammen), aber sie sind so schwerfällig, daß sie leer schon die ganze Kraft eines Pferdes in Anspruch nehmen. Die Achse bildet gleichsam mit den Rädern nur ein einziges Stück, denn sie dreht

sich mit denselben herum. Die Deichsel ist am Kasten des Karrens befestigt. Wenn derselbe im Gang ist, so entsteht durch die Reibung der hölzernen Achse mit dem hölzernen Kasten ein beständiges, widriges Knarren, welches nach der Meinung der Leute die Ochsen antreiben soll. Die Bauern sind ohne Kapital und bekommen auch nicht leicht auf Hypothek geliehen, weil die meisten flüssigen Geldkapitalien zu Speculationen in Staats- und anderen Papieren und zur Agiotage verwendet werden. Der Bauer, dem es nicht selten sogar an den nöthigsten Geräthen fehlt, ist deshalb entweder unfähig oder ohne Neigung, landwirthschaftliche Verbesserungen zu unternehmen. So bieten drei Viertheile der Bodenfläche in der Art ihrer Benutzung einen höchst traurigen Anblick dar.

Aber hier trifft nicht allein den Privatmann die Schuld der Nachlässigkeit; die Regierung, welche bisher für kein Verbindungsmittel gesorgt hat, die weder auf die Anlegung von Straßen und Kanälen, noch auf die Schiffbarmachung der großen, wasserreichen Flüsse bedacht gewesen ist, verdient gleiche Vorwürfe. Die Guadiana, ein schöner, breiter Fluß, ist nur bis gegen Mertola, sieben Meilen oberhalb seiner Mündung, schiffbar; vom Tajo habe ich in dieser Beziehung schon gesprochen

und mit der Schifffahrt auf dem Douro sieht es auch nicht viel besser aus. Ueberdieß haben die politischen Verhältnisse in den letzten vierzig Jahren sehr nachtheilig auf den Ackerbau eingewirkt. Nach den Kriegen mit dem Auslande kamen bald die Bürgerkriege und inneren Zerrüttungen, die Parteienkämpfe der constitutionellen Monarchie, welche sich dort nur um persönliche Interessen drehen und überall die traurigsten Spuren zurücklassen. Und dennoch wird statistisch nachgewiesen, daß zu keiner Zeit der Ackerbau in Portugal blühender, zu keiner Zeit der Kornpreis so niedrig, die Einfuhr an Getreide, Reis und Kartoffeln geringer war, als gerade jetzt, ja daß sogar eine nicht unbedeutende Ausfuhr an letzteren, so wie an Zwiebeln, sich in neuerer Zeit herausgestellt habe. Armes Land, in welchem die jetzige Nachlässigkeit gegen sonst ein Fortschritt genannt wird! In der That haben die Portugiesen ihren heimathlichen Boden von jeher auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt.

In einigen Gegenden traf ich Reispflanzungen. Es waren ungesunde Landstriche, wo eine gelbe, kränklich aussehende Bevölkerung wohnte. Da bekanntlich die Reispflanzungen während eines Theils im Jahre unter Wasser stehen müssen, so erzeugen die großen Strecken stehenden Wassers schädliche Ausdünstungen,

welche Fieber verursachen. Die schlechte Qualität des Trinkwassers soll auch bedeutend dazu beitragen. Während die Gegend um Lissabon sehr gesund ist, wird fast die ganze Provinz des Alem-Tejo im Sommer von Wechsel- und kalten Fiebern heimgesucht. Die kräftigsten Naturen können diesen Fiebern, welche in manchen Jahren so bösartig werden, daß sie die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes decimiren, nicht widerstehen. Auch ist die Bevölkerung im Alem-Tejo sehr dünn gesät.

Am Abend des sechsten Tages erblickte ich endlich von Aldea Galega aus die Thürme von Lissabon. Die Schmuggler hatten sich schon am Morgen von mir getrennt, weil sie einen Rasttag machen wollten. Ein scharfer, conträrer Wind verhinderte mich hier über den Tajo zu setzen und nöthigte mich, um die ganze Lissabon gegenüber liegende Bucht herum bis Cacilias zu reiten, von wo aus die Ueberfahrt nach Lissabon in höchstens dreißig Minuten zurückgelegt wird, während dieselbe von Aldea Galega aus mehrere Stunden erfordert. In Cacilias fand sich ein kleines Boot mit vier Ruderern, das mich mit meinem Pferde aufnahm und in den Hafen, aus welchem ich vor zwei Monaten ausgelaufen war, glücklich wieder zurückbrachte.

Anhang.

Der Handel des Kaiserreichs Marokko mit dem Auslande zerfällt in zwei Hauptkategorien, dem Karavanenhandel, der mit dem Innern von Afrika und der Levante gepflogen wird und ausschließlich auf Tausch beruht, und dem Seehandel, der mit den übrigen seefahrenden Nationen getrieben wird und nur theilweise Tauschhandel geblieben ist. Da uns hauptsächlich die zweite Kategorie, d. h. der Seehandel interessiren muß, so folgen hierüber einige statistische Notizen, die von gut unterrichteten Personen an Ort und Stelle gesammelt worden sind. Ich verweise für alles Weitere, so wie für die nähere Ausführung der gegebenen Andeutungen auf das zwar etwas alte, aber vortreffliche statistische Werk des schwedischen und sardinischen Consuls Gräberg von Hemsö.

Nach den neuesten Angaben stellt sich die Handelsbilanz der Ein- und Ausfuhr in den marrokkanischen Häfen für ein mittleres Jahr wie folgt:

		Werth in schweren Piastern. Einfuhr.	Ausfuhr.
Mogador	Einfuhr	585,191	
	Ausfuhr		627,092
Saffy	Einfuhr	35,318	
	Ausfuhr		43,340
Mazagana	Einfuhr	85,186	
	Ausfuhr		80,783
Casa blanca oder Dar el beïda	Einfuhr	77,661	
	Ausfuhr		73,945
Rebat und Sale	Einfuhr	155,700	
	Ausfuhr		136,075
Larache	Einfuhr	57,735	
	Ausfuhr		52,775
Tanger	Einfuhr	58,500	
	Ausfuhr		27,750
Tetuan	Einfuhr	349,806	
	Ausfuhr		535,030
Totalsumme der Ein- und Ausfuhr aller marokkanischen Häfen.	Piaster	1,405,097	1,576,790

Die Einfuhr-Artikel sind folgende:

Wollene Stoffe, Tücher von mittlerer Sorte (preußischblau, scharlachroth und lichtgrün).

Seide, gesponnene, und seidene Tücher.

Leinwand.

Baumwollene Waaren.

Quincaillerie.

Glas und Töpfergeschirr.

Strengflüssiges Eisen in Stangen, weiches Eisen (was namentlich aus Schweden bezogen wird) und Stahl.

Kolonialwaaren, Thee, Zucker in Hüten und als Farinzucker, Pfeffer, Kaffee.

Specereiwaaren, als Opium, Arsenik, Zimmet, Würznelken 2c.

Die Ausfuhr=Artikel sind folgende:

Wolle (fettige und gewaschene).

Felle von Ziegen, Schafen und Kälbern.

Blutegel.

Gummi sandarach (aus Süs), Euphorbienharz.

Gummi vom Senegal (für Seidenstoffe) und von Marokko (für Baumwollenstoffe).

Oel für Fabriken, auch Olivenöl, schlechte Qualität.

Rohes Wachs.

Süße und bittere Mandeln (aus Süs).

Orsilla für Färber (schlechte Qualität).

Same von Coloquinte und Sesamkraut.

Kümmel und Anis.

*

Straußfedern.

Elephantenzähne.

Es werden noch ausgeführt, jedoch in geringer Quantität, Datteln, Hühner, Feldhühner, Honig, Rinderhörner, wollene und seidene Binden, Shawls von Fez, und Bournous.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Berichtigungen.

S. 1	Z. 15	lies	agua nicht agna.
" 15	" 6	"	1842 nicht 1822.
" 16	" 16	"	união nicht uniao.
" 20	" 3	"	lichtesten nicht leichtesten.
" 27	" 17	"	das andere nicht die andere.
" 46	" 18	"	Institutionen nicht Revolutionen.
" 47	" 17	"	Reibungen zwischen diesem Lande und England Anlaß gegeben haben, namentlich in ꝛc. nicht Reibungen Anlaß gegeben haben, namentlich zwischen diesem Lande und England in ꝛc.
" 64	" 20	"	Deutsche nicht Dutsche.
" 86	" 15	"	ist nicht sei.
" 127	" 3	"	seichten nicht sandigen.
" 149	" 17	"	Thürme nicht kleine Forts.
" 186	" 12	"	dann tanzten nicht dann nun tanzten.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Reisewerke,

welche in der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Ansichten der westlichen Schweiz. Mit flüchtigen Reisebemerkungen über den Oberrhein, von G. L. W. 8. 1808. 26½ Ngr.

Inhalt: Frankfurt a. M. Fahrt nach Mainz auf dem Marktschiff. Der Rhein bei Mainz Die Bergstraße. Heidelberg. Straßburg. Der Empfang in der Schweiz. Basel. Der Kiltgang. Der Riesen. Bern. Die Alpen. Brief aus Bern nach Deutschland. Bibliothek. Die Franzosen in Bern. Oeffentliche Anstalten. Alte und neue Zeit. Sprache. Künstler. Pestalozzi. Bäder. Libertinage. Oberland. Thun und Thunersee. Die nächtliche Schifffahrt auf dem Thunersee. Genf. Das Innere der Stadt. Rubriken. Der Montblanc. Charakteristik der Einwohner. Die Savojarden. Klima. Winterfreuden. Der Lemanersee.

Büttner, Prof. Dr. J. G., Briefe aus und über Nordamerika oder Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht, und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. 2 Bde. gr. 8. 1845. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cameron, G. Poulett, Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland. Frei nach dem Englischen von Fr. Gerstäcker. 2 Bde. 8. 1846. broch. 2 Thlr.

Carne, J., Leben und Sitte im Morgenlande, auf einer Reise von Konstantinopel durch das griechische Inselmeer, Aegypten, Syrien und Palästina geschildert. Nebst einem Anhange über Griechenland. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Vierter Theil, auch unter dem besonderen Titel: Reise über Cypern und Rhodus nach Morea. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 8. 1827. 25 Ngr.

Inhalt: I. Reise von Beirut nach Cypern. II. Fahrt nach Rhodus. III. Reise nach Navarino. IV. Reise nach Tripolitza. V. Aufenthalt in Tripolitza. Die Ebene von Matinea. VI. Kurschid Pascha. Bobolina und ihre Schwestern. Kolokotroni. Abreise nach Zante. Anmerkungen.

— — Reise durch die Schweiz. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 8. 1828. 1 Thlr.

Inhalt: I. Genf. Chamouny. Die Gletscher. II. Bern. Thuner-See. Simmenthal. Kanderthal. Leuck. Die Schweizerinnen. III. Lauterbrunnen. Schmadribach. Grindelwald. IV. Faulhorn. Meyringen. Grimsel. V. Der Gießbach bei Brienz. Interlacken. Der Brünig. Unterwalden. Luzern. Basel. Rheinfahrt. Anhang. Brief von Karl von Jura.

v. Ehrenstein, H. W., Freddolinen. Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Reise von Dresden nach München. II. Reise von München nach Salzburg. III. Reise von Salzburg nach Insbruck. IV. Reise von Insbruck nach Trafui. V. Uebergang über das Stilffer Joch. VI. Reise von Bormio nach Colico. VII. Fahrt über den Comer See. Como. Reise von da nach Mailand. VIII. Mailand. IX. Reise von Mailand nach Turin. X. Reise von Turin nach Genua. XI. Genua. XII. Seefahrt von Genua nach Livorno, Aufenthalt in Livorno und Reise von da nach Florenz. XIII. Florenz. XIV. Reise von Florenz nach Bologna. XV. Reise von Bologna nach Venedig.
XVI. Venedig. XVII. Der Sturm auf der Ueberfahrt von Venedig nach Triest. XVIII. Triest und Reise von da über Wien und Prag zurück nach Dresden.

Fouqué, Fr. Bar. de la Motte, und Caroline de la Fouqué, Reise-Erinnerungen. 2 Thle. 8. 1823. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Perlen, eine idyllische Volkssage von Fr. de la Motte Fouqué. Die Familie Blüher, eine wahre Geschichte, von demselben. Proben aus den Reiseerinnerungen von Caroline de la Motte Fouqué. Meißen. Dresden. Bildergalerie. Ein Sonntag in Dresden. Tharant. Spazierfahrten. Abgüsse von Mengs. Zwei Gruppen von Amor und Psyche. Germanicus. Der sterbende Fechter. Künstlerbund an Mor. Retzsch. Zwei Bilder aus Maler Friedrich's Werkstatt. Böttiger's Heilung. Abschied von Dresden. Aufenthalt in Teplitz. Die Waffenkammer zu Dux. An Karl, Grafen von Clary. Prag. Die Elisebetherinnen zu Prag. Wissenschaft und Kunst. Abschied von Prag und Reise nach Karlsbad. Die Umgegend. Das Erzgebirge. Prager Lieder in böhmischen Maßen, von F. L. M. Fouqué. Die Bruchschützen in Chemnitz, von demselben. Altenburg, Elegieen, von demselben. Theaterbemerkungen auf einer Reise durch einen Theil von Sachsen und Böhmen, von demselben.

Gemälde aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden, in Unterhaltungen mit einem Nordländer. (Herausgegeben von K. G. Erdmann.) 8. 1808. broch. 5 Ngr.

Gerstäcker, Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten Nordamerikas. Mit einem Vorwort von Tr. Bromme. 2 Bde. 12. broch. 1844. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Göde, Ch. A. G., England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise aus den Jahren 1802 und 1803. 5 Thle. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1807. Schrbp. 5 Thlr.

Gregg, Josias, Karawanenzüge durch die westlichen Prairien und Wanderungen in Nord-Mejiko. Nach dem Tagebuche des Verfassers bearbeitet von M. B. Lindau. 2 Thle. Mit 2 Titelkupfern und 2 Karten. 8. 1845. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Griechenland und die Griechen. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. 1828. broch. 11½ Ngr.

v. Guseck, B., Seegemälde. Nach ausländischen Originalen. 2 Bde. 1835. 1 Thlr. 10 Ngr. (Commission.)

Inhalt: 1) Letzte Episode des Schiffbruchs der Medusa; nach L. Gozlan. 2) Der Matrose der Anemone; von L. Reybaud. 3) Die beiden Horoskope, historische Scenen; nach Chevallier. 4) Der Korsar die Somnambüle, historische Episode von 1810; nach J. Lecomte. 5) Ein Seetreffen im Mittelalter, von J. Floran. 6) Die Corvette, die Muschel, im gefährlichen Archipelagus; nach R. P. Lesson. 7) Passage des Aequators, von J. Lecomte. 8) Eine Seereise, 1829; nach M. Raaul. 9) Die Abfahrt am Freitage; nach J. Floran. 10) Schiffbruch der Briggs Abenteuer und Silen an den Küsten der Berberei; nach P. Hennequin. 11) Windstille auf dem Aequator; nach Ed. Corbière.

v. Halfern, A., der Letzte der Seminolen. Scenen aus den Kämpfen der Indianer Floridas gegen die Weißen, nebst Rückblick auf die Zustände der Vereinigten Staaten. 12. 1846. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, Charles Fenow, wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischen Lebens. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäcker. 2 Bde. 12. 1845. broch. 2 Thlr.

Hope, Th., Anastasius. Leben und Reiseabenteuer eines Neugriechen. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 5 Theile. Zweite, mit einer Einleitung vermehrte, wohlfeilere Ausgabe. 8. 1828. broch. 5 Thlr.

Hubmann, J., ein Blick auf Rußland, das wirkliche, und Rußland des Marquis Custine im Jahre 1839. gr. 8. 1844. broch. 10 Ngr. (Commission.)

Kingston, W., portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. Zweiter Theil. 8. 1846. broch. 3 Thlr.

Klemm, Dr. G., Italica. Erster Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Johann Herzogs zu Sachsen unternommenen Reise nach Italien. gr. 8. 1839. broch. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Inhalt: I. Reise durch die österreichischen Staaten. Von Dresden nach Pontebba nach Venezia. Triest. Venedig. Padua. Ferrara. Bologna. Imola. Ravenna. — II. Florenz. Eintritt in Toscana. Florenz. Das Osterfest. Palazzo Ricardi. Aegyptisches Museum. Der Palast Pitti. Abschied von Florenz. — III. Reise in der toscanischen Maremma. Pisa. Caldana. Follonia. Castiglione della Pescaja. Santo Stefano. Orbetello. Cosa. — IV. Reise nach Rom. Aufenthalt in Rom und Ausflüge in dessen Umgegend. Reise nach Rom. Civita-vecchia. Campagna di Roma. Rom. Tivoli. Porto und Fiumicino. S. Consimaro. Ausflug nach Subiaco. Reise von Rom nach Albano. — V. Reise nach Neapel und Palermo. Pontinische Sümpfe. Terracina. Neapolitanische Gränze. Mola di Gaeta. Napoli. Herculanum. Amalfi. Pompeji. Die blaue Grotte. Die Reise nach Palermo. Palermo. Der Dom von Palermo.

Montereale. Pfingstfest in Neapel. Pozzuoli. Ischia. Procida. — VI. Reise nach Livorno, Florenz, Siena, Perugia und Arezzo. Meerfahrt. Livorno. Florenz Siena. Montepulciano. Abbadia. Val di Chiana. Perugia. Montevecchio. Fojano. Arezzo. Bibieno. Borgo alla Collino. — VII. Letzter Aufenthalt in Florenz. Rückreise.

Kohl, J. G., Reisen in Südrußland. 2 Thle. Mit einer Karte der Anlande des Pontus und zwei lithographirten Titelblättern. gr. 8. 1841. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Reise durch die Ukraine und Neurußland: Poltawa, Krementschlug, die neurussischen Steppen, Nikolaieff. — II. Odessa. Handel, öffentliche Institute, Märkte und Stadtverkehr, Miscellen. — III. Ausflüge in die Steppen. Deutsche Colonieen, Fahrt zur Dniestr-Mündung, Akerman. — IV. Die Krim. Fahrt auf dem Pontus, Jalta, Aluschta, Simpheropol, Baktschisarai, Sewastopol, Balaklawa, Alupka, Conversationsfrüchte über den Kaukasus, die Osseten, taurische Miscellen. — V. Beßarabien. Steppe Jedigan, Bender, Kischenew, Bjälzui, Gränzstadt Novosselidze. — VI. Zur Charakteristik der pontischen Steppen. 1) Oberflächengestaltung. 2) Klima. 3) Vegetation. 4) Thierleben. 5) Hirten- und Heerdenleben. Die Pferde, die Schafheerden, die Heerden des Rindviehes. — VII. Vergleichende Hinblicke auf die nicht-pontischen Steppen. — Nachträgliches. Die Karaiten.

Kohl, J. G., Petersburg in Bildern und Skizzen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Thle. Mit einem Grundriß von Petersburg. 12. 1846. broch. 5 Thlr.

Inhalt: I. Panorama. — II. Bauart. — III. Die Newa. — IV. Straßenleben. — V. Die Iswoschtschiks. — VI. Der Winter. — VII. Marktplätze. — VIII. Das schwarze Volk. — IX. Die Kirchen. — X. Die Begräbnisse und Kirchen. — XI. Die Monumente. — XII. Die Arsenale. — XIII. Die Kaiserpaläste. — XIV. Die Eremitage. — XV. Die Sammlungen. — XVI. Die Krankenhäuser. — XVII. Das Irrenhaus. — XVIII. Das Findelhaus. — XIX. Die Börse. — XX. Die Theeläden. — XXI. Industrie. — XXII. Tafel und Küche. — XXIII. Pädagogisches. — XXIV. Die Dienerschaft. — XXV. Die Butterwoche. — XXVI. Die großen Fasten. — XXVII. Das Osterfest. — XXVIII. Die Deutschen. — XXIX. Die Treibhäuser. — XXX. Die Gärten und Datschen. — XXXI. Die höheren Classen der Gesellschaft. — XXXII. Militärisches. — XXXIII. Kronstadt. — XXXIV. Miscellen, Notizen, Zugaben und Nachträge. — XXXV. Petersburg und die Provinz.

Kohl, J. G., die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Mit einer Karte der deutsch-russischen Ostseeprovinzen, 2 Titelkupfern und 6 anderen Kupfertafeln. 2 Thle. 8. 1841. broch. 5 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Von Lübeck nach Libau. — II. Libau. — III. Das Innere Kurlands. — IV. Von Zierau nach Dodangen. — V. Mitau. — VI. Von Mitau nach Riga. — VII. Riga. — VIII. Die Insel Runoe. — IX. Von Riga bis Dorpat. — X. Die Universitätsstadt Dorpat. — XI. Benachbarte Städte. Pernau. Hapsal. Rewal. — XII. Von Dorpat bis Narwa. — XIII. Narwa. — XIV. Von Narwa bis Petersburg. — XV. Baltische Naturansichten. — XVI. Die baltische Ceres. — XVII. Elemente der

Bevölkerung. — XVIII. Die Letten. 1) Abstammung. 2) Wohnsitze. 3) Mythologisches. 4) Nationalcharakter. 5) Verbreitungszonen nordischer Sitten. 6) Alter der lettischen Gebräuche. 7) Wohnungen. 8) Kleidung. 9) Die Birke in der Oekonomie der Letten und anderer Völker des Nordens. 10) Die Reitlust der Letten. 11) Lettische Buchführung. 12) Hausinsecten. 13) Hochzeitsgebräuche. 14) Begräbnisse. 15) Sprache. 16) Sprüchwörter. 17) Von der Poesie und dem Gesange der Letten. a. Inhalt der Lieder. b. Form der Lieder. c. Entstehungsweise und Vortrag. 18) Musik und Tanz. — XIX. Die Esthen. 1) Stammverwandtschaft. 2) Wohnsitze. 3) Nationalcharakter. 4) Lebensweise, Wohnung, Kleidung. 5) Sprache. 6) Poesie. 7) Sitten und Gebräuche. 8) Aberglaube. 9) Acker- und Gartenbau, Bienen- und Viehzucht. — XX. Alte Leibeigenschaft und neue Freiheit der Letten und Esthen. — XXI. Deutschthum und Russenthum. 1) Die deutschen Institutionen. 2) Das Lutherthum und die griechisch-russische Kirche. 3) Die deutsche und russische Sprache. — XXII. Die deutsche Mundart in Kur-, Liv- und Esthland. — XXIII. Die Alterthümer der Ostseeprovinzen. — XXIV. Blick auf das Deutschthum in Finnland. — Andeutungen zu den artistischen Beilagen.

Kohl, J. G., Erwiderung auf Dr. Chr. Kruse's, kaiserlich russischen Staatsraths und Professors an der Universität zu Dorpat, Bemerkungen über die Ostsee-Gouvernements. 8. 1842. broch. 7½ Ngr.

— — Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Erster Theil: Moskau. Mit einem Titelkupfer und einem Plane von Moskau. 8. 1841. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Von Petersburg nach Moskau. — II. Moskau. 1) Plan, Bauart und Straßen. 2) Der Kreml. 3) Die Marktplätze. 4) Gotteshäuser. 5) Die Klöster. 6) Gottesdienstliche Handlungen der griechisch-russischen Kirche. 7) Die Geistlichkeit der griechisch-russischen Kirche. 8) Die Secten der russischen Kirche. 9) Universität. 10) Oeffentliche Gärten und Häuser. 11) Miscellen. Schluß. — Zum Titelkupfer.

— — deren zweiter und dritter Theil. Zweiter Theil: Die Ukraine. Kleinrußland. Nebst einem Titelkupfer, einem Plane der Wintermesse in Charow und einer Karte von Kleinrußland. Dritter Theil. Die Bukowina, Galizien, Krakau und Mähren. Nebst einem Titelkupfer und einer Karte von der Bukowina, Galizien, Krakau und Mähren. 8. 1841. broch. 5 Thlr.

Inhalt: III. Von Moskau nach Charkow. 1) Von Moskau nach Tula. 2) Tula. 3) Von Tula nach Orel. 4) Orel. 5) Von Orel nach Kursk. 6. Kursk. 7) Von Kursk nach Bielgorod. 8) Bielgorod. 9. Von Bielgorod nach Charkow. — IV. Charkow. — V. Die große Wintermesse zu Charkow. — VI. Schloß- und Dorfleben in der Ukraine. 1) Von Charkow nach Dikanka. 2) Ukrainische Landgüter. 3) Ukrainische Bauernhochzeit und russische Tänze. 4) Ukrainische Dörfer. — VII. Poltawa. — VIII. Die Großrussen und Kleinrussen. — IX. Die Bukowina. — X. Galizien. 1) Reise von Tschernowize nach Lemberg. 2) Ruthenen und Rusnaken. 3) Sniatyn. 4) Stanislawow. 5) Von Stanislawow nach

Stry. 6) Stry. 7) Von Stry nach Lemberg. — XI. Lemberg. — XII. Miscellanea Leopoliensa. 1) Die polnischen Juden. 2) Die Germanisirung Galiziens. 3) Der galizische Adel. — XIII. Reise von Lemberg nach Wieliczka. 1) Grodek, Moschaisk und Jaroslaw. 2) Stadt und Schloß Lanzut. — XIV. Die Salzbergwerke von Wieliczka. 1) Krakau. 2) Polnischer Wallfahrtsort. 3) Der schlesisch-galizische Manufactur-District. 4) Das österreichische Schlesien. — XV. Reise von Wieliczka nach Teschen. XVI. Mähren. 1) Das Kuhländl. 2) Olmütz. 3) Proßnitz. 4) Die Hanna. 5) Austerlitz. 6) Brünn. 7) Die Dietrichtsteirs und Lichtensteins. — XVII. Schlußbetrachtungen über die slavisch-germanische Völkermischung. — Zu den Titelblättern.

Kohl, J. G., der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Mit 24 Steindrucktafeln. gr. 8. 1841. broch. 4 Thlr.

Inhalt: I. Einleitung und Plan des Werks. — II. Der Verkehr. 1) Politischer Verkehr. 2) Handelsverkehr. 3) Verkehr zu anderweitigen geselligen Zwecken. III. Die Erdoberfläche. 1) Luft. 2) Wasser. 3) Festland. 4) Einfluß der Thier- und Pflanzenwelt auf Gestaltung der Erdoberfläche. — IV. Beziehung der Erdoberflächenzustände zum Verkehr 1) Luftverkehr. 2) Wasserverkehr. 3) Festlandverkehr. 4) Vergleichung des Werthes der verschiedenen Transportweisen. – V. Kunstbahnen. 1) Die Luft. 2) Das Wasser. 3) Das Festland. — VI. Die Figuren der Erdoberflächenphasen und ihre Einwirkung auf Verkehr und Ansiedelung. A. Einfache Figuren. 1) Der innere Verkehr. 2) Der äußere Verkehr. 3) Der Transito. 4) Gränzverkehr oder Cobotage. 5) Vereinigung des inneren und äußeren Verkehrs, des Transitos und der Cabotage in derselben Figur. B. Zusammensetzung mehrer Figuren. — VII. Die Ansiedelung. 1) Innerer Ausbau. A. Concentrirung. B. Expansion. 2) Rückwirkung auf den Verkehr der Umgegend. A. Hervorrufung von Neben- und Hilfsorten. B. Verhinderung neuen Anbaues in der Nachbarschaft. — VIII. Das Bodenrelief oder die Unebenheiten der Bodenoberfläche. 1) Hebungen. 2) Senkungen. — IX. Von den Inseln und Continenten. — X. Von den Binnenmeeren und Oceanen. — XI. Von den Halbinseln und Meerbusen. — XII. Von den Meerengen und Isthmen. — XIII. Die Flüsse. A. Der einfache Flußfaden. B. Zusammensetzung mehrer einfacher Flußfäden zu einem Systeme. C. Zusammenstellung der Flüsse mit den Meeresküsten. D. Zusammenstellung verschiedener Flußsysteme. — Anderweitige Gegensätze. 1) Wüsten und Fruchtländer. 2) Sumpf- und XIV. Trockenländer. 3) Wälder und Kahlländer. 4) Gegensatz der beeis'ten und nicht beeis'ten Erdoberfläche. — XV. Einflüsse politischer und moralischer Verhältnisse auf Verkehr und Ansiedelung. 1) Politische Einflüsse, die ursprünglich von der Natur des Landes ausgehen. 2) Politische Einflüsse, die nicht von der Natur des Landes bedingt werden. — XVI. Einfluß der Bodenproducte auf Concentrirung des Verkehrs und der Bevölkerung. 1) Das Mineralreich. 2) Das Pflanzenreich. 3) Das Thierreich. — XVII. Veränderungen der Erdoberfläche während der historischen Zeit. 1) Veränderung der Gränzen des Rigiden und Flüssigen. 2) Veränderung der Gränzen der Bodenerhebungen mit den Niederungen und Ebenen. 3) Veränderung der Gränzen anderweiter Gegensätze. — XVIII. Schlußbemerkungen. 1) Der Wechsel der Verkehrsrichtungen und der Ansiedelungsplätze mußte früher bedeutender sein, als er in Zukunft sein wird. 2) Der Wechsel ist in der That nicht so bedeutend, als er auf den ersten Augenblick zu sein scheint.

Kohl, J. G., Reise in Böhmen und Reise von Linz nach Wien. 2 Theile. Mit Titelkupfern. 8. 1842. brochirt. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Inhalt. Erster Theil: 1) Teplitz. — 2) Von Teplitz nach Prag. — 3) Der Wissehrad. — 4) Die Metropolitankirche auf dem Hradschin. — 5) Oeffentliche Institute und Klöster. — 6) Die Judenstadt. — 7) Volksleben in Prag. — 8) Böhmische Patrioten. — 9) Das Lebensbuch an der Moldau. — 10) Von Prag nach Budweis. — 11) Die Schwarzenbergischen Schlösser und Besitzungen. — 12) Von Budweis nach Linz. — Erklärung des Titelkupfers.

Zweiter Theil: 1) Linz. a) Die Teppichfabrik. — b) Das Irrenhaus. — c) Die Jesuitenschule. — d) Provinzialmuseum. — e) Kloster St. Florian. — f) Besuch bei österreichischen Bauern. — g) Was machen denn die schönen Linzerinnen? — h) Bibliothek. — 2) Die Gemäldegalerie zwischen Linz und Wien. — 3) Die Stadt Betsch. — 4) Besuch auf dem Wiener Stephansthurme. — 5) Die Menagerie in Schönbrunn. — 6) Die Fratschelweiber, Fischer und Wildprethändler in Wien. — 7) Die Tabakstrafikanten. — 8) Wiener Moden. — 9) Sommernachtsträume und Blumenfeste. — 10) Das projektirte Stadtviertel. — 11) Das Quartier der Cavaliere und das der Fabrikanten. — 12) Die Boutiquen in Wien. — 13) Ausflüge. — 14) Schönborn'sche Gemäldegalerie. — 15) Sonntagsspaziergänge. — 16) Klosterneuburg. — Erklärung des Titelkupfers.

— — Reise in Ungarn. Erste Abtheilung: Pesth und die mittlere Donau. Mit einem Titelkupfer und einer Karte von Ungarn. Zweite Abtheilung: Das Banat, die Pusten und der Plattensee. Mit einem Titelkupfer. 8. 1842. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Inhalt. Dritter Theil: 1) Oedenburg, Zinkendorf, Esterhaz und der Neusiedler See. — 2) Der Sumpf, Hansag und Gulyas. — 3) Die Raabau und Raab. 4) Das Erzstift Martinsberg und die Ganassen. — 5) Donaufahrt von Raab nach Pesth. — 6) Buda-Pesth. — 7) Die Pesther Messe. — 8) Eine Adelscongregation in Pesth. — 9) Der Pester Brückenbau. — 10) Die Raizenstadt, die türkischen Bäder und orientalischen Pilgrimme. — 11) Die Wirthshäuser und das Casino von Pesth. — 12) Die gelehrte Gesellschaft und die ungarische Sprache. — 13. Ofen. — 14) Oeffentliche Sammlungen. — 15) Besuch bei den Pesther Israeliten. — 16) Das Hospital St. Rochus. — 17) Die Donau in den Centralebenen 18) Die Batschka und ihre deutschen Colonisten. — 19) Das Land Syrmien, Peterwardein und die Tschaikisten. — 20. Die Mündung der Sau. — 21) Dampfschiffleben. — 22) Die ersten Donau-Katarakten. — 23) Nachtlager in der Militärgränze. — 24) Betrachtungen über die politische Bedeutung der Militärgränze. — 25) Die untere Clissura. — Erklärung des Titelkupfers.

Vierter Theil: 1) Besuch beim türkischen Pasch in Orsowa. — 2) Das eiserne Thor. — 3) Oesterreichisch Orsowa. — 4) Die Herculesbäder in Mehadia. — 5) Das obere Tschernathal und das Leben der Gränzer. — 6) Die Schlüssel von Teregowa und Slatina. — 7) Karansebes und alte Münzen. — 8) Lugos und walachische Tänze. — 9) Temeswar und die banatischen Fieber. — 10) Die banatischen Niederungen und

ihre Colonieen. — 11) Gedanken über die friedlichen Wanderungen der europäischen Nationen und ihre manchfaltigen Niederlassungen in den verschiedenen Gegenden unseres Welttheils. — 12) Das Banat und seine Wege. — 13) Szegedin, die Theiß und die Soldateiche. — 14) Die Busten und ihre Bewohner. — 15) Die Kumannen, Jazygen und Haiducken. — 16) Die Ketskeweter Haide. — 17) Stuhlweißenburg und Veszprim. — 18) Das Kloster Tihany und der Plattensee. — 19) Der Bakonyer Wald, seine Dichter, Schlösser und Räuber. — Erklärung des Titelkupfers.

Kohl, J. G., die Reise in Steiermark und im baierischen Hochlande. Mit einem Titelkupfer. 8. 1842. broch. 2 Thlr.

Inhalt: 1) Von Fürstenfeld nach Grätz. — 2) Grätz. — 3) Von Grätz nach Leoben. — 4) Der Eisenberg bei Vordernberg und Eisenärzt. — 5) Steirische Felsen und 's Landl. — 6) Stift Admont. — 7) Das Ober-Ens-Thal. — 8) Das steirische Salzkammergut. — 9) Das österreichische Salzkammergut. — 10) Der Gaisberg. — 11) Salzburg. — 12) Die Alpenkenner. — Herbstreise im baier'schen Hochlande. 13) Berchtesgaden. — 14) Reichenhall. — 15) Inzel. — 16. Baier'sche Hochgebirgsdörfer. — 17) Rosenheim. — 18) Schliersee. — 19) Tegernsee. — 20 Abfahrt von den Bergen.

— — Reisen in Irland. Mit eingedruckten Holzschnitten. 2 Thle. 8. 1843. broch. 5 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: 1) Dublin. — 2) Von Dublin nach Edgeworthtown. — 3) Edgeworthtown. — 4) Von Edgeworthtown zum Shannon. — 5) Der Shannon und die irischen Feen. — 6) Limerick und die irischen Sonnabende. — 7) Von Limerick nach Edenvale. — 8) Edenvale. — 9) Kilrush und Vater Mathew. — 10) Scattery-Island und die runden Thürme. — 11) Von Tarbert nach Tralee. — 12) Tralee und Irlands Küstengestaltung. — 13) Die Seen von Killarney. — 14) Von Killarney nach Bantry. — 15) Bantry. — 16) Von Bantry nach Cork. — 17) Cork. a) Die Industriezweige Corks. b) Conservirung der Victualien. c) Das Grafschaftsgefängniß. d) Das Fieberhospital. e) Die Baraken. f) Fahrt nach Cove. — 18) Von Cork nach Kilkenny. — 19) Kilkenny und Pferderennen. — 20) Von Kilkenny nach Waterford. — 21) Waterford. — 22) Von Waterford nach Wexford. — 23) Wexford. — 24) Enniscorthy und die irischen Geistlichen. — 25) Von Enniscorthy zum Thal von Avoca. — 26) Das Thal von Avoca und die Moore'schen Gedichte. — 27) Die Seeen und Ruinen von Glendalough. — 28) Von Glendalough nach Dublin. — 29. Dublin. a) O'Connell und die Repealer-Versammlung. b) Das Armenhaus. c) Sammlungen. d) Squares. — 30) Von Dublin nach Drogheda. — 31) Drogheda und seine Umgebung. — 32) Von Drogheda nach Belfast. — 33) Belfast und seine Linnen-Industrie. — 34) Die Küste von Antrin. — 35) Die Insel Rachry. — 36) Cap Fairhead. — 37) Der Giants-Causeway. — 38) Die Bäien und Vorgebirge. — 39) Rückkehr und Schluß.

— — Reisen in Schottland. Mit eingedruckten Holzschnitten. 2 Theile. 8. 1844. broch. 3 Thlr.

Inhalt: 1) Der Clyde. — 2) Glasgow. — 3) Von Glasgow nach Edingburgh. — 4) Edinburgh. — 5) Der Forth. — 9) Stirling. — 7) Drummond-Castle. — 8) Crieff. — 9) Perth. — 10) Von Perth nach Dunkeld. — 11) Dunkeld. — 12) Von Dunkelt nach Taymouth-Castle. — 13) Taymouth-Castle. — 14) Von Taymouth-Castle zum Loch Tay. — 15) Die Highland-Drovers. — 16) Vom Loch Tay nach Killin. 17) Killin. —

18) Von Killin zum Loch Katterin. — 19) Loch Katterin. — 20. Vom Loch Katterin nach Calander. — 21) Von Calander nach Stirling. 22) Von Stirling nach Edinburgh. — 23) Edinburgh. — 24) Von Edinburgh nach Carlisle.

Kohl, J. G., Reisen in England und Wales. Erster Band. Mit eingedruckten Holzschnitten. 8. 1844. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1) Von London nach Birmingham. — 2) Birmingham. — 3) Stafford. — 4) Von Stafford zu den Potteries. — 5) Die Potteries. — 6) Chester. — 7) Liverpool. — 8) Wales. — 9) Anglesey.

— — deren zweiter und dritter Band. Mit eingedruckten Holzschnitteu. 8. broch. 1844. 4 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: 10) Carlisle. — 11) Von Carlisle nach Newcastle. — 12) Newcastle und die Collieries. — 13) Von Newcastle nach Durham. — 14) Durham. — 15) Von Durham nach York. — 16) York. a) Die Kathedrale. b) St. Mary's Abbey. c) Mansionhouse und Guildhall. d) Die Burg und das Gefängniß. e) The Retreat. — 17) Von York nach Leeds. — 18) Leeds. — 19) Wakefield. — 20) Erzählungen aus einem Dorfe in Yorkshire. a) Nelly. b) „A dear old woman." c) Sandal-Castle. d) Die kranke Bessy. — 21) Von Wakefield nach Manchester. — 22) Manchester. a) New Bailey Prison. b) Das Manchester-Hospital. c) Das Nacht Asyl. d) Das Police office. e) Die Schulen. Die Lancaster'sche Schule. Das Blaurockhospital. Die Grammarschool. f) Eine Baumwollenspinnerei. g) A Printing work. h) Eine Maccintoshfabrik. i) Eine Maschinen-Fabrik. k) A Manchester Warehouse. l) Wissenschaftliche Institute. m) Royal Institution. n) Das Museum der Gesellschaft für Naturgeschichte. o) Allgemeiner äußerer Anblick von Manchester. p) Die Arbeiter. q) Die Anticornlaw-Society. — 23) Von Manchester nach Oxford. — 24) Oxford. Spaziergang durch die Collegien. — 25) Von Oxford nach Salisbury. — 26) Salisbury. — 27 Stonehenge. — 28) Von Stonehenge nach Eton. — 29) Eton-College. — 30 Windsor-Castle. — 31) Weihnachtspantomimen in London. — 32) Von London nach Winchester. — 33) Winchester. — 34) Southampton. — 35) Netley-Abbey. — 36) Der New-Forest und seine Zigeuner. — 37) Ein Magazin mit Seegeräthschaften. — 38) Portsmouth. — 39) Insel Wight.

— — Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer. Erster Band. 8. 1844. broch. 3 Thlr.

Inhalt: 1) Eintritt: 2) Die Nationalitäten. Einleitung. — Mitteleuropäische Mischvölker. — Ansammlungsweise der Bevölkerung der britischen Inseln. — Jetzige Vertheilung der Bevölkerung. — Die Irländer. Elemente der Bevölkerung Irlands. — Die Brogue. — Physiognomie und Gestalt. — Kopfbildung. — Geistesanlagen. — Gastfreundlichkeit und Bonhomie. — Rauflust und Grausamkeit. — Heiterkeit und Trübsinn. — Poesie und Aberglaube. — Geschwätzigkeit, Bullen und Böcke. — Die Irländer im Auslande. — Der Irländer und sein Schicksal. — Celten und Slaven. — Irland und Böhmen. — Die Schotten. Elemente der Bevölkerung. — List und Rührigkeit. — Clanischer Geist. — Lieblingsbeschäftigungen schottischer Gesellschaft. — Spott- und Liebesnamen. — Poesie und Prosa. — Irland und Schottland. — Die Wälschen. — 3) Größe. — 4) Die Nachbarn. Die Engländer und die Ausländer. — Engländer und Franzosen. — Engländer und Deutsche. — Engländer und Amerikaner.

Kohl, J. G., Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer. Zweiter und dritter Band. 8. 1844. broch. 5 Thlr. 2 Ngr.

Inhalt. 3r. Band. 5) Classen. Einleitung. — Die Pyramide des Geburtsranges. — Courtesy. — Rang der Frauen. — Amt. — Geld. — Geist. — Fashion. — Station of life — Aristokratischer Geist. — Der älteste Sohn. — Gebrauch des Wortes „Noble." — Ausgleichende Tendenzen. — 6) Parteien: Präludien. — Alter des Streites. — Arten und Unterarten der Parteien. — Schelt- und Beinamen der Parteien. — Verbreitung der Parteien unter den verschiedenen Ständen. — Zweck und Mittel. — Die Movements. — Folgen der Parteienzwietracht und Gegenmittel. — Coalition der Parteien. — 7) Secten: Einleitung. — Uebersicht der Secten. — Toleranz. — Geistlichkeit. — Kanzelberedtsamkeit. — Missionseifer. — Die Bibel. — Der Sabbath. — Familiengottesdienst.

3r Band. 8) Zeitschriften: Einleitung. — Die Tagesblätter. — London Papers. — Dublin and Edinbugh Papers. — Provincial Papers. — Die wälsche Tagespresse. — Tagesblätter in ausländischen Sprachen. — Einzelne Journale. — Die Times. — Merning-Papers. — Evening-Papers. — Blätter zweiten Ranges. — Die Hauptblätter der Provinzen Englands. — Kleinere Provinzialblätter. — Schottische und irische Hauptblätter. — Uebersicht der Circulation der englischen täglichen und wöchentlichen, der Stempeltaxe unterworfenen Zeitungen im Jahre 1842—43. — Leitung der Zeitschriften. — Die Proprietors. — Die Journalschriftsteller. — Fremde Correspondenten. — Berichterstatter über England. — Berichterstatter über London, a) die parliamentarischen Reporters, b) die außerparliamentarischen Berichterstatter. — Gelegentliche Reporters. — Redaction. — Die Drucker. — Die Publishers. — Herstellungskosten eines Journals: a) Redactionskosten, b) Correspondenten, c) Reporters, b) Druckkosten, e) Verwaltungskosten, f) Estafetten, g) Abgaben an den Staat. — Vermuthungen über das Capital, welches sich jährlich in der englischen Tagespresse umschwingt. — Inhalt und Anordnung eines englischen Journals. — Engl. und franz. alte und neue Zeitungen. Circulation der lieberalen und conservativen Blätter in den letzten 6 Jahren. — Die Colonialpresse. — Ostindische Blätter. — Geylon Papers. — China Papers. — Van Diemens Papers. — Cape Papers. — Mediterranean Papers. — American Papers. — Westindian Papers. — Die Wochenblätter. — Monatsblätter. — Vierteljahrsschriften oder Reviews. — Annuals. — 9) Clubs: Einleitung. — Clubs der Reichen. — Clubs für die niederen Classen. — 10) Sports: Einleitung. — Die Jagd. — Hawking. — Shooting. — Ein Tag mit den Badminton-Hounds. — Angeln. — Boxen. — Ringen. — Petestrianism. — Schießübungen. Ballspiele. — Pferderennen. — Canine. — Hahnengefechte. — Wasserspiele. — Schwimm- und Taucherwetten. — Ruderwetten (Regattas.) — Segelwetten. — National-Gymnasium. — 11) Sprache. Wohllaut. — Vocale. — Einfache Consonanten. — Worte. — Accentuirung. — Wortzusammensetzungen. — Flexion der Worte. — Satzbildung. — Reichthum und Armuth. — Dialekte. — Slang. — Elemente. — Onomatopoetika. — Das Plattdeutsche.

Kohl, Ida, und J. G. Kohl, englische Skizzen. Aus d. Tagebüchern d. Verfasser. 3 Theile. 8. 1845. broch. 4 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Häusliches. 1) Das Kaminfeuer. — 2) Tanz der englischen Horen. — 3) Küchenangelegenheiten. — 4) Tageslauf einer englischen stillen Familie. — 5) An Oyster-evening. 6) The Officer. —

7) Sending a vargoe. — 8) Noch Etwas vom Feuer. — 9) Die englischen Haus- und Familienbibliotheken. — II. Geselliges.

Gentlemanly dress. b. Gentlemanlv manners. c. Gentlemany feelings. — 2) Tischmanieren. — 3)Shaking hands. — 4) Kuß und Gruß. — 5) Der Strickstrumpf. — 6) A morning call. — 7) She is out. — 8) Ein Bazar für Clarity. — Englisch-Französtsch. — 10 Manieren. a. Stambomanie. b. Scotomanie. c. Singemanie. d. Ftts und Pantcs. e. Die Lions. — 11) Die Frauen. — . Ernsthaftes. 1) Die Insulaner. — 2) Die Wissenschaft im gemeinen Leben. — 3) Das lesende Publicum in England. — 4) Leeturtng. — 5) Fragmente über Philosophie. — 6) Kunst. a. Portraitmalerei. b. Landschaftsmalerei. c. Facy-patnttng. d. Historische Bilder. e. Thiermalerei. f. Aquarell. g. Architektur. h. Schöne Künste in den Gewerben. — 7) Handelsgeist. — 8) Sprüchwörter. a. „Feeltng has no fellow". b. „Hell is paved with good intentions." c. „Familiarity breeds contempt." d. „To make two bites of a cherry." e. Geldsprüchwörter. — 9) Eine kleine Sammlung häufig wiederkehrender englischer Redensarten (aus dem Leben gegriffen). — 10. Deutschthum und Englischthum. a. Die Angst des Irdischen. b. Mißbrauch des göttlichen Namens. c. Freischütz. d. Werther in England. e. Magpie versus spitting boxes. f. Deutsches Geizen mit frischer Luft. g. Windelkinder. h. Deutsche Kränze. i. Vaterland, a foreign count. k. Sehnsucht nach Deutschland. — 11. Tacitus und die Engländer. — IV. Heiteres. 1) Merry old England. — 2) Noch einige veraltete Gebräuche. — 3) Robin Hood and his merry men. — 4) Jackiade. — 5) Ein Kapitel über Beutel. — 6) Kinderbücher. — 7) Tom Thumb' Alphabet. — V. Spaziergänge à l'Anglaise. 1) Gipsying. — 2) A Picnic-party. — 3) Das Erntefest. — 4) Mushrooming. — 5) Abwesenheit des Storchs und der Nachtigall. — 6) Eine stille Quäkerversammlung. — 7) Bootfahrt von Teignmouth nach Weymouth. — VI. Blumen und Kränze. 1) Historische Blüthen und Blumen. a. Heraldische Pflanzen. b. Ethnographische Pflanzen. c. Weihnachts-Laubschmuck. d. Die Weide. e. Der Hagedorn. f. Blumenkranz. — 2) Englische Primulas. — 3) Bildung der Blumennamen. — VII. Irländisches. 1) Die Smaragdinsel. — 2) Paddy und John Bull. — 3) Cabins und Kartoffeln. — 4) Bettler und Lumpen. — 5) Tanz und Spiel. — 6) Segen und Flüche. — 7) Priester und Heilige. — 8) Feen und Hexen. — 9) Das Lied von St. Patrik, dem Vertreiber der Kröten und Schlangen. — 10) Der Elfenschuh. — VIII. Miscellen. 1) Die Physiognomie Englands. — 2) Nationalcharakter. — 3) Scharfe Gränzlinien. — 4) „Thou" (Du). — 5) To carry on. — 6) Spirit. — 7) Karrikaturen. — 8) Interpunction. — 9) Sprache. — 10) Ein altes englisches Sprüchwort. — 11) „I will! I shall! I can?" — 12) Short and sweet. — 13) Englische Vornamen. — 14) Abkürzungen der Namen der Shires auf Briefen, in Anzeigen ꝛc. — 15) Der Buchstabe H in Staffordshire. — 16) „Whisper." — 17) Süße Worte. — 18) „Housewarming." — 19) Englische Höflichkeit. — 20) Von der Wäsche. — 21) Liebesausdrücke. — 22) Das irische Guckoo-lamb. - 23) The only country where a gentleman ought to live in. — 24) Dinner. — 25) Kirche. — 26) Fingerschmuck. — 27) Wedding ring. — 28) Hochzeits- und Todeshandschuhe. — 29) Orangen- und Myrtenblüthen. — 30) The governor. — 31) Confirmation. — 32) Communion. — 33) Kinderbücher. Thierwelt. — 34) Lehrmethode. — 35) National schools. — 36) Nurse. — 37) Lateinisch. — 38) Namen für junge Thiere. Thierwelt der Kinder. — 39) Herbst. — 40) Herbstbeeeen. — 41) Der Obstgarten der Armen. — 42) „Robin Redbreast." — 43) Komische Grabschriften in England. — 44) Ophelia-Trauerweide. — 45) The

supporter in the royal armo in England. — 46) Nachtwächter. — 47) Cockneys. — 48) Der 5. November. — 49) Warcries. — 50) Taxe. — 51) Englische Polizei.

Kohl, J. G., die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen. 3 Bde. 12. 1846. broch. 5 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: 1) Auf der Geest. — 2) In der Marsch. — 3) Uebergang zu den Inseln. — 4) Die Insel Föhr. — 5) Ein Schiffervolk. — 6) Die Dörfer im Innern. — 7) Die Schiffscapitäne. — 8) Die Wallfischfänger. — 9) Die decimirte Bevölkerung und ihre Kirchhöfe. — 10) Ein Gerhard Dow. — 11) Die Juden und der Ackerbau. — 12) Der Entenfang. — 13) Tauf und Familiennamen. — 14) Das Westerland. — 15) Das Fenster. — 16) Friesen und Engländer. — 17) Schulbesuch. — 18) Die Galligen. — 19) Reise nach Amrum. — 20) Bemerkungen über die friesische Sprache. — 21) Fahrt nach der Insel Sylt. — 22) Die Dünen. — 23) Der Austernfang und die Seehundsjagd. — 24) Das Land List. — 25) Ein Nordweststurm. — 26) Eine Lootsenfahrt. — 27) Traditionen und Sagen. — 28) Miscellen. — 29) Hoffreise. — 30) Husum. — 31) Das Land der Eider. — 32) Tönning. — 33) Dithmarschen. — 34) Geschichte einer Marschrepublik. — 35) Der Kirchhof zu Lunden. — 36) Heide. — 37) Ein neues Land. — 38) Die Waltenwelt. — 29) Meldorf. — 40) Fahrt durch Süder-Dithmarschen. — 41) Wilstermarsch.

Kohl, Ida, Paris und die Franzosen. Skizzen. 3 Theile. 8. 1845. broch. 5 Thlr.

Inhalt: I. Zur Einleitung. Eine Luft- oder Lustreise. — II. Nationalcharakter. 1) Der patriotische Franzose. 2) Verzeihlichkeit. 3) Franchise. 4) Causerie. 5) Esprit, Grace, Politesse. — III. Die Frauen. 1) Die Thätigkeit und Tüchtigkeit der Frauen. 2) Geist und Herz der französischen, englischen und deutschen Frauen. 3) Mann und Frau, Mutter und Kind. 4) Amants, mariages de raison. 5) Die Pariserin, als ausschließlich Parisisch. 6) Die Hülle der Pariserin. — IV. Die Pariser im Freien. 1) Der Flaneur und der Gamin de Paris. 2) Die Fresco-Musiker. 3) Der Factionnaire, der Facteur, der Comissionaire und verschiedene andere Straßenbewohner. 4) Der Zahnauszieher al fresco. 5) Straßenbewohner und Straßenangelegenheiten. 6) Die Queue. — V. Die tanzenden Pariser. 1) Le bal masqué in der großen Oper. 2) Die Sommerbälle. 3) Die Polka. — VI. Die todten Pariser, ihre Wohnplätze und Feste. 1) Montmartre. 2) Père Lachaise. 3) Die Immortellenkränze. 4) La fête des morts. 5) Mont Purnasse. 6) Der Friedhof auf dem Mont Valérien. 7) Les chapelles ardentes. 8) Beerdigung in der Kirche St. Thomas d'Aquin und in St. Mery. Der Reiche und der Arme. 9) Begräbniß eines Pair de France. 10) Lafitte's Begräbnißtag. 11) Der größte Todte von Paris im Dom der Invaliden. 12) Todtenmesse in der Kirche zu Neuilly. 13) Der geliebteste Todte. 14) La chapelle ardente St. Ferdinand. 15) La basse messe dans la chapelle expiatoire. 16) Der gekrönte Kaiser und die betende Kaiserin. 17) Das Sterbehaus Corneille's. 18) Die Königsgräber in St. Denis. 19) Die Morgue. 20) Noch lebende Todte 21) Todte Lebendige. VII. Wasser in Paris. 1) Die Seine. 2) La fête des blanchisseuses. 3) Les joûtes. 4) Gebäude und Aussichten vom Flusse. 5) Die Fontainen. 6) Les grandes eaux de Versailles. 7) Les porteurs d'eau. 8) Gefrorenes Wasser. 9) Vom heiligen Wasser. — VIII. Gärten, Blumen

und Bäume. 1) La Saint Fiacre oder das Gärtnerfest. 2) Künstliche Gärten. 3) Blumen, Bäume und Sträuße. IX. Die Engländer in Paris. 1) Die Straße St. Honoré und ihr englisches Interesse. 2) Der Haß zwischen England und Frankreich. — X. Englisch-Deutsch-Französisch. 1) Reminiscenzen eines französischen Soldaten aus Deutschland. 2) Deutsches Herz und deutscher Kopf. 3) Religiöses. 4) Intelligenz und Seele. 5) Glaube, Liebe, Hoffnung. — XI. Einzelne Sitten und Gebräuche. 1) Comfort, Gemüthlichkeit, Behelfe oder Classisches, Romantisches, Künstlerisches. 2) Handschlag, Lippenkuß und Doppelkuß. 3) Das Frühstück eines französischen Capitäns en retraite, mit dem eines englischen auf halbem Sold verglichen. 4) Einiges über Tisch-Etiquette. 5) Die bärtigen Franzosen. 6) Ein französisches, ein englisches und ein deutsches Schlafzimmer. — XII. Redensarten. 1) Petit. 2) Einige übertriebene und nicht übertriebene Redensarten und Calembourgs. 3) Logisches und Bündiges. — XIII. Spaziergänge in und um Paris. 1) Eine Stunde im Tuilerieengarten. 2) Spaziergang in den Champs Elysées am Sonntag Abend. 3) Die Champs Elysées am Morgen. 4) Im Bois de Boulogne. 5) La Place du Trône und le Bois de Vincennes. 6) Das Champ de Mars. — XIV. Einzelne Theile und Gebäude von Paris. 1) Durchflug durch die Boulevards, von der Madeleine bis zum Boulevard du Temple am Abend. 2) L'ancien Paris. 3) Spaziergang in der Cité. 4) Le Marché des Innocents. 5) Das Erwachen von Paris auf den Boulevards. 6) Un Hôtel garni (Hôtel d'étudiants). 7) La halle aux blés, la colonne de Catharine de Medicis, l'eglise St. Eustache, le puits de Tantale, la Fontaine des Innocents. 8) Besuch im Hôtel des Invalides. 9) Im Louvre. — XV. Kirchen, religiöse Feste, religiöse Gebräuche und Gesinnungen. 1) Aux Vêpres dans la cathédrale de St. Denis, den 15. October 1843. 2) Die Kathedrale von St. Denis an einem gewöhnlichen Tage. 3) La Toussaint. 4) Le bon Dieu. 5) La semaine sainte. 6) Le dimanche des rameaux. 7) Jeudi Saint. Das Fußwaschen der Armen. 8) Vendredi Saint und Longchamps. 9) Der heilige Sonnabend. 10) Der Ostersonntag. 11) Fête Dieu. Les petites chapelles. 12) Weihnachten. 13) Les étrennes dans les maisons. 14) Der Neujahrstag. 15) Le jour des rois. — XVI. Die Himmelskönigin. 1) Les enfants voués à la vierge. 2) Frankreich als auserwähltes Land der heiligen Jungfrau. 3) Le mois de Marie. 4) Das Kleid der heiligen Jungfrau. 5) Eine Prozession von Nonnen des Marienordens. — XVII. La charité. 1) L'hôpital des incurables femmes et les soeurs de charité. 2) Ma soeur Française. 3) Die Heiterkeit der barmherzigen Schwestern. 4) Allgegenwart und gelegentliches Wirken derselben. 5) Die weltliche Soeur de charitè. 6) Les dames de charité. 7) La charitè s'il vous plait. — XVIII. Protestantisches. 1) Besuch der Mistreß Fry im Mai 1843. 2) The society of peace. 3) Mistreß Fry und die Griechen. 4) Besuch bei einer Quäkerin. 5) La maison des diaconesses protestantes. 6) Die methodistischen Versammlungen in Paris. — XIX. Pädagogisches. 1) La maison royale de la légion d'honneur de St. Denis. 2) Les Veilleuses de la maison royale de St. Denis. 3) Besuch bei einer Elevin in St. Denis. 4) Eine Preisvertheilung. 5) Le couvent des oiseaux. 6) Die Course für Kinder. 7) Des enfants en nourrice. 8) Belohnung der Tugend. — XX. Ausflüge in die Umgegend von Paris. 1) Fêtes des Loges à St. Germain. 2) St. Germain. 3) Das Schloß Neuilly. 4) Le mont Valérien und Rueil. — XXI. Miscellen. 1) Ein alter Bonapartischer General. 2. Le tourbillon des insensibles. 3) Le petit St. Thomas. 4) Mardi gras. 5) Dimanche gras. 6) Ein Abend

bei Franconi. 7) Thierquälerei. 8) Die geschickten Pariser Finger. 9) La belle France und Merry England. 10) Die alten Franzosen. 11) Omnibus-Curiositäten. 12) Das Feuer. — XXII. Paris und die Provinz. 1) Die Provinz in Paris. 2) L'homme du midi. 3) Le Gascon et le Normand. 4) Gebräuche im Süden. 5) Le Pèrigord. 6) Physiognomie der Pariser Gesellschaft. Paris in Bezug auf die europäische Gesellschaft.

Laing, S., Reisen in Schweden und Norwegen. Nach dem Engl. bearbeitet mit Zusätzen und Anmerkungen von W. A. Lindau. Erster Theil: Reise in Schweden. Nebst einem lithographirten Titelblatt. gr. 8. 1843. broch. 2 Thlr.

— — deren zweiter Theil: Reise in Norwegen. Nach dem Englischen bearbeitet mit Zusätzen, Anmerkungen und einem Anhange: Geschichte des norwegischen Grundgesetzes von W. A. Lindau. Mit einem lithographirten Titelblatte. gr. 8. broch. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leben und Sitte in Persien. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1828. Velinp. 2 Thlr. 5 Ngr.

Inhalt: Erster Theil. Einleitung. 1) Reise von Bombay nach dem persischen Meerbusen. 2) Maskat. 3) Der persische Meerbusen. Abuschehr. 4) Lager bei Abuschehr. Pferde Abdulla Aga. Anekdote von einem Araber. 5) Antilopen-Jagd und Falkenbeize. Gastmahl bei dem Scheikh. Tollemache. Luftspiegelung. Nadir Schah und der türkische Gesandte. 6) Des Gesandten Ermahnungen. Tagebuch des Mehmandars. Die arabische Kinderwärterin. Blaubart. Persische Förmlichkeit. Des Königs Bildniß. 7) Bergbewohner. Das Thal Kaserun. Kraft der Salpetersäure. Der geblendete Riza Kuli Khan. Sonderbare Vögel. Das schöne Thal e Duscht Ardschun. Mohammed Riza Khan Beiat. Irländische Heimatliebe. Der persische Landeigenthümer. 8) Schilderung des Gesandtengefolges. Gunstbewerbungen bei dem Gesandten. 9) Wichtigkeit der Formen. Persische Gebräuche bei Besuchen. Schwierigkeiten einer Ausgleichung. Glückliches Ende eines Streites über Förmlichkeiten. Geselliger Verkehr in Persien. Fabeln und Apologe. 10) Die Fabel von den beiden Katzen. Eingang eines persischen Vertrags. Saadi's Apologe. Nizam ul Mulk an Mohammed Schah. Jesdidschird's Tod. 11) Schiras. Der Scheikh ul Islam oder Oberrichter. Abdulla Kadir. Gastmahle. Der Derwisch Scheffer. Die Geschichte Abdulla's von Khorassan. Der persische Dichter. 12) Persische Diener. Abreise von Schiras. Persepolis. Die sieben Abenteuer Rostem's. Jäger-Anekdote.

Zweiter Theil. 1) Reisende und Alterthümler. Der wilde Esel. Falkenbeize. Mader i Suliman. Aklid. Spiegel. Mehdi Khan. Isfahan. Persische Bürger und Bauern. Schah Abbas der Große. Harun Erraschid. Netheus. 2) Kaschan. Scorpione. Der Jüngling aus Kaschan. Dorf Sinsen. Raubzüge der Turkmannen. Wandernde Stämme. Mihrab Khan Afffchar. Kerrim Khan. 3) Ankunft in Kum. Die Mohammedanerinnen. Ihre Rechte nach der Verheirathung. Ehescheidungen. Geschichte Hadschi Salah's des Störrigen. 4) Abreise von Kum Puk i Dellak. Dirja i Kibihr. Das Thal der Schatten des Todes. Geschichte eines Guhl. Ueber die persische Dichtkunst. 5) Ansicht von Teheran. Demavend. Rhe. Einzug in die Hauptstadt. Hadschi Ibrahim. Sahl Khan. Höfliche Redeweisen. 6) Bedingungen des Empfanges in Teheran. Zweiter Besuch. Ablieferung der Geschenke. Vertrauliche Zusammenkünfte. Des Königs Vorfahren. Krongeschmeide. Der König ein Freund von Scherzen. Sein Zeitvertreib. Harem. Königliche Mahlzeiten. Hadschi Ibrahim. Sein

Charakter und Tod. 7) Fortschritte der Russen. Bonaparte. Zweiter Besuch in Sültanieh. Betrachtungen. Abbas Mirza. Elektrisir-Maschine. Fantasmagorie. Persische Minister. Mohammed Hussein Khan Mervi. 8) Abreise von Sultanieh. Tabris. Klima. See Urmia. Ahmed der Flicker. 9) Marga. Nasir ud din. Persische Diener. Der Fluß Dschagatti. Kurdistan-Räuber. Ankunft in Sennah. Ardelan. Schluß.

Pabel, E. (v. Martens), Rußland in der neuesten Zeit. Eine Skizze. 8. 1830. broch. 1 Thlr.

Inhalt: 1) Geschichtliche Einleitung. 2) Züge zur Charakteristik verschiedener Zweige der innern Staatsverwaltung in Rußland. 3) Züge zur Charakteristik der verschiedenen Stände. Der Adel. Die Bürger. Die Geistlichkeit. Der Bauer. Die Juden. 4) Etwas über Esthland und Liefland. 5) Ueber die Moldau und Walachei. 6) Bestand der Armee. 7) Seitenblicke auf die Jahre 1811—1815.

Reisebilder aus der Levante. A. d. Engl. von R. Lindau, mit einer Vorrede von W. A. Lindau. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1) Die Cycladen. 2) und 3) Smyrna. 4) Ephesus. 5) Laodicea. 6) Philadelphia. Sardes. 7) Abreise von Smyrna. Phocäa. Scios. Patmos. Sime. Zusätze und Anmerkungen. 1) Ueber die neuere Geschichte Smyrna's. 2) Ueber die sieben Kirchen in Asien.

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805—1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Erstes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da zurück nach Hamburg, mit besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1823. 1 Thlr.

— — deren zweites Bändchen, unter dem besonderen Titel: Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas, und Rückkehr über New-York nach Copenhagen. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1824. 1 Thlr. 5 Ngr.

— — deren drittes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise von Hamburg nach Bordeaux und über St. Louis nach Isle de France. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1824. 1 Thlr.

— — deren viertes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise von Nantes nach den Antillen, und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1831. 1 Thlr.

— — deren fünftes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise von England nach China. 8. 1824. 1 Thlr.

— — deren sechstes bis achtes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reisen im Mittelmeere und in einigen der angränzenden Länder. Erster bis dritter Theil. 8. 1826—1828. Jedes Bändchen 1 Thlr.

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805—1817. Für die reifere Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann. Neuntes und zehntes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise in dem Mittelmeere und in einigen der angrenzenden Länder. Vierter und fünfter Theil. 8. 1829. 2 Thlr. 5 Ngr.

Alle 10 Bändchen kosten im herabgesetzten Preise 7 Thlr. 15 Ngr.

— — dieselben. Dritte verbesserte und wohlfeilere Taschenausgabe. 10 Bändchen. 16. 1831. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: 1. Bändch.: Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg. 2. Bändch.: Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Kopenhagen. 3. Bändch.: Reise von Hamburg nach Bordeaux und über Saint Louis nach Isle de France. 4. Bändch.: Reise von Nantes nach den Antillen und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. 5. Bändch.: Reise von London nach China und Rückkehr nach England. 6. Bändch.: Bemerkungen über England und Reise nach Sicilien. 7. Bändch.: Beschreibung der Stadt Messina und Schilderung ihrer Einwohner. 8. Bändch.: Bemerkungen über Sicilien, Reise von Messina nach Aegypten und Rückkehr nach jener Stadt. 9. Bändch: Reise von Messina nach Alicante, Iviza, Bona, Tarragona, Malta und Odessa, und Rückkehr nach Sicilien. 10. Bändch.: Reise von Messina nach Livorno, Genua, Savona, Cantania, Neapel, Palermo und den ionischen Inseln, und über Malta und Triest nach Sachsen; nebst Erklärung der in dieser Reisebeschreibung vorkommenden nautischen Kunstausdrücke.

Richter, T. F. M., die Wasserwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange, zur Belehrung der reiferen Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann, auch zum Gebrauche für Seereisende und angehende Seeleute. Mit Seekarten und Abbildungen. Erster Band: Das Meer nach seinen physischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, nebst einleitenden Bemerkungen über das Wasser im Allgemeinen. Mit einer Seekarte und 6 Tafeln Abbildungen. 8. 1835. geb. 2 Thlr.

— — deren zweiter Band: Der Bau und die Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Bemerkungen. Mit einem Atlas von zwölf Tafeln. 8. 1837. geb. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Robert, Cypr., die Slaven der Türkei oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von Marko Fedorowitsch. 2 Thle. gr. 8. broch. 1844. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vernes neue empfindsame Reisen in Frankreich. (Vom Verfasser der Fündlinge, K. H. Seyfried.) Neue Auflage. 2 Theile. 8. 1808. 1 Thlr. 22 Ngr.

Vieusseux, A., Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1826. 2 Thlr. 15 Ngr.

Walachei, die, und Moldau, in Hinsicht auf Geschichte und Landesbeschaffenheit, Verfassung, gesellschaftlichen Zustand und Sitten der Bewohner. Nach Wilkinson und anderen Quellen bearbeitet von R. Lindau. 8. 1829. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walsh, R., Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Thle. Mit einem Plane der Gegend um Konstantinopel. 8. 1828 2 Thlr. 11½ Ngr.

Inhalt: Erster Theil: Reise von Konstantinopel bis Rustschuk. Zweiter Theil: Walachei, Siebenbürgen und Ungarn.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401615133

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Wilhelm

Ausflug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frü
hjahr 1845 mit einer Ansicht von Sevilla

Dresden ; Leipzig 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.180
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449260-7